

Paul Rosenkranz

---

vor **40** Jahren

---

von **Danzig**  
bis **Stalin-**  
**grad**

---

**40** Artikel über  
die ersten

**40** Monate des  
2. Weltkrieges



*Bilder zu Stalingrad gestern und heute*





*Bilder zu Danzig gestern und heute*



© Copyright 1983 by Verlag Maihof, Luzern  
Alle Rechte vorbehalten  
Satz und Druck: Druckerei Maihof AG, Luzern  
Umschlag: Marcel Nuber, Kastanienbaum  
Karten: Hans Hagmann, Horw

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader



# Inhaltsverzeichnis

## Zur Einleitung:

Der Zweite Weltkrieg – wie es dazu kam .....	9
Hitler und der Hitlerismus .....	15

## 1939

September: Der Kriegsausbruch .....	21
Oktober: Der Polenfeldzug .....	27
November: Drôle de guerre?.....	34
Dezember: David und Goliath .....	40

## 1940

Januar: Krieg zur See.....	47
Februar: Planung der Frühjahrsfeldzüge.....	53
März: Die Schweizer Armee im «drôle de guerre» .....	59
April: «Weserübung».....	66
Mai: Blitzkrieg im Westen.....	73
Juni:Die Tragödie Frankreichs.....	79
Juli: Reduit und Rütli-rapport .....	86
August: Die Schlacht um England .....	93
September: Mussolinis Parallelkriege .....	99
Oktober: Neue Fronten in Osteuropa.....	105
November: Amerika und der Krieg .....	111
Dezember: Krieg in Afrika .....	117

## 1941

Januar: An der Schwelle zum Entscheidungsjahr .....	123
Februar: Die Schweiz im zweiten Kriegswinter .....	129
März: Planung «Barbarossa» .....	135
April: Letzter Blitzsieg in Europa.....	141
Mai: Ein seltsamer Flug – Rudolf Hess in England .....	147
Juni: Weltgeschichtliche Wende: Hitlers Angriff auf Russland .....	153
Juli: Gescheiterter Blitzkrieg .....	159
August: Die Atlantik-Charta .....	165
September: Die Flut steigt im Pazifik.....	171
Oktober: Der gelbe Stern .....	176

November: Vor dem Gezeiten wechsel .....	182
Dezember: Pearl Harbor .....	188

## 1942

Januar: Von den Fehlern zu den Verbrechen .....	194
Februar: Der Widerstand erwacht .....	199
März: Der zaubernde Dilettant .....	205
April: Das Ende der Kollaboration .....	211
Mai: Lidice .....	216
Juni: Midway – Wende im Pazifik .....	222
Juli: Nutzlose Siege .....	228
August: Ein trüber August .....	233
September: Zwischen Dienstpflicht und Hochverrat .....	239
Oktober: El Alamein – Wende in Nordafrika .....	244
November: «Torch» – Invasion in Nordafrika .....	251
Dezember: Stalingrad .....	257

## Vorwort

*Vor ein paar Jahren hat mich die Redaktion der Zeitung «Vaterland» ersucht, ab Herbst 1979 das Geschehen des Zweiten Weltkriegs, wie es sich aus der Rückschau 40 Jahre danach darstellt, zu kommentieren. Jeden ersten Samstag im Monat stand mir eine Seite zur Verfügung, um das Geschehen des entsprechenden Monats vor 40 Jahren darzustellen. So entstand die Artikelfolge «Der Zweite Weltkrieg – vor 40 Jahren».*

*Meine Darstellungen beruhten nicht auf eigenen wissenschaftlichen Nachforschungen; dazu reichte auch die Zeit nicht. Ich stützte mich ausschliesslich auf die vorhandene Literatur und auf Quellensammlungen. Es ist auch klar, dass das gewählte Vorgehen seine Nachteile hat. Jeden Monat wurde ein Ereignis herausgegriffen und in den Mittelpunkt gestellt; dadurch erschienen alle Monate gleich bedeutsam, was sie in Wirklichkeit natürlich nicht waren.*

*Es zeigte sich aber bald, dass die Serie auf Interesse stiess. In zahlreichen Zuschriften wurde der Wunsch geäussert, sie in Buchform herauszugeben. In diesem Band sind nun die 40 Artikel vom September 1939 bis zum Dezember 1942 vereinigt. Vorangestellt sind die beiden im August 1979 erschienenen Artikel über die Zwischenkriegszeit und den Hitlerismus.*

*Ich danke allen, die an der Entstehung dieser Artikelfolge und des Buches mitgeholfen haben: Der Redaktion «Vaterland» und der Druckerei Maihof AG in Luzern, Herrn Hans Hagmann (Horw), der die Karten zeichnete, und Herrn Marcel Nuber (Kastanienbaum) für die Umschlaggestaltung; vor allem aber meiner Frau Heidi, die viel Korrekturarbeit leistete und mich oft ermunterte, über diesen Kriegsstudien die schöne Literatur nicht zu vergessen.*

*Horw, im Oktober 1983*

*Paul Rosenkranz*

## Der Zweite Weltkrieg – wie es dazu kam

Der Friedensvertrag von Versailles nach dem Ersten Weltkrieg leitete keinen Frieden, sondern nur eine Zwischenkriegszeit ein. Auf den Weltkrieg hätte ja ein Weltfrieden folgen müssen. Ihn auch nur für begrenzte Zeit zu schaffen, wäre selbst für einen ausserordentlichen Staatsmann eine ungeheure Aufgabe gewesen; die Kräfte der nach dem Sieg wegen ihrer verschiedenen Ziele gespaltenen Alliierten, die zudem unter Zeitdruck standen und das Vertragswerk in fünf Monaten ausarbeiteten, überstieg diese Aufgabe bei Weitem. Der so oft als träumerischer Idealist belächelte amerikanische Präsident Wilson hatte diese Unmöglichkeit eines gerechten Friedensschlusses kommen sehen. Am Tage vor dem Kriegseintritt der USA gab er zu bedenken, dass durch diesen Schritt «... die Welt von der Friedensgrundlage heruntergleiten und auf eine Kriegsgrundlage gelangen würde ...»; dass dann die halbe Menschheit «... das Denken aufgeben und ihre ganze Energie nur noch auf Zerstörung richten würde»; dass Deutschland dann geschlagen würde, «und zwar so schwer geschlagen, dass ein Diktatfrieden, ein Frieden der Sieger, die Folge sein werde»; das aber wiederum bedeute, «dass der Versuch gemacht werden wird, eine Friedenszivilisation mit Kriegsmassstäben wieder aufzubauen ...»

### Ein schikanöser Friede

Der Versailler Friede war effektiv ein Diktat! Die Verlierer – und das war in erster Linie Deutschland – wurden nicht zum Friedenskongress eingeladen. Der Friede selber war nicht grausam, nicht einmal hart, höchstens schikanös. In gewissem Sinne hatte sich Deutschlands Situation durch den Krieg sogar verbessert; davon wird noch zu reden sein. Aber der Frieden war eben doch ein Diktat, der das Ehrgefühl des Unterlegenen verletzte und in Deutschland nichts als Ablehnung hervorrief. Es war den Siegern nicht gelungen, Deutschland in die neue Friedensordnung miteinzubeziehen; was Wunder, dass es diese Ordnung, die es nur unter Zwang unterschrieb, nie achtete. Deutschland gehörte 1919 zu den revisionistischen Mächten, die den Frieden von Versailles nicht akzeptierten.

Aber es war unter den Revisionisten nicht allein. Italien hatte, obwohl Siegermacht, den Friedenskongress noch während der Verhandlungen unter Protest verlassen. Es erkannte bald, dass die zahlreichen Versprechen, die die Alliierten ihm vor seinem Kriegseintritt gemacht hatten, nicht gehalten werden konnten. Auch das italienische Ehrgefühl war tief verletzt. Dieser verletzte Stolz und die Schwäche der demokratischen Regierung verhalfen Mussolini schon drei Jahre später zur Macht. Sein Programm verhies den Italienern einen starken, autoritären Staat und nationale Grösse.

Gar nicht teilgenommen am Kongress hatte die Sowjetunion. Sie war seit der Revolution von 1917 eine isolierte, noch über Jahre in Bürgerkriege, in die auch die Alliierten eingriffen, verstrickte Macht. Ihr aussenpolitisches Programm hiess, so lange Lenin lebte, Weltrevolution. Damit war auch die UdSSR revisionistisch.

China unterschrieb den Vertrag nicht aus Protest gegen die Abtretung der deutschen Vorrechte in China an Japan. Und selbst die Vereinigten Staaten, die den Ausgang des Krieges



entschieden und deren Präsident den Friedensvertrag wesentlich mitbestimmt hatte, ratifizierten den Vertrag nicht. Amerika hatte sich noch nicht an seine weltgeschichtliche Rolle gewöhnt. Es befürchtete, über den Völkerbund in neue europäische Kriege, die man verabscheute, hineingezogen zu werden. Die USA zogen sich – so sah man es wenigstens von Europa aus – in die Isolation zurück oder besser: sie wandten sich verstärkt jener Flanke zu, die vielleicht überhaupt die primäre in der amerikanischen Geschichte gewesen ist – der pazifischen.

Die drei grössten und volkreichsten Länder der Erde hatten also den Frieden nicht unterschrieben und waren dem Völkerbund, der ihn schützen sollte, nicht beigetreten. Aber es gab auch kleine Staaten, die von Versailles bitter enttäuscht waren: Österreich zum Beispiel, das nach dem Zerfall des Habsburgerreichs nur noch als deutschstämmiger Kleinstaat übrigblieb. Es ist nie leicht, von einstiger Grösse herabzusteigen – auch für Staaten nicht, und da Österreich auch alle seine alten wirtschaftlichen Verbindungen verloren hatte, war der Wunsch nach Anschluss bei Deutschland weit verbreitet; aber gerade diesen Anschluss verbot ihm der Vertrag.

Oder dann Ungarn! Zwei Drittel seines Staatsgebietes und 59 Prozent seiner Bevölkerung hatte es verloren und kannte natürlich keinen grösseren Wunsch, als Versailles möglichst bald zu beseitigen.

### Eine zu schmale Basis

So wurde die Friedensregelung praktisch nur von England und Frankreich getragen. Aber diese Basis war zu schmal, um tragfähig zu sein. Ausserdem befriedigte der Vertrag nicht einmal jene, die ihn ausgearbeitet hatten – nicht einmal die Sieger. Er nahm ihnen die Angst vor der Zukunft und vor einem neuen deutschen Angriff nicht. Denn obwohl der Friede ein Diktat war, hatte er Deutschland nicht wesentlich geschwächt. Sein Fehler liegt nicht darin, dass er zu hart war, sondern – wie Sebastian Haffner sagt –, dass er das Deutsche Reich «weder dauerhaft entmachtete noch dauerhaft integrierte». Der Krieg selber hatte ja Deutschland praktisch unversehrt gelassen, während er Frankreich, auf dessen Boden er zur Hauptsache ausgetragen worden war, schwere Schäden zugefügt und es vom Bankier Europas zum Schuldner der USA gemacht hatte. Vor allem in Osteuropa aber hatten sich die Verhältnisse grundlegend – und nicht zuungunsten Deutschlands – verändert. Dieses grenzte nun nicht mehr an die beiden Grossmächte Russland und Österreich/Ungarn, sondern an eine Reihe mittlerer Staaten, die aus dem Zusammenbruch dieser beiden Grossmächte hervorgegangen waren.

Von den baltischen Kleinstaaten über Polen, die Tschechoslowakei und Ungarn bis hinunter in den Balkan war ein Gürtel mittlerer und kleiner Staaten entstanden, die man Nationalstaaten nannte, obwohl kaum einer von ihnen nicht mehrere Nationalitäten umfasste. Ihre demokratischen Regierungen waren schwach und kippten bald um zur Diktatur; ihre wirtschaftliche Lage war chaotisch, und ihre aussenpolitische Situation lässt sich am besten mit «Krieg aller gegen alle» umschreiben. Hier hatte sich ein Vakuum gebildet, das wie alle machtleeren Räume in der Geschichte gefährlich war, weil es die Grossmächte verlockte, die Leere aufzufüllen.

Dass diese Grossmacht nach 1917 nicht Russland sein konnte, lag auf der Hand. Deutschland war also geradezu prädestiniert, in Mitteleuropa nach 1919 die Rolle einer Vormacht zu spielen, vor allem, wenn man noch die Angst dieser Staaten vor dem Bolschewismus bedenkt. Deutschlands Gegner Frankreich war auch die alte Möglichkeit entzogen, durch

ein Bündnis mit dem Nachbarn des Nachbarn – und das war vor dem Ersten Weltkrieg Russland gewesen – Deutschland in die Zange zu nehmen. Als es nach 1920 diese Tradition seiner Aussenpolitik wieder aufnahm und nacheinander Bündnisse mit Polen, der Tscheche! und Rumänien schloss, sah es sich mit lauter Staaten verbunden, die auf recht schwachen Füßen standen und Frankreichs Aussenpolitik mehr belasteten als nützten.

J. R. von Salis schliesst in seiner ausserordentlich lesenswerten «Weltgeschichte der neuesten Zeit» die Betrachtung des Versailler Friedens mit folgenden Worten: «... in die Freude über den wiedergekehrten Frieden mischte sich in vielen Herzen tiefe Sorge um die Zukunft. Der Glaube an diesen Frieden war bei vielen von denen, die an seiner Ausarbeitung mitgewirkt hatten, nicht vorhanden. Er befriedigte die Sieger nicht, und den Besiegten erschien er als ein ihren Stolz tief verletzendes Diktat. Zehn Jahre später erschien George Clemenceaus nachgelassenes Buch über den Friedensschluss unter dem Titel: ‚Grösse und Elend eines Sieges‘.»

### Also wieder Krieg?

Musste es also so kommen, wie es dann gekommen ist? Sind also die Sieger von 1919 schuld an der Misere und schliesslich am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges? Man erliegt bei geschichtlichen Betrachtungen oft der Versuchung, aus dem, wie es dann gekommen ist, zu schliessen, dass es gar nicht anders kommen konnte. Aber das heisst, die Geschichte von der falschen Seite betrachten, vom Ausgang her statt vom Anfang. Doch die Geschichte ist nie eine Einbahnstrasse, und sie ist es auch nach 1919 nicht gewesen. Es gab ja immerhin die glücklichen Zwanziger Jahre; Entspannung war möglich. Der Revisionismus brauchte nicht gewalttätig und kriegerisch zu sein, wie er es dann bei Hitler geworden ist; er konnte sich auch diplomatischer Formen bedienen wie bei Stresemann und konnte sogar – wie die Jahre nach 1923 zeigen – recht erfolgreich sein.

Es ist Mode geworden, den Versailler Frieden in Bausch und Bogen zu verdammern. Er verdient das nicht; zahlreiche Probleme waren damals in Gottes Namen fast nicht lösbar. Greifen wir nur zwei heraus:

- Die Grenzziehung in Mitteleuropa! Hier waren seit Jahrhunderten die völkischen Grenzen so verwischt, dass es unmöglich war, klare nationale Grenzen zu ziehen. Man hat 1919 zur fairsten aller denkbaren Methoden gegriffen, um das zu erreichen: zum Mittel der Volksabstimmung. Aber was tun, wenn, wie beispielsweise in Oberschlesien, die Städte deutsch und das Land polnisch stimmten? So blieben eben trotz aller Bemühungen 1,3 Millionen Polen in Deutschland und 1 Million Deutsche in Polen – und letztere haben, wie wir alle wissen – eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Wenn man klare nationale Grenzen wollte, gab es nur zwei Wege: den der Liquidation oder der Vertreibung der Minderheiten. Diesen barbarischen Weg gingen die Sieger von 1919 nicht; erst während und nach dem Zweiten Weltkrieg hielt man ihn für richtig.
- Oder dann das Problem der Reparationen: Dass Frankreich, Belgien und andere kriegsversehrte Länder vom praktisch intakten Deutschland eine Wiedergutmachung der Kriegsschäden verlangten, ist begreiflich. Aber wie diese Schäden berechnen? Wie Güter aus Deutschland herausbringen, ohne dort eine hoffnungslose Inflation zu bewirken? Wenn man schliesslich – nach vielen anderen Vorschlägen – auf die Idee kam, von Deutschland ab 1930 Jahresraten von einer Milliarde Mark, die langsam ansteigen und bis 1987 (!) bezahlt werden sollten, zu verlangen, so war das natürlich völlig absurd. Aber dem Plan lag die faire Idee zugrunde, von Deutschland nichts Unmögliches zu

verlangen und seine Wirtschaft nicht zu ruinieren.

Sicher: Der Versailler Frieden enthielt viel Ungereimtes; es war ein unglücklicher Friede; eine Katastrophe war er er nicht. Und entsprechend war auch die Lage Deutschlands nach dem Krieg: Unglücklich, aber nicht katastrophal.

### Republik ohne Republikaner

Deutschland akzeptierte den Frieden nicht; aber es akzeptierte auch sich selbst nicht: Seit dem 9. November 1918 war es eine Republik, die von einer Koalition der linken Mitte – von Sozialdemokraten, Linksliberalen und Katholiken – getragen wurde. Man nannte sie die Weimarer Republik, um nach dem preussischen, kriegerischen auf das bessere, geistige Deutschland anzuspielen. Aber diese Republik wurde vom ersten Tag weg von zwei Seiten unter Beschuss genommen: von links, weil die Revolutionäre, die den Sturz des Kaisertums herbeigeführt hatten, ihre kommunistische Revolution zu Ende führen wollten. Daran wurden sie von der Weimarer Koalition gehindert, die die Revolution niederschlug.

Aber die Weimarer Republik hatte ihre Feinde auch rechts, eben weil sie eine Republik war und – wenigstens, was die Republik betraf – aus der Revolution von 1918 hervorgegangen war. Diese Rechtsopposition, ebenso dauerhaft und unerbittlich wie die Linksopposition, war nach der Meinung von Sebastian Haffner sogar noch die gefährlichere, «weil sie nach wie vor fast alle Staatsstellungen in Heer und Beamtschaft besetzt hielt; der Staat von Weimar hatte von Anfang an eine ganze Armee von Verfassungsfeinden im öffentlichen Dienst!»

Als schon die Wahlen zum ersten Reichstag 1920 diesen rechten und linken Gegnern die Mehrheit im Parlament brachten, zeigte sich, dass die Republik nur von einer Minderheit getragen wurde. Auch hier gilt dasselbe wie vom Versailler Vertrag: Die Basis, die die Weimarer Republik trug, war zu schmal. Und so wie der Frieden praktisch ungeschützt war, weil sich kein Verteidiger für ihn fand, so war es auch die deutsche Republik. Einem, der das Schwache nicht achtete, mussten beide – Frieden und Republik – wohl oder übel erliegen.

Auf dieser schwachen Republik lasteten von Anfang an andere, schwere Hypotheken. *Sie* musste den Friedensvertrag unterzeichnen und nicht jene, die die Suppe eingebrockt hatten: der Kaiser, die Militärs. *Sie* musste bei Kriegsende die Hunderttausende von Kriegsheimkehrern wieder einordnen, Menschen, die seit Jahren nichts anderes gesehen hatten als Tötung und Zerstörung und von nichts anderem wussten als von Angst, Hass und Not. Einer unter diesen, die kaum mehr wussten, was Recht und Gesetz war, hiess Adolf Hitler – er freilich hatte es auch vorher nie recht gewusst. *Sie* musste ferner der ungeheuren Inflation Herr werden, die 1923 den Sparern, also den Leuten des Mittelstandes und damit gerade ihren eigenen Leuten, ihre mühsam ersparten Vermögen über Nacht zerstörte, und damit auch ihr Vertrauen in die Republik. *Sie* auch musste mit jener feigen Dolchstosslegende fertigwerden, die die Rechtskreise – Offiziere, Monarchisten, Konservative – austreuten und die wahrhaben wollten, dass der Krieg nicht verlorengegangen wäre, hätte die Revolution und die aus ihr entstandene Republik nicht das Heer von hinten erdolcht. Diese Legende machte die Republikaner zu Landesverrättern; Novemberverbrecher nannte sie die Rechte.

## «The Golden Twenties»

Die Lage nach dem Krieg war düster. Und dennoch: Auch hier kein Einbahnweg. Es ging von 1919 bis 1939 nicht einfach bergab. Die Zwischenkriegszeit kennt zumindest drei deutlich voneinander verschiedene Phasen: Die Nachkriegszeit von 1919 bis 1923, die goldenen Zwanziger Jahre von 1924 bis 1929 und die Krisenjahre ab 1929.

Die Nachkriegszeit endet in der Turbulenz des Jahres 1923: Frankreich und Belgien marschieren im Januar ins Ruhrgebiet ein, da Deutschland mit den Reparationszahlungen im Rückstand ist. Die deutsche Regierung ruft zum passiven Widerstand auf. Das Ausbleiben der Ruhrkohle schadet der deutschen Industrie, die Unterstützung der Streikenden leert die deutsche Staatskasse. Die Inflation nimmt ungeheure Formen an: Im Juni zahlt ein Deutscher für ein Kilo Brot 1'400 Mark, im August 69'000 Mark, im November 201 Milliarden Mark! Die Republik droht zu zerbrechen. Putsche von rechts und links, Abspaltungsbewegungen der ewigen deutschen Separatisten in Bayern, im Rheinland und der Pfalz. Am 9. November 1923 unternimmt ein wenig bekannter Österreicher namens Adolf Hitler einen Staatsstreichversuch in München. Der Ausnahmezustand wird über das Reich verhängt!

Aber die Krise wurde überwunden, und was folgte, war eine erstaunliche Beruhigung der Lage in Deutschland, eine unerwartete Entspannung in Europa und eine beachtliche wirtschaftliche Erholung. Das waren die goldenen Zwanziger Jahre. Wie waren sie möglich?

Einmal traten wichtige Änderungen in Deutschland ein. Dort brachte das Chaos von 1923 die bewahrenden, konservativen Kräfte an die Macht, die für einige Jahre ihren Widerstand gegen die Republik aufgaben. Eine Mitte-Rechts-Koalition bildete bis 1928 die Regierung. Die Weimarer Republik wurde zur konservativen Republik, und das erst recht, als 1925 der 77jährige Marschall Hindenburg, Vater- und Heldenfigur aus dem Ersten Weltkrieg, zum Reichspräsidenten gewählt wurde.

Deutscher Außenminister in diesen Jahren war Gustav Stresemann. Auch er gehörte der Rechten an und war überzeugter deutscher Nationalist. Aber es war ihm klar, dass eine Revision des Versailler Friedens nur möglich war auf diplomatischem Weg. Und es war ihm – wie jedem vernünftigen deutschen Politiker seit Friedrich dem Grossen – ebenso klar, dass Deutschland in Ost oder West Partner suchen musste, um seinem ewigen Schicksal – der Zweifrontenlage – zu entgehen. Die Westgrenzen, wie sie in Versailles festgelegt worden waren, nahm er als endgültig an; eine Verständigung mit Frankreich und Belgien schien ihm möglich, und er strebte sie an. Im französischen Außenminister Briand fand er einen Partner, der ähnliches wollte.

Frankreichs Lage nach 1923 war nicht glänzend. Das Abenteuer der Ruhrbesetzung war gescheitert, England war nicht mitgegangen, die Kriegsschäden in der Höhe von 100 Milliarden Francs waren nicht gedeckt, die innere Lage war wenig stabil. Auch in Frankreich mehrten sich die Stimmen, dass nur durch Entgegenkommen, durch «appeasement» – wie das die Engländer nannten – der Friede sicherer gemacht und Deutschland dazu gebracht werden könne, ihn zu akzeptieren.

Die Politik des «appeasement» brachte Erfolge: 1925 den Locarno-Pakt, in dem Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien und England die Grenzen am Rhein anerkannten und sich verpflichteten, gegeneinander keine Kriege zu führen. 1926 den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund. 1924 und 1930 die Neuregelung der Reparationenfrage. 1928 den Briand-Kellogg-Pakt, in dem der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung zwischen den Staaten geächtet wurde; 63 Staaten unterschrieben ihn. Der Friede schien gerettet, die Nachkriegszeit war abgeschlossen; eine bessere Zukunft zeichnete sich ab.

## Die Krisenjahre

Da starb am 3. Oktober 1929 Stresemann, 5 Ijährlig. Vierzehn Tage später beendete ein Börsenkrach in New York die wirtschaftliche Prosperität und leitete eine Krisenzeit ein, die zehn Jahre später in den Zweiten Weltkrieg führte.

Die Ursachen der Krise können hier nicht genau nachgezeichnet werden. Sie liegen letzten Endes im phantastischen Wirtschaftsaufschwung der USA, deren Bruttosozialprodukt von 62,5 Milliarden 1921 auf 93,6 Milliarden Dollar 1929 stieg. Dieser Aufschwung bewirkte einen Optimismus, der die Kurse der Wertpapiere auf spekulative Höhen trieb. Als aber im Sommer 1929 erste Anzeichen – Rückgang der Bautätigkeit, geringeres Wachstum der Löhne im Verhältnis zur Produktion – verhiessen, dass sich der Boom abschwächte, begann am 18. Oktober ein Massenverkauf von Wertpapieren, der rasch zur Panik wurde. «La baisse amène la baisse»: Am 21. Oktober wurden 6 Millionen Titel verkauft, drei Tage später 13 Millionen, am 29. mehr als 16 Millionen. Die amerikanischen Industriewerte, die vor der Krise auf 415 Punkte gestanden hatten, sanken bis November 1929 auf 224 und bis in den Juli 1932 auf 58 Punkte. Die Aktien der United Steel Company – um ein Beispiel zu nennen – sanken von 261 Dollar vor der Krise auf 21,5 Dollar im Sommer 1932.

Der Börsenkrach wurde zur Wirtschaftskrise grössten Ausmasses, weil die ungeheuren Kursverluste der Wertpapiere zu Konkursen, Bankkrachen, Arbeiterentlassungen, sinkender Nachfrage, Preisstürzen und Rückgang der Produktion führten. Das Bruttosozialprodukt der USA sank bis 1932 auf 58 Milliarden Dollar. Bei der engen Verflechtung der internationalen Wirtschaft griff die Krise rasch auf Europa und andere Kontinente über. Die USA zogen kurzfristige Anleihen aus Europa zurück, und ihre Investitionen gingen von 7,4 Milliarden vor der Krise auf 2,3 Milliarden im Jahre 1932 zurück. Der Welthandel sank bis 1932 auf zwei Fünftel des früheren Umfangs.

Die Krise brachte Millionen von Menschen Elend und Armut. Sie hatte gewaltige politische Auswirkungen. Von weltgeschichtlicher Bedeutung wurde sie zumindest aus drei Gründen.

- Erstens: Sie verstärkte den Nationalismus, weil alle Staaten sofort ihre eigene Wirtschaft durch erhöhte Schutzzölle abzusichern suchten. «Jedes souveräne Land auf der ganzen Welt war darauf bedacht» – wie J. R. von Salis schreibt – «seinen ‚innern Markt‘ zu verteidigen». In Wirklichkeit verwaltete jedes seine Armut und Not.»
- Zweitens: Die Weltwirtschaftskrise war eine Krise des Liberalismus. Zu ihrer Überwindung bedurfte es enormer Staatseingriffe. Dazu konnten sich die liberal-kapitalistischen Staaten Westeuropas und Amerikas erst nach langem Zögern bereit finden, wodurch das Elend verlängert wurde. Nachher aber stieg die Staatsmacht überall gewaltig an.
- Drittens: Die Wirtschaftskrise bedeutete für die Demokratie eine schwere Belastung, der sie überall dort, wo sie nicht fest verankert war – also in Süd- und Osteuropa sowie in Deutschland – schliesslich erlag. Die erbitterten Massen der Arbeitslosen riefen nach einer starken, autoritären Führung, die ihnen Arbeit und Brot verschaffte.

So hat die Wirtschaftskrise den Nationalismus und totalitäre Tendenzen gefördert. Gerade das aber waren die Parolen des Faschismus, der nun einen grossen Aufschwung nahm.

# Hitler und der Hitlerismus

Um Hitler kommt man nicht leicht herum. Zwar für jene, die sich bei den Grossen der Weltgeschichte wegen ihrer Leistungen, ihrer herausragenden Eigenschaften oder ihrer imponierenden Persönlichkeit umsehen, ist da nicht viel zu holen. Die Beschäftigung mit Hitler und den Seinen – im Ganzen eine Beschäftigung mit Massenmördern, Rüpeln und Schlägern – ist von daher gesehen eine triste und unappetitliche Sache.

Aber unbestreitbar bleibt, dass Hitler die Welt verändert hat. Er hat die Welt, in der wir leben, ganz wesentlich mitbestimmt. Nicht dass er viel Neues gebracht hätte: Alle Hauptresultate seines Wirkens – der Aufstieg der USA und der Sowjetunion, der Niedergang Europas, die Entkolonisation, der Vormarsch des Marxismus – waren nach dem Ersten Weltkrieg schon vorgezeichnet, und die Gegenwart beginnt dort und nicht mit Hitler. So gesehen ist er nur ein grosser Beschleuniger, ein Akzelerator der Weltgeschichte, übrigens in eine Richtung, die er ganz und gar nicht gewollt hat. Seine Ziele hat er alle verfehlt: Keine deutsche Weltherrschaft, keine Ausrottung der Juden, kein Tausendjähriges Reich! Er ist ohne Zweifel völlig gescheitert; aber in der Geschichte ist nun einmal das Nichtgelungene oft so wichtig wie das Gelungene.

## Eine Unpersönlichkeit

Sein Leben: Es ist rasch erzählt. Geboren als Österreicher am 20. April 1889. Dreissig Jahre lang ein Versager, dem alles misslingt: Schule, Berufswahl, Freundschaft, Künstlertum, und der selbst dort noch einsam bleibt, wo alle anderen zusammenhalten, im Krieg, den er von 1914 bis 1918 als Deutscher Freiwilliger mitmacht. Mit 30 Einstieg in die Politik, und nochmals zehn Jahre Misserfolg. Dann plötzlich ein ungeheurer Aufstieg: Mit 44 Übernahme seines ersten politischen Amtes – er wird auf einen Schlag Deutscher Kanzler. Dann sieben bis acht Jahre ungeheure Erfolge als Führer Deutschlands und Eroberer halb Europas. Und am Ende, 1941 bis 1945, wieder ein Versager, lauter Misserfolge, bis zum Selbstmord am 30. April 1945. Ein Leben voller Sprünge – was die politische Biographie anbetrifft.

Die persönliche Biographie hingegen bleibt sich fast von Anfang an gleich, da gibt es kaum Entwicklung. «Sein Charakter» – sagt Sebastian Haffner von ihm – «ist früh festgelegt – ein besseres Wort wäre vielleicht arretiert – und bleibt sich auf eine erstaunliche Weise immer gleich; nichts kommt hinzu. Kein einnehmender Charakter. Alle weichen, liebenswürdigen, versöhnlichen Züge fehlen ...» Und ein andermal: «In diesem Leben fehlt alles, was einem Menschenleben normalerweise Schwere, Wärme und Würde gibt: Bildung, Beruf, Liebe und Freundschaft, Ehe, Vaterschaft. Es ist, von der Politik einmal abgesehen, ein inhaltloses Leben ...» Bindungen konnte Hitler nie eingehen; er war berufsscheu, ehescheu, intimitätsscheu. Thomas Mann hatte ihn schon in seinem 1938 erschienenen Aufsatz «Brüder Hitler» als einen bezeichnet, der «... rein technisch und physisch nichts kann, was Männer können, kein Pferd reiten, kein Automobil oder Flugzeug lenken, nicht einmal ein Kind zeugen ...»



Am Menschen Hitler ist wirklich nichts Bedeutendes zu finden. Der Schweizer Historiker Herbert Lüthy hat in seinem Aufsatz «Der Führer persönlich» (1953) gesagt, es gebe über Hitlers Persönlichkeit überhaupt nichts zu berichten: «Es gibt keine einzige wirkliche Hitler-Anekdote, keine authentische und nicht einmal eine falsche: es ist kein Lächeln, kein Funken Humor, keine menschliche Gelöstheit an ihm auch nur denkbar. Er sprach in Klischees und ‚ewigen Wahrheiten‘ ..., immer allein, immer in Pose gesetzt, vor Zuhörern, nie mit Gesprächspartnern ... Der Mann, der einer Epoche sein Gesicht aufprägte, hatte selbst kein Gesicht...» Das ist das Unglaubliche – was ihn nebenbei auch von allen Grossen der Weltgeschichte unterscheidet –: Seine menschliche Inferiorität! Der da Weltgeschichte machte und die Massen bewegte, war geradezu eine Unpersönlichkeit!

## Eindimensionalität

Liegt hier ein Schlüssel zu seinem Erfolg? Dass sich – wie schon Thomas Mann bemerkte – die persönliche Rachsucht des Zukurzgekommenen mit den Minderwertigkeitsgefühlen seines geschlagenen Volkes verband? Dass seine beleidigte Grösse den Weg fand zum gedemütigten Stolz seines Volkes? Dass durch ihn, der persönlich nichts war, sich ausdrückte, was überall in Deutschland war? Es ist bekannt, dass Hitlers Erfolge mit seinen ersten Reden begannen. Die Wirkung seiner Reden konnte nicht auf Redekunst beruhen; sie verliefen oft langsam und stockend, waren wenig klar. Aber alle, die ihn hörten, sagten nachher: «Der sagt, was wir fühlen, und er meint es ehrlich!»

Hitler war ein Nur-Politiker. Politik war für ihn Lebensersatz. Er war ein eindimensionaler Mensch. Nur seine politische Biographie ist interessant, seine menschliche nicht.

Hitlers Lehren waren wenig originell und konnten es nach dem vorhin Gesagten auch gar nicht sein. Was er sagte, hatten andere vor ihm auch schon gesagt. Seine Anschauungen entstammten Büchern, die er namentlich in den Wiener Jahren vor dem Ersten Weltkrieg regellos und hastig verschlang. Seine Anschauungen nahmen zwei für solch autodidaktisches Vorgehen typische Züge an: Sie waren ungeordnet und tendierten dazu, Halbwissen zu alleinseligmachenden Dogmen zu erhöhen. Allerdings hat Hitler sich überhaupt sein Leben lang überschätzt, und was er sagte, hielt er immer für der Weisheit letzten Schluss!

Durch Hitler bricht die Zeitgeschichte wie kaum bei einem anderen. Er fängt die Anliegen seiner Zeit auf. Und seine Zeit ist – nicht nur in Deutschland, sondern fast überall in Europa – eine Zeit des Missmutes und des Protestes. Krise der Wirtschaft, Krise der Demokratie, Krise der Mächtebeziehungen, Verbitterung über Versailles, Angst der Rechten vor der Linken, Enttäuschung der Linken über die entgangene Revolution ... Und dahinter die tiefe Existenzangst von Menschen, die nicht mehr verstehen, was passiert, und für die – wenigstens für manche unter ihnen – auch der christliche Glaube keinen Ankergrund mehr bedeutet. Eine Welle der Anklage geht durch Europa. Angeklagt wird die Gegenwart. Hitler wusste das zu nutzen. Von seiner Bewegung – dem Nationalsozialismus – sagte sein früherer Mitkämpfer Gregor Strasser einmal, sie wolle nichts anderes als «... das Gegenteil von dem, was heute ist!»

## Faschismus

Hitler war nicht der erste, der die Anklage gegen die Gegenwart zum Kampf gegen die Gegenwart machte. Schon 1922 hatte Mussolini in Italien die Macht ergriffen mit einem

Programm, das diese Ziele enthielt. Seine Bewegung nannte man Faschismus. Dieser verstand sich als säkulare Gegenbewegung gegen jene Epoche, in der die Gegenwart zutiefst wurzelt, nämlich die Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Ihrem Rationalismus setzte der Faschismus Willen, Leidenschaft, emotionales und instinkthafes Handeln und die Kraft der Mythen gegenüber. Von den Faschisten waren keine klaren Systeme zu erwarten: «I sistemi sono illusion!, le teorie sono prigionieri», sagte Mussolini. Die Faschisten hatten es überhaupt schwer zu sagen, was sie wollten; aber was sie nicht wollten, das war klar.

Der Faschismus war eine Anti-Bewegung; er war antiliberal, antidemokratisch, antisozialistisch, antiindividualistisch. An die Stelle des Individualismus und der persönlichen Freiheit der Aufklärung setzte er die Macht des Kollektivs; der Einzelne hatte sich unterzuordnen, das Ganze zählte. «Gemeinnutz vor Eigennutz» stand im 25-Punkte-Programm der NSDAP; das war ein Satz, den mancher unterschreiben konnte.

Es versteht sich, dass der Faschismus die Demokratie ablehnte; und er hatte nicht einmal unrecht, wenn er behauptete, die herkömmliche Demokratie sei unfähig, die Probleme der Massen im 20. Jahrhundert zu lösen. Für die Parteien hatte der Faschismus nichts übrig; sie schwächten nur die Nationen. Diese aber, wollten sie stark und geeint auftreten, mussten diszipliniert von totalitären Einparteidiktaturen geführt werden. Denn das Ziel der menschlichen Existenz war nicht – wie in der Aufklärung – das Glück auf Erden, sondern – und hier stossen wir auf das düstere Axiom des Faschismus – der Kampf. «Vivere pericolosamente», «la lotta è l'origine di tutte le cose» –, man kennt das von Mussolini her. Kampf ums Überleben, Kampf um Lebensraum, Kampf um die Vormacht, Kampf um die Weltherrschaft! Hitler in einer Rede 1930: «Jedes Wesen strebt nach Expansion, und jedes Volk strebt nach Weltherrschaft.»

Dahinter steckt die sozialdarwinistische Idee von der Zuchtwahl der menschlichen Rassen im Kampf ums Dasein. Die besseren Rassen siegen, und stärker ist besser. Es gibt kein Naturrecht wie in der Aufklärung, das letzten Endes für alle Menschen gleich ist: Es gibt keine Menschenrechte. Das Recht ist biologisch bedingt und ist verschieden von Rasse zu Rasse. Der Faschismus denkt nicht egalitär, sondern hierarchisch, auch was die Rassen betrifft. Von Hitlers Rassenpyramide wird noch zu reden sein.

Es ist ein düsteres, pessimistisches und primitives Welt- und Geschichtsbild. Geschichte als Geschichte von Rassenkämpfen; Politik als Krieg und Kriegsvorbereitung! Wieder Hitler: «Aussenpolitik ist die Kunst, einem Volke den jeweils notwendigen Lebensraum in Grösse und Güte zu sichern. Innenpolitik ist die Kunst, einem Volke den dafür notwendigen Machteinsatz... zu erhalten.» Es ist aber nicht nur ein düsteres Welt- und Geschichtsbild, sondern vor allem ein falsches. Geschichte ist nun einmal nicht nur Kampf, nicht nur Rassenkampf, nicht nur Krieg, und der Staat nicht nur die Vorbereitung dazu.

Dieses Axiom ist grundfalsch, wie ja überhaupt jeder Versuch, die Geschichte von einem einzigen Punkt her zu erklären, immer schief herauskommt. Geschichte als Geschichte von Klassenkämpfen – Geschichte als Geschichte von Rassenkämpfen, ob bei Marx oder Hitler: Hier wird eine «terrible simplification» der Geschichte vorgenommen. Dass man damit die Massen ansprechen kann, das allerdings hat die Geschichte seither bewiesen, ebenso sehr aber auch, dass solche Systeme unweigerlich scheitern müssen. Hitler ist nicht gescheitert, weil er später Fehler machte; das kam dann noch dazu. Aber er ist gescheitert, weil sein System von Grund auf falsch war.

## Hitlerismus

Soweit ist Hitler Faschist und steht er seinem späteren Verbündeten Mussolini nahe. Aber die Unterschiede sind nicht zu übersehen: Mussolini hat viele alte Institutionen – wie die Monarchie – in seinem Staat bestehen lassen, er hat die Oberklassen geschützt, er hat eine neue Verfassung auf gestellt. Nichts von alledem bei Hitler. Überhaupt erscheint der italienische Faschismus improvisierter und weniger systematisch, auch weniger barbarisch als der deutsche. Man muss ja nur einmal die Belcanto-Hymnen von Mussolinis Scharen mit dem stampfenden Gebrüll der deutschen SA vergleichen!

Manchmal scheint Hitler sogar näher bei Stalin als bei Mussolini zu stehen. Sebastian Haffner hat auf die terminologische Identität zwischen Stalins «Sozialismus in einem Lande» und Hitlers «Nationalsozialismus» aufmerksam gemacht! Übrigens: Nationalismus und Sozialismus sind die grossen, geschichts- und massenbewegenden Kräfte der letzten hundert Jahre gewesen; es war geschickt, sie in einem Begriff zu vereinen!

Aber der vorhin erwähnte Sebastian Haffner bezweifelt die Echtheit dieser Kombination und sagt: «Das wirkliche Hitlersche Urgestein, sein Erstes und Unterstes ... ist jedenfalls nicht eine Fusion von Nationalismus und Sozialismus, sondern eine Fusion von Nationalismus und Antisemitismus.» Dieser Zug fehlt dem italienischen Faschismus; Hitler hat ihn systematisiert, und – da liegt das Schreckliche! – er hat ihn auch systematisch zu verwirklichen gesucht.

Kommen wir nochmals auf Hitlers Rassenpyramide zurück. Es ist eine dreiteilige Stufenpyramide. Die unterste, breiteste Stufe machen die Kuli- oder Fellachenrassen aus. Die ihr angehörenden Rassen sind sehr fruchtbar, aber geistig anspruchslos, weder kultur- noch staatschöpferisch; ihre Angehörigen bilden eine Art Arbeitstiere. Ihre Gefährlichkeit besteht darin, dass sie sich stark vermehren und allmählich in die von den Herrenrassen besiedelten Gebiete vordringen. Zu ihnen rechnete Hitler alle Völker der Kolonien, die Gelben und die Schwarzen, aber auch die Slawen in Europa. Sie müssen daher erobert, zurückgedämmt und mindestens teilweise ausgerottet werden. Da haben wir schon Hitlers Aussenpolitik: Eroberung von Lebensraum im Osten! Der Anschluss der Tscheche! 1938/39, der Angriff auf Polen 1939, der Krieg gegen die Sowjetunion nach 1941, die Liquidation der führenden Schichten in diesen Ländern, die wirtschaftliche Auspressung – all das ist hier schon vorgezeichnet.

Die zweite Stufe dieser Pyramide bilden die Parasiten. Auch sie sind minderen Blutes, eine Rasse, die nicht fähig ist, einen Staat zu bilden. Aber ihre Gefährlichkeit liegt darin, dass sich die Angehörigen dieser Rassen bei ihren Gastvölkern einnisten, sie um die Früchte ihrer Arbeit bringen, sich mit ihrem Blut vermischen und sie so durch Bastardierung auf ihre eigene, tiefere Ebene herunterziehen und sie verderben. Das Mustervolk der Parasiten sind die Juden.

An der Spitze der Pyramide stehen die Herrenrassen, die Arier, als deren Vorvolk Hitler die germanische Rasse bezeichnet. Sie allein sind kulturschöpferisch. Sie sind die Träger des Fortschrittes und der Weltgeschichte überhaupt. Wer sich an ihnen vergeht – wie die Sieger von 1919 oder die Juden –, der begeht nicht nur eine Sünde wider Deutschland, sondern gegen die Fort- und Höherentwicklung der Menschheit. Daher kann Hitler sagen: «Indem ich mich der Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn!»

An einer Stelle sagt Haffner, Hitler habe den Antisemitismus «... von Anfang an wie einen angeborenen Buckel mit sich herumgetragen». Wirklich angeboren? Hier müssen wir nochmals auf Hitlers sonst so unbedeutende Biographie zurückkommen. Jeder weiss es, dass sich ausgerechnet in der Physiognomie jenes Mannes, der den Ahnentafeln so lebensentscheidende Bedeutung beimass, «... die deutschstämmigen Vorfahren sehr wenig widerspiegeln ...», wie einmal gesagt worden ist. Es ist auch bekannt, dass Hitler nicht wusste, wer sein Grossvater war, dass der Sohn einer jüdischen Familie 20 Jahre lang seiner Grossmutter Anna Maria Schicklgruber Alimente für deren Sohn Alois – den Vater Hitlers – zahlte, und dass deren späterer Gatte, der Müllergeselle Johann Georg Hiedler, diesen Sohn erst im Alter von 84 Jahren legitimierte. Ohne diese Legitimation hätte der Führer des Reichs nicht Hitler, sondern Schicklgruber geheissen! Also wirklich angeborener Antisemitismus? Vaterhass, Hass auf die Herkunft, Selbsthass? Die Psychologen mögen das erklären. Die einzig wirklich bedeutsame Frage im Zusammenhang mit Hitler ist eigentlich nur die: Wie konnte es so weit kommen, dass ein Mann mit diesem Programm in Deutschland an die Macht gelangte oder – um es nochmals mit Herbert Lüthy zu sagen – wie vermag man «... die Identifizierung einer grossen und zivilisierten Nation mit einem geistig und moralisch Zurückgebliebenen wenn nicht zu erklären, so doch einigermassen begreiflich zu machen?»

## Aufstieg

Man muss sofort einschränken: Die Nation hat sich nie als Ganzes mit ihm identifiziert; solange es freie Wahlen gab, waren es nie mehr als 40 Prozent, die für ihn stimmten. Ja, bis zur Weltwirtschaftskrise waren er und seine Partei in Deutschland völlig unbedeutend; noch 1929 sassen unter 491 Reichstagsabgeordneten nur zwölf Nationalsozialisten. Ohne diese Krise hätte es keinen Hitler als geschichtliche Person gegeben. Aber mit der Krise war Hitlers Stunde da: Millionen von Arbeitslosen in Deutschland – über 6 Millionen 1932 und 1933 –, Unzufriedenheit, Verzweiflung, Hass auf die Regierung, auf die Demokratie, auf die Parteien: Jetzt war der Ruf da nach dem Gegenteil von dem, was war: Nach einer starken Partei und einem Führer! Dazu eine Regierung, die seit 1930 keine Mehrheit im Parlament mehr besass und nur noch aufgrund von Notstandsartikeln – also bereits undemokratisch – regierte; dazu ein Reichspräsident, immer noch der alte Feldmarschall, der sich schon 1932 verlauten liess, dass «... fortan nach rechts regiert werde»! Dazu eine ungeheure politische Hektik, Wahlen über Wahlen, die nichts anderes brachten als steigende Abgeordnetenzahlen der Republikfeinde links und rechts, von Kommunisten und Nationalsozialisten. Und in dieser Lage natürlich die steigende Angst der Konservativen vor der Machtergreifung der Linken.

Die Weimarer Republik war schon erledigt, bevor Hitler sie umbrachte. Nicht Hitler hatte sich geändert, sondern die Zeit und sein Gegner: die Weimarer Republik. Wir stimmen Sebastian Haffner bei, wenn er sagt, Hitler habe seine Erfolge «... sämtlich gegen Gegner erungen, die zu wirklichem Widerstand unfähig oder unwillig waren. Innenpolitisch hat er der Weimarer Republik den Todesstoss versetzt, als sie bereits ausgehöhlt und praktisch aufgegeben war ...». Genauso wird es bis 1940 mit seinen aussenpolitischen Gegnern sein. Da – in der Schwäche der Gegner – liegt das Geheimnis von Hitlers Erfolgen.

Immerhin ist zu fragen, warum gerade *er* die Nachfolge der Weimarer Republik angetreten hat. Warum zum Beispiel nicht die kommunistische Linke? Auch sie profitierte ja von der Wirtschaftskrise; auch sie erhöhte ihre Sitzzahl (von 54 im Jahre 1928 auf 100 1932); auch

sie bekämpfte die Republik, auch sie versprach einen Ausweg aus der wirtschaftlichen Katastrophe. Aber ein Punkt fehlte in ihrem Programm: Die Lösung des nationalen Problems, die Aufhebung der Schmach von 1919. Hitler hatte nicht nur ein innenpolitisches, sondern auch ein aussenpolitisches Programm, und das verhieß Vergeltung und Weltherrschaft. Die Kommunisten versprachen Arbeit und Brot, Hitler versprach Arbeit, Brot und Ruhm. Die Kommunisten sprachen eine Schicht – die Arbeiter – an, und nicht einmal alle von diesen; Hitlers Wähler kamen aus allen Schichten. Die NSDAP war effektiv eine Volkspartei und Hitler eine Art Populist.

Natürlich waren die Hauptwähler Hitlers die bürgerlichen Schichten – Bauern, Handwerker, Gewerbetreibende, Beamte –, die politisch bei der Aufsplitterung der bürgerlichen Parteien unbehaust waren und die Wirtschaftskrise am meisten fürchteten, weil für sie die soziale Fallhöhe am grössten war. Aber Hitlers Programmpunkte wie Gemeinnutz vor Eigennutz oder Gewinnbeteiligung an Grossbetrieben sprachen durchaus auch die Arbeiter an, und mit seinem Kampf gegen Versailles und die Republik vermochte er erst recht die konservativen Oberschichten zu mobilisieren. Regional gesehen war Hitler stark in den agrarischen Provinzen Nord- und Ostdeutschlands, schwächer in den städtisch-industriellen Zentren Mitteldeutschlands und im katholischen Westen.

Die Machtergreifung Hitlers kann hier nicht geschildert werden. Sie trägt die Züge einer politischen Schmierenskomödie, die nicht einmal von ihm selbst, sondern von Konservativen und politisierenden Generälen inszeniert wurde, die hofften, Hitler für ihre Ziele einspannen zu können. Sie täuschten sich. Aber eines noch: Man hat oft übersehen, dass Hitler auf den fahrenden Zug aufgesprungen ist. Seit Januar 1932 ging die Arbeitslosenzahl zurück, worauf Hitlers Partei sofort Mandate verlor. Der Höhepunkt der Krise war vorüber. Hitler war für Deutschland kein unentrinnbares Schicksal; er wäre zu verhindern gewesen.



*Hitler 1934. «Kein einnehmender Charakter. Alle weichen, lebenswürdigen, ver-söhnlichen Züge fehlen...»*

Der Zweite Weltkrieg ist nicht ausgebrochen; er ist entfesselt worden. Hier gibt es keine Kriegsschuldfrage wie beim Ersten Weltkrieg. Der Fall ist klar: Hitler wollte den Krieg, wenn auch nicht unbedingt den Weltkrieg. Aber weil er elementare Regeln des Staatensystems, die jeder Gymnasiast nach ein paar Geschichtsstunden kennt, missachtete, musste sein Krieg zum Weltkrieg werden.

Für Hitler und die Seinen war der Krieg nicht – wie noch für Clausewitz – die «Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln». Hitler kannte kaum ein anderes Mittel. Krieg war seine Politik. Alles andere in seiner Politik bis 1939 – Friedensbeteuerungen, Bündnisse usw. – war nur Tarnung der Kriegsvorbereitung. Hitler spricht fast nur vom Krieg und sieht nur Krieg. Zu Hermann Rauschning hat er einmal gesagt: «Krieg ist das Natürlichste, Alltäglichsste. Krieg ist immer, Krieg ist überall. Es gibt keinen Beginn, es gibt keinen Friedensschluss. Krieg ist Leben. Krieg ist jedes Ringen. Krieg ist Urzustand.»

## Wille zum Krieg

Das ist natürlich grundfalsch. Krieg ist immer Ausnahme, und Politik ist doch gerade der Versuch, die auseinanderstrebenden Interessen der Menschen und Völker mit dem Mittel des Rechts und der Übereinkunft zu regeln. Es ist ein simpler Tatbestand, dass niemand alles haben kann; und das Faktum, dass – wie Henry Kissinger einmal sagte – «absolute Sicherheit für einen Staat absolute Unsicherheit für alle anderen bedeutet», hat längst klargemacht, dass Rücksichtnahme nötig ist. So hat sich in der modernen Geschichte Europas jenes zunehmend dichter werdende Netz von ungeschriebenen und geschriebenen Gesetzen gebildet, die zusammen die Spielregeln des europäischen Staatensystems ausmachten.

Dieses Netz war nicht lückenlos; es garantierte den Frieden nicht und machte den Krieg nicht unmöglich. Aber es regelte elementare Fragen im Zusammenleben der Völker Europas. Wer in der Politik Erfolg haben wollte, musste diese Regeln kennen; beispielhaft dafür ist Bismarck. Aber Hitler waren sie völlig gleichgültig. Ihm war sein Wille alles. Wie er zu Rauschning sagte: «Ich werde vor nichts zurückschrecken. Kein sogenanntes Völkerrecht, keine Abmachung wird mich davon abhalten, einen Vorteil zu benutzen ... Ich will den Krieg. Mir wird jedes Mittel recht sein ...»

Übrigens führte Hitler Krieg, wofür in Europa seit der Völkerwanderung nicht mehr Krieg geführt worden war: für die Gewinnung neuen Lebensraumes!

## Vorbereitung zum Krieg

Hitlers Innenpolitik war Vorbereitung zum Krieg. Schon vier Tage nach seiner Machtergreifung, am 3. Februar 1933, umriss er vor Reichswehrgenerälen die Ziele seiner Politik wie folgt: «Ziel der Gesamtpolitik allein: Wiedergewinnung der politischen Macht. Hierauf muss die gesamte Staatsführung eingestellt werden ...

1. Im Innern: Völlige Umkehrung der gegenwärtigen innenpolitischen Zustände in Deutschland. Keine Duldung der Betätigung irgendeiner Gesinnung, die dem Ziel entgegensteht



(Pazifismus!) ... Ausrottung des Marxismus mit Stumpf und Stiel. Einstellung der Jugend und des ganzen Volkes auf den Gedanken, dass nur der Kampf uns retten kann und diesem Gedanken gegenüber alles zurückzutreten hat... Straffste autoritäre Staatsführung. Beseitigung des Krebschadens der Demokratie!

2. Nach aussen: Kampf gegen Versailles ...

4. Aufbau der Wehrmacht wichtigste Voraussetzung für Erreichung des Zieles ...

Wie soll die politische Macht, wenn sie gewonnen ist, gebraucht werden? Jetzt noch nicht zu sagen. Vielleicht Erkämpfung neuer Export-Möglichkeit, vielleicht – und wohl besser – Eroberung neuen Lebensraumes im Osten und dessen rücksichtslose Germanisierung ...»

Hitler hat die Umformung der Weimarer Republik zum militarisierten Einparteienstaat in kurzer Zeit, und ohne auf viel Widerstand zu stossen, erreicht. Er brauchte dafür ein Jahr. In diesem Jahr hat er die Verfassung gestrichen, das Parlament entmachtet, die Parteien verboten, das Reich zentralisiert und die Länder aufgehoben, die Gewerkschaften aufgelöst, das kulturelle Leben gleichgeschaltet und seine Partei zur Staatspartei gemacht. Nach dem Tod von Reichspräsident Hindenburg im August 1934 war Hitler in einer Person Reichskanzler, Reichspräsident, Führer der Staatspartei und oberster Befehlshaber der Wehrmacht, dem die Soldaten schwuren, unbedingten Gehorsam zu leisten.

In dieser Umwandlung Deutschlands liegt Hitlers innenpolitische Schöpfung – es war eine grosse Zerstörungsleistung. Denn an die Stelle des Staates setzte Hitler das Chaos. Seit 1934 fehlte in Deutschland, was ein Staat unabdingbar braucht: eine Verfassung, gesicherte Rechte der Bürger und geregelte Kompetenzen der Behörden. Aber dieses Chaos war die Voraussetzung für die unbeschränkte Handlungsfreiheit, für den Absolutismus des Führers. Sebastian Haffner meinte, Hitler habe richtig erkannt, «... dass absolute Herrschaft nicht in einem intakten Staatswesen möglich ist, sondern nur in einem gebändigten Chaos.»

Vermutlich haben viele Deutsche diese «Schöpfung» Hitlers trotzdem als echte Leistung, als Schritt zu Ordnung und Einheit, betrachtet. Ganz unzweifelhaft aber haben Millionen von ihnen als grossartige Leistung Hitlers dessen Wirtschaftswunder empfunden. Die Arbeitslosigkeit, die 1932 im Jahresdurchschnitt bei 6 Millionen lag, sank auf 4,8 Millionen 1933, 2,7 Millionen 1934 und 1,6 Millionen 1936; 1938 herrschte Vollbeschäftigung. Die Industrieproduktion stieg von 53 im Jahre 1932 auf 103 im Jahre 1936 (1929 = 100); gleichzeitig stieg sie aber in den USA nur von 54 auf 88 und in Frankreich von 72 auf 78.

Sicher: Die Talsohle war schon vor Hitlers Machtergreifung durchschritten, und die Schattenseiten dieses Wunders darf man nicht übersehen: Die inflationäre Entwicklung und die diktatorischen Massnahmen, die es überhaupt erst ermöglichten. Auch ging die Entwicklung zu Lasten der Konsumgüterproduktion und der Sozialausgaben, während die Rüstungsausgaben von 1932 bis 36 von 8,2 auf 59,2 Prozent der Reichsausgaben stiegen! Aber der Deutsche, der wieder Arbeit hatte, sah solches kaum. Unzweifelhaft machte das Wirtschaftswunder Hitler ungeheuer populär. Diese Jahre waren die guten Nazijahre, in denen Terror und Judenverfolgung noch dosiert waren. Wer damals in Deutschland sorgenvoll auf die Begleitumstände dieses Wunders aufmerksam machte, wurde wohl von den meisten Deutschen als ewiger Miesmacher und Meckerer betrachtet.

## Der Weg zum Krieg

Unter Hitler vollzog sich in diesen Jahren noch ein «Wunder»: die Aufrüstung Deutschlands. Der Versailler Vertrag gestattete ihm ja nur ein Heer von 100'000 Mann ohne Flugzeuge und schwere Waffen, und der Marine 15'000 Mann und 24 kleinere Kampfschiffe; U-Boote verbot der Vertrag. Bei Kriegsausbruch 1939 zählte das deutsche Feldheer 2'750'000 Mann und 3'000 Panzer. Die Flugwaffe verfügte über 4'300, die Marine über 230 Einheiten, darunter 58

U-Boote. Deutschland war die stärkste Militärmacht Europas geworden und verfügte über das modernste Heer. Diese Aufrüstung bedeutete aber einen groben Bruch des Versailler Vertrages und eine völlige Umkehrung der Machtverhältnisse. Die Frage ist, warum die Westmächte Frankreich und England das hinnahmen.

Nun ist ja schon früher gezeigt worden, dass die Basis, die den Versailler-Vertrag trug, sehr schwach war. In *England* war man von der Ungerechtigkeit des Friedens Vertrags überzeugt und gewillt, durch Entgegenkommen, durch «appeasement», dazu beizutragen, Deutschland zu beschwichtigen und den Frieden zu sichern. In England stiessen die deutschen Forderungen nach Gleichberechtigung, Korrektur der Ostgrenzen und Anschluss deutschsprachiger Gebiete auf Verständnis; und mehr forderte Hitler bis 1939 auch nicht! Als England 1935 mit Hitler ein Abkommen schloss, das Deutschland erlaubte, seine Flottenstärke auf 35 Prozent der britischen zu erhöhen, trug es selber zur teilweisen Aufhebung des Versailler-Vertrages bei.

*Frankreich* folgte wohl oder übel seit 1923 der Politik Englands. Seine Geschichte zwischen den Kriegen ist eine Tragödie. Es hatte 1918 unter ungeheuren Anstrengungen den Sieg errungen, den es alsbald gänzlich verspielte. Es hoffte, seine Kriegsschäden durch die Reparationen decken zu können – l'Allemagne paiera tout! Aber als 1932 die Reparationen gestrichen wurden, waren nur zwei Fünftel seiner Forderungen gedeckt, den Rest bezahlte es selbst. Seine Wirtschaft serbelte dahin; bei Kriegsausbruch 1939 lag seine Industrieproduktion noch 25 Prozent unter jener vor Ausbruch der Krise 1929. Seine Regierungen verbrauchte es in unvorstellbarer Weise; allein die 3. Republik zwischen 1870 und 1940 brachte es auf über 100! An den Frieden glaubte in Frankreich seit 1933 niemand mehr. Es baute seine von Anfang an veraltete Maginot-Linie, hinter der es hypnotisiert auf Deutschland starrte wie das Kaninchen auf die Schlange. Die Mahnrufe eines jungen Obersten namens Charles de Gaulle, der künftige Krieg werde ein Bewegungs- und Panzerkrieg sein, verhallten ungehört.

In der schon erwähnten Ansprache vom 3. Februar 1933 sagte Hitler, die gefährlichste Zeit für Deutschland werde die des Aufbaus der Wehrmacht sein: «Da wird sich zeigen, ob Frankreich Staatsmänner hat; wenn ja, wird es uns Zeit nicht lassen, sondern über uns herfallen ...» Aber Frankreich hatte diese Staatsmänner nicht, und es hat nach 1933 Stück für Stück seiner Lebensinteressen aufgegeben: Es duldete die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht durch Hitler 1935 und den Einmarsch deutscher Truppen ins Rheinland 1936, obwohl beides gegen den Versailler-Vertrag verstieß. Es verunsicherte durch den Locarno-Pakt seine osteuropäischen Verbündeten und hat 1938 selber zur Zerstümmelung der Tschechoslowakei – seines Partners – beigetragen. Und als 1939 der Krieg ausbrach, stand es während des deutsch-polnischen Feldzuges Gewehr bei Fuss, obwohl dem ganzen französischen Heer nur eine deutsche Armee gegenüberstand.

Frankreichs nationales Bewusstsein – durch den Sieg von 1918 so stolz und gestärkt – zerfiel fast völlig; vor Kriegsausbruch 1939 war Frankreich nahe bei der nationalen Selbstaufgabe.

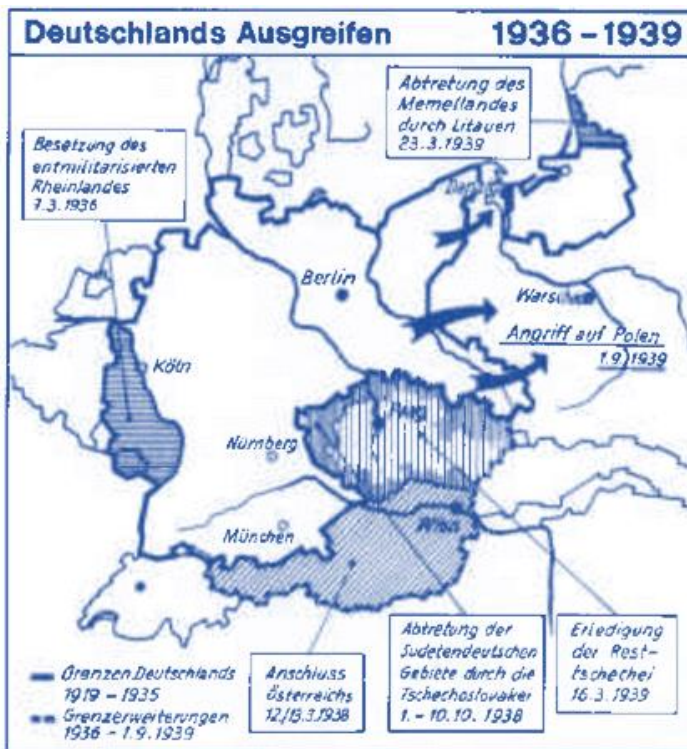
## Der aufgeschobene Krieg

Seit 1935 verschärfte sich die Lage in Europa. Die Krisen häuften sich. Kein Jahr verging ohne Krieg. 1935 überfiel Mussolini *Abessinien*, um Italien doch noch zur imperialen Macht zu machen. Der Völkerbund verhängte wirtschaftliche Sanktionen, doch wurden sie wenig befolgt. Das System der kollektiven Sicherheit versagte; seit 1935 war der Völkerbund praktisch tot. Deutschland, das ihn schon 1933 verlassen hatte, brauchte sich an seine Weisungen nicht zu halten und versorgte Italien mit lebenswichtigen Gütern. Ein engeres Zusammengehen der beiden faschistischen Mächte bahnte sich an.

Im Sommer 1936 begann der *spanische Bürgerkrieg*. Mit der Grausamkeit, die Bürgerkriegen eigen ist, wurde hier der Kampf der Ideologien, der ganz Europa in Faschisten, Demokraten und Kommunisten trennte, ausgetragen. Bald erfolgten Einnichungen von aussen; auf der Seite der Falange General Francos kämpften grössere italienische und deutsche Verbände. Die Zusammenarbeit zwischen Hitler und Mussolini nahm engere Formen an; am 1. November 1936 verkündete der Duce die Existenz der Achse Berlin-Rom. Sie wurde – nach einem makabren Scherzwort – der Spiess, an dem Österreich braun gebraten werden sollte. Am 5. November 1937 eröffnete Hitler den Oberbefehlshabern der drei Wehrmachtsteile sowie dem Kriegs- und dem Aussenminister seine Politik für die nächsten Jahre. Aus den Aufzeichnungen des Obersten Hossbach ist zu entnehmen, dass Hitler entschlossen war, die verworrene internationale Lage auszunützen, um frühestens 1938 und spätestens 1943/45 loszuschlagen. An den Anfang jeder künftigen Aktion setzte er die Einverleibung Österreichs und der Tschechei!, um die deutschen Ostgrenzen zu entlasten. Das Programm für 1938 war gemacht.

Der *Anschluss Österreichs* am 12. März 1938 erfolgte zwar unter dem Protest der Westmächte; aber niemand setzte sich für die Unabhängigkeit dieses Landes ein, die doch im Versailler-Vertrag verankert war. Alle hatten Österreich aufgegeben, auch Italien, in dessen Lebensinteresse es gelegen wäre, zwischen sich und Deutschland einen unabhängigen Staat zu wissen. Von nun an sank Italien zum Juniorpartner Deutschlands herab, in dessen fehlerhafte politische Bahn es immer mehr geriet.

Nach dem Anschluss Österreichs wurde die Lage kritisch für die *Tschechei*, die wie ein Keil ins deutsche Gebiet ragte, und in deren böhmischen Randgebieten 3,2 Millionen Deutsche – die sogenannten Sudetendeutschen – lebten. Seit 1935 war hier die nationalistische Partei Konrad Henleins am stärksten, die immer radikalere Autonomie und schliesslich den Anschluss



ans Deutsche Reich forderte. Hitler selbst ging es – obwohl er das forderte – gar nicht um die Abtretung dieser Randgebiete und auch nicht um das Schicksal der Sudetendeutschen. Schon Ende Mai 1938 gab er in einer Weisung an die Wehrmacht seinen Entschluss bekannt, die ganze Tschechei! zu zerschlagen, um Deutschlands Ostfront in künftigen Konflikten mit den Westmächten zu entlasten. Henlein gab er die Weisung, in Schein Verhandlungen mit der Regierung in Prag immer so viel zu fordern, dass die Forderungen nicht erfüllt werden konnten.

Die Lage der Tschechei war verzweifelt. Nicht nur Deutschland, sondern auch Polen und Ungarn stellten Ansprüche auf tschechisches Gebiet. Zwar war sie seit 1925 mit Frankreich und seit 1935 mit der Sowjetunion verbündet. Frankreich hatte zu Hilfe zu kommen, wenn die Tschechei angegriffen wurde; aber das sowjetische Bündnis trat erst in Kraft, wenn Frankreich seine Beistandspflicht erfüllte. Das Bündnis mit der UdSSR war aber auch darum fragwürdig, weil keine gemeinsamen Grenzen existierten und Polen und Rumänien das Durchmarschrecht verweigerten.

So kam alles auf Frankreich an; dieses aber neigte in Anbetracht seiner militärischen Schwäche und inneren Zerrissenheit dazu, den Frieden um jeden Preis zu retten, was hiess, die ultimativen Forderungen Hitlers anzunehmen und den eigenen – zum Krieg bereiten – Verbündeten im Stich zu lassen. Es wurde in dieser Haltung von der britischen Regierung unterstützt, die die deutschen Forderungen für berechtigt und dem nationalen Selbstbestimmungsrecht angepasst hielt. Sie glaubte auch den Versprechungen Hitlers, der noch am 26. September 1938 öffentlich erklärte, nach der Lösung der sudetendeutschen Frage werde es für Deutschland keine territorialen Probleme mehr geben.

So kam es am 29. September 1938 zur Münchner Konferenz, an der unter den Kriegsdrohungen Hitlers Mussolini und die Regierungschefs Englands und Frankreichs – Neville Chamberlain und Edouard Daladier – der Abtretung der sudetendeutschen Gebiete an Deutschland auf den 1. Oktober zustimmten. Auch die polnischen und ungarischen Minderheiten hatte die Tschechei abzutreten. Dass in den abgetretenen Gebieten alle wichtigen Grenzfestungen und 50 Prozent der tschechischen Industrie lagen, schien die Westmächte wenig zu kümmern.

Als Daladier und Chamberlain nach Hause zurückkehrten, wurden sie wie Helden gefeiert. Sie schienen den Frieden gerettet zu haben. In Wahrheit hatten sie eine schwere Niederlage erlitten. Der Westen hatte sein Gesicht nicht zuletzt bei der Sowjetunion verloren. Im englischen Unterhaus sprach Churchill offen von der schweren Niederlage Englands und Frankreichs und sagte voraus, dass München nicht den Beginn einer Friedens-Ära, sondern weiterer bitterer Abrechnungen sein werde.

## Der Kriegsausbruch

Er sollte recht behalten; schon am 16. März 1939 legte Hitler seine Hand auf die restliche Tschechei und brach damit das von ihm unterzeichnete Münchner Abkommen. Erstmals eroberte er damit grosse Gebiete, die nicht von Deutschen besiedelt waren.

Damit hatte er – wie der britische Botschafter Henderson bemerkte – den Rubikon überschritten. Die Politik der Westmächte nahm eine völlige Wendung. Die gleichen Staatsmänner, die nach München gegangen waren, erkannten nun, dass sie es bei Hitler mit einem Spieler zu tun hatten, der keine Regeln akzeptierte, mit einem Kriegstreiber, dem es gar nicht um die nationalen Grenzen Deutschlands zu tun war, mit einem – wie J. R. von Salis sagt – «Durchgänger», der nirgends stehen blieb, sondern weiter stürmte zu Krieg und Welteroberung. Als Hitler am 21. März 1939 drohende Forderungen an Polen richtete, gaben die britische und dann die französische Regierung nacheinander Beistandserklärungen an Polen, Griechenland, Rumänien und die Türkei ab.

Hitler hat diese Wendung in der Politik der Westmächte nie begriffen. Er war bis zum Kriegsausbruch überzeugt, dass sie auch in der polnischen Frage nachgeben würden. Weil diese Wendung so spät erfolgte und darum nicht recht glaubwürdig war, trifft England und Frankreich zweifellos auch eine Mitverantwortung am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Es gab auch weiterhin Kreise, die bereit waren, Hitler nachzugeben. In Frankreich machte die Frage «mourir pour Dantzig?» die Runde. Aber in Wirklichkeit ging es gar nicht um Danzig: Es ging um die Erweiterung des deutschen Lebensraumes im Osten; es ging also um das Gleichgewicht in Europa, um anständige Regeln im Zusammenleben der Völker und um deren Sicherheit und Unabhängigkeit. Dass es darum ging, war jetzt auch in Paris und London erkannt worden.

Alles kam jetzt auf die Haltung der *Sowjetunion* an, mit der die Westmächte über den ganzen Sommer 1939 Verhandlungen führten, um sie in ihre Abwehrfront einzubeziehen. Aber die Verhandlungen scheiterten, weil Stalin nach München den Westmächten misstraute. Er befürchtete, von ihnen gegen Hitler vorgeschoben zu werden, und vermutete, sie wollten Hitler durch Stalin und Stalin durch Hitler umbringen lassen. Auch das Durchmarschrecht der russischen Heere war nach wie vor ungeklärt; Polen lehnte ein solches auch in dieser gefährvollen Stunde ab.

Eine dramatische Wende trat ein, als die Welt am 23. August 1939 den Abschluss eines deutsch-russischen Nichtangriffspaktes vernahm. Hitler hatte mit seinem Todfeind – dem Bolschewismus – ein Abkommen geschlossen! Einmal mehr zeigte sich in der Geschichte, dass in der Aussenpolitik ideologische Differenzen weniger trennen als realpolitische Interessen verbinden. Die beiden Mächte sicherten sich in allen künftigen Konflikten gegenseitige Neutralität zu. In einem geheimen Zusatzprotokoll teilten sie Osteuropa in der Weise auf, dass die baltischen Staaten und Bessarabien sowie Polen östlich der Flüsse Narew, Weichsel und San der sowjetischen, das restliche Polen der deutschen Interessensphäre zugeteilt wurden.

Stalin war im Sommer 1939 der Ummworbene. Er konnte zwischen der deutschen Offerte und jener der Westmächte wählen, und die deutsche bot zweifellos mehr. Statt Krieg offerierte ihm Hitler Frieden und darüber hinaus den Rückgewinn fast aller 1917 verlorenen Gebiete. Auch durfte Stalin jetzt hoffen, dem Krieg zwischen Faschismus und Kapitalismus als Zuschauer beizuwohnen und am Schluss als Schiedsrichter auftreten zu können. Und wenn auch – was Stalin von Anfang an befürchtete – dieser Friede mit Deutschland nicht von Dauer sein sollte, so gab der Aufschub, den er ihm verschaffte, doch Zeit für die Aufrüstung. Das Sicherheitsbedürfnis der Sowjetunion spielte beim Vertragsabschluss eine grosse Rolle; aber weil Stalin dadurch Hitler Rückendeckung für den Krieg gegen Polen und die Westmächte verschaffte, trifft auch ihn eine schwere Mitschuld am Ausbruch des Krieges.

Für Hitler fiel nun jeder Grund, den Krieg hinauszuzögern, weg. Am 1. September 1939 – heute vor 40 Jahren – um 4 Uhr 45 morgens begann der Einmarsch der deutschen Truppen in Polen. England und Frankreich standen zu ihrem Verbündeten und erklärten zwei Tage später Deutschland den Krieg. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.

### Das Kriegsgeschehen im September 1939

1.9.04.45: Beginn des deutschen Angriffs auf Polen.

3.9. Kriegserklärung Englands und Frankreichs an Deutschland.

Beginn der deutschen Handelskriegsführung im Nordatlantik. Im September 1939 werden 48 alliierte Handelsschiffe mit 178 664 BRT versenkt.

8.9. Deutsche Angriffsspitzen erreichen Warschau.

15.9. In Le Mans wird das Hauptquartier der britischen Expeditionsarmee unter General Gort eingerichtet.

17.9. Die Sowjets marschieren in Ostpolen ein.

24.9. Beginn der deutschen Luftangriffe auf Warschau.

27./28.9. Kapitulation Warschaus.

30.9. Bildung einer polnischen Exilregierung unter General Sikorski in Frankreich.

Man kann es heute kaum mehr fassen, dass noch im Europa dieses Jahrhunderts die Menschen mit Begeisterung in den Krieg gezogen sind. Doch 1914, als der Erste Weltkrieg ausbrach, war das so. Der Krieg muss damals wie ein reinigendes Gewitter erschienen sein, das die schwüle Spannung dieser Zeit vertrieb. Auch mögen die Menschen verspürt haben, wie er die sozialen Klüfte in ihren Ländern überbrückte. Der Krieg machte zwar die Menschen auf der andern Seite der Grenze zu Feinden, diesseits aber wurden sie zu Brüdern. «Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche», rief Kaiser Wilhelm aus. Und der Dichter Ernst Glaeser schrieb, er habe nie zuvor so viele gute Menschen gesehen und so viel Nächstenliebe erlebt wie damals, als der Krieg ausbrach.

1939 gab es keine Begeisterung. Die Stimmung war gefasster, ernster. Kein Jubel, kein Aufatmen. Der Krieg war Pflicht, kein Abenteuer mehr. Und während man 1914 mit einem kurzen Feldzug rechnete, erwartete man diesmal einen langen Krieg; denn die letzten Kriege in Europa waren lang und grausam gewesen. Doch beide Male täuschte man sich: 1914 wurde aus dem erwarteten raschen Feldzug ein vierjähriger Stellungskrieg; 1939 aber stand ganz Europa überrascht vor den Blitzsiegen Deutschlands.

## Die Mächte und der polnische Krieg

Der Kriegsausbruch, so wie er sich nun einstellte, kam allen Beteiligten und selbst jenen, die ihn herbeigeführt hatten, denkbar ungelegen. Die britische Kriegserklärung, die am 3. September um 11 Uhr eintraf – die französische folgte sechs Stunden später – bedeutete für Hitler einen schweren Schlag. Er hatte bis zuletzt geglaubt, das Entstehen der Westmächte für Polens Unabhängigkeit sei nur ein Bluff.

Nun geschah, was Hitler durch den Pakt mit Stalin zu verhindern geglaubt hatte: *Deutschland* stand nicht Polen allein, sondern einer europäischen Koalition gegenüber. Was Friedrich dem Grossen beinahe Land und Leben gekostet und was Bismarck immer zu verhindern gesucht hatte, trat nun wieder ein: Deutschland befand sich im Zweifrontenkrieg. Für einen solchen war es aber im September 1939 nicht gerüstet.

Der Aufbau der Wehrmacht war nicht abgeschlossen. Die Flotte war der englischen im Verhältnis von 1:7,5 unterlegen. Die Luftwaffe war zwar stark, doch fehlten Langstreckenbomber und Flugzeugträger, wie sie ein Krieg gegen England benötigt hätte. Die Auslandsabhängigkeit war bei vielen kriegswirtschaftlich wichtigen Gütern wie Eisenerz (66 Prozent), Kautschuk (85 Prozent) und Blei (50 Prozent) sehr hoch. Die Kriegsvorräte waren teilweise ungenügend. Auch die strategische Planung fehlte. Ausser dem Fall «Weiss», dem Feldzugsplan gegen Polen, gab es keine Angriffspläne. 1939 gab es keinen «Schlieffenplan», der mit der Zweifrontenlage rechnete.

Auch die Partner liessen Hitler nun im Stich. *Italien* hatte zwar erst im Mai 1939 den Stahlpakt geschlossen, der es ganz an Deutschland band. Aber jetzt bekam es Mussolini mit der Angst vor dem eigenen Verbündeten zu tun. In letzter Stunde suchte er durch eine neue Münchner Konferenz den Kriegsausbruch noch zu verhindern. Als das nicht gelang, erklärte er mit dem



Hinweis, Italien sei erst in einigen Jahren kriegsbereit, die Nichtkriegsführung.

Auch das faschistische *Japan*, Hitlers Partner in Ostasien, hielt nicht mit. Seit 1937 befand sich dieses im Krieg mit China, das von Stalin Waffenhilfe erhielt. Daher war Japan interessiert, die Sowjetunion durch ein Bündnis mit Deutschland in die Zange zu nehmen, und schloss 1936 mit Deutschland, später auch mit Italien, den Antikominternpakt. Doch Hitlers Pakt mit Stalin war für Japan ein Verrat. Es protestierte heftig dagegen und hat sich 1941 insofern gerächt, als es selbst mit Stalin ein Neutralitätsabkommen schloss, während die deutschen Heere auf den Feldern der Sowjetunion verbluteten. So sah faschistische Bündnistreue aus!

Ungünstig war die Lage auch für Polen und die Westmächte. *Polen* hatte die Mobilmachung erst am 30. August ausgelöst; sie war am 1. September noch nicht abgeschlossen. Seit Deutschland die Tschechei erobert hatte und Polen im Süden, Westen und Norden umfing, war dessen Lage verzweifelt; seit dem Hitler-Stalin-Pakt war sie hoffnungslos. Jener deutsche General hatte recht mit seiner Bemerkung, aus der Karte von 1939 habe jeder herauslesen können, «... dass Polen strategisch schon erobert war, ehe noch ein Schuss fiel oder ein Soldat die Grenze überschritten hatte». Die stolze Politik von Aussenminister Josef Beck, der an eine selbständige Rolle Polens zwischen Deutschland und der Sowjetunion geglaubt hatte, war völlig gescheitert. Staaten in der Mitte bedürfen meist der Anlehnung an eine Seite, und Polen hat auch nach dem Krieg die schmerzliche Erfahrung machen müssen, dass es seine Unabhängigkeit nur dadurch retten konnte, dass es sich einem mächtigen Nachbarn anschloss und sie dadurch teilweise aufgab.

In seiner Geschichte des Zweiten Weltkriegs klagt Churchill, dass die *Westmächte* «... mit dem raffinierten Geschick, immer das Falsche zu tun ...», alle Trümpfe verscherzt hatten und nun, «... im ungünstigsten Augenblick und unter den unbefriedigendsten Verhältnissen ...», in den Krieg zu gehen hatten. Sie hatten nicht gekämpft, als Deutschland ihnen noch weit unterlegen war; sie hatten bei der Erbauung des deutschen Westwalls zugeschaut; sie hatten zugelassen, dass Hitler die Überlegenheit in der Luft gewann. Sie hatten die grosse Koalition mit der Sowjetunion verpasst; nun stand Stalin auf der anderen Seite. Als der Krieg ausbrach, waren sie Deutschland auf allen Gebieten ausser zur See unterlegen. England wies den typisch angelsächsischen Rückstand in der Kriegsbereitschaft auf, der teils mit seiner Demokratie, teils mit seinem System der Berufsarmee Zusammenhängen mag, das in Friedenszeiten keine hohen Truppenbestände zulässt. Erst am 27. April 1939 war die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden. Als Stalin im Sommer 1939 einen englischen Diplomaten fragte, wieviele Divisionen England gegen die hundert Divisionen Hitlers ins Feld führen könne, soll er zur Antwort erhalten haben: «Zwei und später noch zwei».

Auf die Hilfe der *USA* durften die Westmächte bei Kriegsausbruch nicht rechnen. Noch galt das 1935 angenommene Neutralitätsgesetz, das ein Waffenembargo gegen alle kriegführenden Staaten vorsah. Der Kongress hob es erst am 4. November 1939 auf.

So waren die Westmächte ganz auf sich allein gestellt. Nur die britischen Dominions, Kanada, Australien, Neuseeland und die südafrikanische Union, hielten treu zum Mutterland und erklärten Deutschland ebenfalls den Krieg. Sie gaben damit dem Polenfeldzug von Anfang an den Anstrich eines Krieges, dessen Vorspiel er auch wirklich wurde: eines Weltkrieges nämlich.

## Der neue Krieg

Hitlers Rolle als Heerführer ist umstritten. Der «grösste Feldherr aller Zeiten», wie ihn seine Bewunderer nach den Erfolgen von 1939/40 nannten, war er sicher nicht, aber auch nicht der hoffnungslose Banause, als der er in vielen Autobiographien seiner Generäle erscheint. Auch hier – wie bei seiner Politik – müsste man sagen: nichts Originelles. Er übernahm, was andere

vor ihm schon gesagt hatten. Die Idee der Vernichtungsschlacht durch Umfassungsbewegungen hatte er – wenn nicht von Hannibal! – so vom ehemaligen Generalstabschef Alfred von Schlieffen. Die Idee des totalen Kriegs, in dem die ganze Politik dem Krieg zu dienen hatte, kam von Erich Ludendorff. Die Ansicht, dass die neue Motorkraft von selbständig operierenden Panzerverbänden in Zusammenarbeit mit der Luftwaffe für grosse Offensivbewegungen auszunützen sei, hatten nach dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Militärpublizisten vertreten, unter ihnen die Engländer J. F. C. Fuller und Liddell Hart, sowie der Franzose Charles de Gaulle. In Deutschland wurde sie von Heinz Guderian, Gerd von Rundstedt und Erich von Manstein aufgenommen.

Hitler formte sich aus diesen Theorien eine Angriffsstrategie, in der die Vernichtung des Gegners durch Umfassungsbewegungen grossen Stils, die namentlich durch Panzerverbände auszuführen waren, erreicht werden sollte. «Motorisierte-Cannae-Schlachten» hat man sie in Anlehnung an Hannibals Vernichtungssieg über die Römer genannt. Dieser hat übrigens wie Hitler die Vernichtungsschlacht gewonnen, aber den Krieg schliesslich doch verloren!

Die Leistung Hitlers lag also nicht in neuen Ideen, sondern darin, dass er die zum Teil neuen Ideen anderer konsequent durchsetzte, und zwar auch gegen den Widerstand des zögernden, in der Schule des Ersten Weltkriegs gross gewordenen Generalstabs. Dass der Verlauf der Feldzüge von 1939/40 ihm und nicht diesen Offizieren recht gab, hat seine Meinung von ihnen nicht verbessert und dazu beigetragen, dass er sie mehr und mehr beiseiteschob.

Im Übrigen ist es kein Zufall, dass diese Strategie ausgerechnet in Deutschland entstand. Sie war der Ausdruck der politischen, wirtschaftlichen und geographischen Lage dieses Landes nach dem Ersten Weltkrieg. Deutschland war ja revisionistisch, es musste offensiv werden, wollte es die Lage ändern, und es hatte wegen seiner Mittellage und der relativ schmalen Wirtschaftsbasis die Entscheidung durch rasche Vernichtungsschläge zu suchen.

Im Ausland aber galt das nicht. Dort hielt man daher an überlieferten Doktrinen fest und dachte durchwegs defensiv. Als Churchill im Juli 1939 das französische Heer an der deutschen Grenze besuchte, fiel ihm sein Defensivgeist auf. Er erhielt den Eindruck, «... dass Frankreich nicht mehr über ausreichende Lebensenergie verfügte, um eine grosse Offensive zu organisieren ...» Als Charles de Gaulle dem greisen Kriegsminister Philippe Pétain die Notwendigkeit französischer Panzerdivisionen klarzumachen suchte, erhielt er zur Antwort: «Die Deutschen sind ihrer Natur nach offensiv und müssen Panzerdivisionen haben; aber Frankreich ist friedfertig und defensiv und braucht sie daher nicht!»

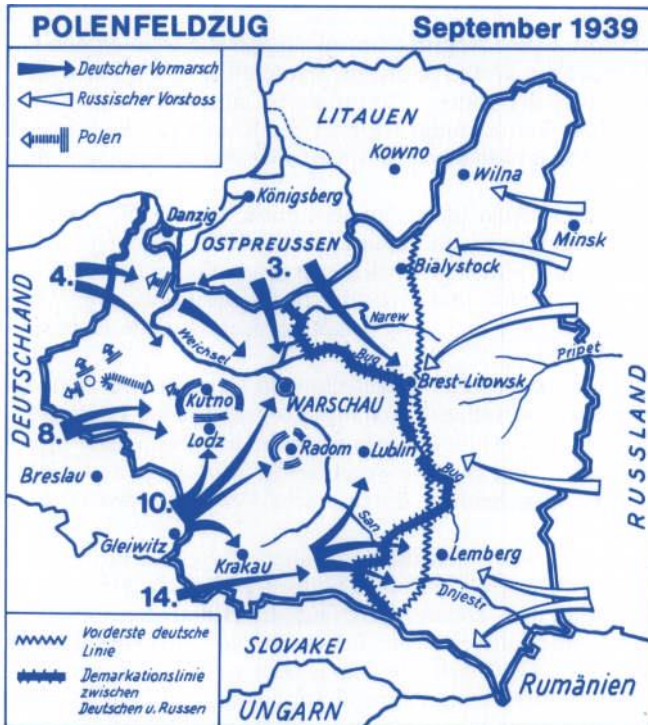
Irgendwo erzählt Churchill den Witz, dass das britische Kriegsministerium immer den letztvergangenen Krieg vorbereite. Aber das war ja nicht nur in England so ...

## Der Polenfeldzug

Der Krieg begann ohne Kriegserklärung. Das war konsequent, verwischt doch der totale Krieg die Grenzen zwischen Krieg und Frieden; Frieden ist nur Krieg ohne Kampfhandlungen. Gleichzeitig mit dem deutschen Einmarsch in Polen begann der Kreuzer «Schleswig-Holstein», der in Danzig zu Besuch weilte, mit der Beschiessung der Westerplatte. Der Kommandant dieses Schiffes hatte wenige Tage zuvor dem Schweizer Diplomaten Carl Jakob Burckhardt, der seit 1937 als hoher Kommissar des Völkerbundes in Danzig residierte, bei einem Besuch anvertraut, «... er habe einen furchtbaren Auftrag, den er vor seinem Gewissen nicht verantworten könne». Aber in den frühen Morgenstunden dieses ersten Septembers kam er dem Befehl doch nach, wie viele andere Offiziere im Verlauf des Krieges auch.

Am ersten Tag schon begann die deutsche Luftwaffe mit der Bombardierung Warschaus und anderer Bodenziele. Den 2'000 deutschen Maschinen standen etwa 700 polnische gegenüber,

die grösstenteils am Boden vernichtet wurden. Die 57 deutschen Divisionen – unter ihnen alle Panzer- und motorisierten Divisionen – marschierten in zwei Heeresgruppen auf: Am linken Flügel stand die Heeresgruppe Nord unter Generaloberst von Bock (3. und 4. Armee) in Ostpreussen und Pommern; in Schlesien und der Slowakei befand sich die Heeresgruppe Süd unter Generaloberst von Rundstedt (8., 10. und 14. Armee).



Das polnische Heer zählte 38 Infanteriedivisionen und 12 Kavalleriebrigaden; es war wenig motorisiert. Die prächtige Kavallerie ging in der Flut von Feuer und Eisen der deutschen Panzer unter. Der polnischen Heerführung unter Marschall Rydz-Smigly hat man vorgeworfen, sie habe durch die lineare Aufstellung der Truppen entlang der deutschen und slowakischen Grenze, in einem Gelände ohne natürliche Verteidigungslinien, den deutschen Absichten geradezu in die Hände gearbeitet. Sicher hat durch diese Aufstellung der Besiegte zum Sieg seines Gegners beigetragen, doch dürfte die polnische Heeresleitung von folgenden Überlegungen ausgegangen sein:

- Erstens wollte sie die im Westen gelegenen Kohlen- und Industriereviere sowie die Ölfelder Galiziens schützen.
- Zweitens erwartete sie die französische Entlastungsoffensive an der deutschen Westgrenze, die verabredungsgemäss 15 Tage nach der Mobilmachung einsetzen sollte.
- Drittens rechnete sie wie die Heeresleitungen fast aller Länder mit einer zwei bis drei Wochen dauernden Mobilmachungszeit und einem anschliessenden Stellungskrieg, den sie möglichst an den Grenzen führen wollte.

Im Prinzip hat die polnische Armee nur dasselbe gemacht wie die französische an der Maginot-Linie auch, und auch der schweizerische Aufmarschplan im Oktober 1939 wies ähnliche Merkmale auf. Es gibt höchstens den Unterschied, dass Polen die deutschen Erfolge dadurch

gefördert hat, dass es Deutschland unterschätzte, und Frankreich, indem es dieses überschätzte. Hitlers waghalsiges Ziel, im Osten zu schlagen und im Westen zu bluffen, ist ihm gelungen. Das französische Heer, von dem etwa 90 Divisionen an der Ostgrenze standen, unternahm keine Offensive auf die deutsche Grenze, die nur von 34 Divisionen – mit Munitionsvorräten für 3 Tage! – verteidigt wurde. Das englische Expeditionskorps auf dem Festland zählte im Oktober erst 4 Divisionen. Während Polen unterging, begann im Westen der Sitzkrieg, der «drôle de guerre».



*Der Beginn. Grenzbäume werden beseitigt.*

#### **Vierte Teilung Polens**

Im Osten wurden die polnischen Armeen in zwei grossen Zangenbewegungen eingeschlossen. Die erste ging von Pommern und Schlesien aus und hatte zum Ziel, die polnischen Kräfte westlich der Weichsel zu vernichten. Dieser Plan gelang vollständig. Die deutschen Armeen, die Vormarschleistungen bis zu 100 Kilometern im Tag erreichten, standen schon nach einer Woche südlich von Warschau. Eine zweite Zangenbewegung – ausgehend von Ostpreussen und der Slowakei – ging tief in polnischem Gebiet dem Narew und dem Bug entlang und schnitt die östlich der Weichsel stehenden Verbände ab. Der Krieg wurde mit verkehrten Fronten ausgetragen: Die Deutschen griffen von Osten an, die Polen standen mit dem Rücken zu Deutschland.

Am 17. September marschierte auch die Rote Armee von Osten in Polen ein, um die im Hitler-Stalin-Pakt der Sowjetunion zugeschlagenen Gebiete zu sichern. Stalin rechtfertigte den Einmarsch, indem er den polnischen Staat für nicht mehr existent erklärte. Die Westmächte gaben keine Kriegserklärung ab, um sich nicht auch diesen Gegner noch auf den Hals zu laden. Die

deutschen Truppen wurden nun stellenweise zugunsten der Sowjets zurückgenommen. Unterdessen wurde das polnische Heer in grossen Kesseln bei Radom, Warschau und Kutna aufgerieben. 700'000 Mann kamen in deutsche, 200'000 in sowjetische Kriegsgefangenschaft; 150'000 wurden in Rumänien, Ungarn und den baltischen Staaten interniert. Am 27. September kapitulierte Warschau. Bald darauf erlosch der Widerstand.

In weniger als einem Monat – der Zeit, die üblicherweise für die Mobilmachung und den Aufmarsch der Heere gebraucht wurde – war Polen erobert, seine Armee vernichtet und die Regierung ins Exil getrieben. Anfang Oktober wurden die eroberten Gebiete definitiv zwischen Deutschland und der Sowjetunion aufgeteilt. 188'000 Quadratkilometer mit 20 Millionen Einwohnern vornehmlich polnischer Abstammung kamen in deutsche Hand, 200'000 Quadratkilometer mit 12 Millionen Weissrussen und Ukrainern an die Sowjetunion. Es war seit 1772 die vierte Teilung dieses schönen und fruchtbaren Landes mit seiner freiheitsliebenden Bevölkerung, deren historisches Schicksal es geworden ist, zwischen zwei Grossmächten zu liegen, die seit Jahrhunderten aufeinander zu expandierten.

Am Vorabend dieses Krieges hatte der französische Botschafter in Berlin – Coulondre – zu Hitler gesagt, er befürchte, dass am Ende eines Krieges in Europa «... ein einziger wirklicher Sieger vorhanden sein werde – nämlich Trotzki». Wenn er damit nicht nur die Revolution, sondern die Sowjetunion überhaupt gemeint hat, hat er recht behalten. Polen hat die Gebiete, die es 1939 an die Sowjetunion verlor, nie mehr gesehen, während es die Deutschland abgetretenen Gebiete längst wieder besitzt.

## Und die Schweiz?

Die politische Führung der Schweiz hat im Herbst 1939 überraschend schnell und sicher gehandelt. Am 28. August – vier Tage, bevor der Krieg in Osteuropa begann – wurden die Grenzschutztruppen aufgeboten. Am 30. August wurde der General gewählt; das Parlament erteilte dem Bundesrat Vollmachten für die Kriegszeit. Am Tag darauf übergab der Bundesrat den Mächten die übliche Neutralitätserklärung. Am 1. September wurde die Kriegsmobilmachung ausgerufen. Als am 3. September die Westmächte Deutschland den Krieg erklärten und damit Westeuropa erst ins Kriegsgeschehen rückte, war die Schweizer Armee bereits mobilisiert. 430'000 Mann standen unter den Waffen.

Doch wie stark war diese Armee? General Guisan hat nach dem Krieg in seinem Bericht über den Aktivdienst zahlreiche Mängel, die er bei seiner Kommandoübernahme vorfand, gerügt, darunter folgende:

- Die Grenzbefestigungen waren unvollständig und fragwürdig, wenn auch nicht wertlos.
- Die mit requirierten Fahrzeugen ausgerüsteten Leichten Truppen waren sehr verletzlich und nicht mit den Motorisierten Truppen des Auslandes zu vergleichen.
- Die Artillerie war schwach. Selbst bei Zusammenfassung aller Rohre einer Division konnte die Wirkung – wie Guisan schreibt – «nur eine lächerliche sein».
- Bei der Flugwaffe war nicht mehr als der «Keim einer Fliegerdivision» vorhanden. Sie zählte nur 86 Jagdflugzeuge, die zum Teil veraltet waren. 5 von 21 Fliegerkompanien hatten nicht aufgestellt werden können, weil sie über keine Flugzeuge verfügten.
- Das Übermittlungswesen war teilweise veraltet; der Nachrichtendienst war stark vernachlässigt worden.
- Den hohen Kadern mangelte es an Weiterbildung. Guisan schreibt: «Ganz offensichtlich



wies die Equipe, die ich am Anfang des Aktivdienstes auf den Posten der Heereseinheitskommandanten antraf, Führer auf, die nicht in der Lage gewesen wären, einen Feldzug zu bestehen... »

- Es gab keine «unité de doctrine» über den Einsatz der Armee. Klar denkende Offiziere hatten zwar die revolutionäre Bedeutung der Flugzeuge und Panzer erkannt, andere aber – schreibt Guisan – «... blieben Anschauungen verpflichtet, welche die Erfahrung von 1914 bis 1918 für alle Zeiten geheiligt zu haben seinen».
- Vor allem aber kritisiert der General, dass er bei Kriegsbeginn keine ausgearbeiteten Operationspläne vorfand. Als er die Schubladen öffnete, waren sie leer!

Sicher: Die Urteile des Generals sind pflichtgemäss hart. Er misst die Armee an höchsten Vorstellungen. Aber es ist unverkennbar, dass diese Armee Schwächen aufwies, die in anderen Ländern zu deren rascher Überwindung beigetragen haben.

Der Schweiz blieb solches erspart. Die operative Planung Deutschlands, die gerade in diesen Tagen anlief, sah den Weg im künftigen Westfeldzug durch andere Länder vor, wo das Terrain günstiger, der Gegner leichter zu vernichten und die feindliche Hauptstadt rascher zu erreichen war.

## Übriges Geschehen im Oktober 1939

- 6.10. Die letzten polnischen Feldtruppen kapitulieren. Rund 100'000 Mann entkommen in den Machtbereich der Alliierten.
- 9.10. Hitler erlässt die Weisung Nr. 6 für den Angriff im Westen.
- 10.10. Litauen, Lettland und Estland überlassen der UdSSR Stützpunkte auf ihrem Staatsgebiet.
- 14.10. Das deutsche U-Boot U47 versenkt in der britischen Flottenbasis Scapa Flow das Schlachtschiff «Royal Oak».



«Drôle de guerre» hat man in Frankreich den Zustand des kampflosen Krieges an der Westfront genannt, wie er bis zum Mai 1940 bestand. Die Deutschen sprachen vom Sitzkrieg, die Briten vom «phony war» – vom Scheinkrieg. Einer der deutschen Generäle an der Westfront berichtet in seinem Tagebuch, wie französische Offiziere ab und zu über den Rhein winkten und Plakate hochhielten, auf denen stand: «Bitte nicht schießen. Wir schießen nicht.» Die Deutschen antworteten: «Wenn ihr nicht schießt, schießen wir auch nicht.»

In den gewaltigen Heeren an der Westgrenze gab es monatelang keinen einzigen Verlust durch Feindeinwirkung; Kriegsoffer gab es nur durch Krankheit und Unfälle. Durch deutsche Lautsprecher tönte es über den Rhein, die Engländer würden kämpfen bis zum letzten Franzosen; der alte Groll gegen das kriegsentschlossene England erwachte wieder in Frankreich. Die Truppe nahm den Krieg nicht mehr ernst. Wofür noch kämpfen? Polen war gefallen, und Offensivziele hatte Frankreich nicht. Die Regierung würde sich schon mit Hitler arrangieren. Der Poilu hoffte auf Frieden.

Aber in Wahrheit war dieser seltsame Krieg kein Scheinkrieg. Für die damalige Welt kaum sichtbar ist gerade in diesem Oktober 1939 entschieden worden, dass der Krieg weitergehen sollte. Die letzte geringe Friedenschance ist damals von Hitler zertreten worden. Ausserdem



*«Aktivität: null» – stand im ersten französischen Heeresbericht vom 30. November 1939.*

hat schon im Oktober 1939 der Wirtschaftskrieg scharfe Formen angenommen. Die Westmächte zogen ihre Blockade gegen Deutschland auf; dieses antwortete mit der Versenkung alliierter Handelsschiffe. In diesem Oktober wurden in der Nordsee und im Atlantik 34 allierte Schiffe mit 168'410 Bruttoregistertonnen versenkt. Auf den Meeren gab es keinen «drôle de guerre».

## Martyrium eines Volkes

Hitler hat Polen nicht besiegt, um ihm die 1919 verlorenen deutschen Gebiete wieder abzunehmen. Nach seiner Rassenlehre war dieses Land von einem Kulivolk besiedelt und darum zur Gewinnung deutschen Lebensraums und zur Germanisierung bestimmt. Am 17. Oktober 1939 sagte er dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Wilhelm Keitel, es müsse «... verhindert werden, dass eine polnische Intelligenz sich als Führungsschicht aufmacht. In dem Lande soll ein niedriger Lebensstandard bleiben; wir wollen dort nur Arbeitskräfte schöpfen ... Der Generalgouverneur soll der polnischen Nation nur geringe Lebensmöglichkeiten geben ...»

Hitler annektierte daher nicht nur die bis 1919 deutschen Gebiete um Danzig, Posen und in Ober Schlesien, sondern schob durch die Schaffung der Reichsgaue Westpreussen und Wartheland die deutsche Grenze tief in altpolnisches Gebiet vor. Insgesamt schloss er dem Reich 90'000 Quadratkilometer mit 10 Millionen Einwohnern an; darunter waren Gebiete mit 98 Prozent nichtdeutscher Bevölkerung. Aus den übrigen von Deutschland besetzten zirka 100'000 Quadratkilometern Polens machte er am 12. Oktober das «Generalgouvernement für die besetzten polnischen Gebiete»; es war eine deutsche Kolonie mitten in Europa.

Mit dieser Regelung der polnischen Frage verunmöglichte Hitler aber jeden Friedensschluss in Europa. Mit der Zertrümmerung Polens hatte er das Gleichgewicht derart verschoben, dass dessen Hüter – England – niemals einlenken konnte. Die Westmächte mussten zu ihrem Verbündeten stehen, auch wenn dieser nur noch als Volk, kaum mehr als Staat bestand. Als Hitler am 6. Oktober in einer Reichstagsrede Friedensandeutungen machte, erwiderte ihm der britische Premier, ohne Wiedergutmachung an Polen müssten die Westmächte in ihrer «Pflichterfüllung bis zum Ende verharren». Von da an war es gewiss, dass der europäische Krieg kommen würde.

Am 7. Oktober 1939 beauftragte Hitler den Reichsführer SS, Heinrich Himmler, mit der Ausschaltung volksfremder Bevölkerungsteile aus dem Reich. Er meinte damit, dass die «Juden und Polacken» im Reich und den neu einverleibten polnischen Gebieten entweder liquidiert oder ins Generalgouvernement abgeschoben werden sollten. Aber schon im Mai 1940 sprach Generalgouverneur Dr. Hans Frank – der traurige Schinder und Schänder des polnischen Volkes – davon, dieses Gebiet solle nicht wie ursprünglich vorgesehen «... nur der völligen Ausplünderung, der Herauspressung all desjenigen dienen, was nur aus ihm herausgeholt werden kann...»; schon im November 1939 habe ihm Hitler gesagt, es sei auch dieser «Raum des Generalgouvernements dem Deutschtum zuzuführen». Hitler habe ihm auch gesagt: «Was wir jetzt an Führungsschicht in Polen festgestellt haben, das ist zu liquidieren; was wieder nachwächst, ist von uns sicherzustellen und in einem entsprechenden Zeitraum wieder wegzuschaffen». In einer Denkschrift Himmlers vom Mai 1940 steht, für diese Bevölkerung dürfe «... es keine höhere Schule geben als die vierklassige Volksschule. Das Ziel dieser Volksschule hat lediglich zu sein: Einfaches Rechnen bis höchstens 500, Schreiben des Namens, eine Lehre, dass es ein göttliches Gebot ist, den Deutschen gehorsam, ehrlich, fleissig und brav zu sein. Lesen halte ich nicht für erforderlich ...» Auf diese Weise schaffe man ein minderwertiges Volk, das als führerlose Masse den Deutschen zur Verfügung stehen werde.

So wurde Polen zum Land, das im Zweiten Weltkrieg weitaus die grössten Opfer bringen müssen. Von seinen rund 32 Millionen Bewohnern verlor es 6 Millionen; aber nur 300'000 fielen im Krieg. 3 Millionen Opfer waren Juden, 1 Million Polen muss bei den grausamen Massenumsiedlungen das Leben verloren haben; mehr als eine Million aber fiel den erwähnten planmässigen Ausrottungsmassnahmen gegen die Führungsschichten zum Opfer. Es ist schon so, wie einmal gesagt wurde: Hitler «war ganz einfach auch ein Massenmörder».

Diese Vorgänge führten rasch zu schweren Spannungen zwischen den deutschen Truppen und der deutschen Zivilverwaltung in Polen. Generaloberst Blaskowitz – der neue Oberbefehlshaber Ost – hat im Februar 1940 im Hauptquartier des Heeres bittere Klage gegen das Verhalten von SS und Polizei geführt. Er sprach von einem «unbegreiflichen Mangel menschlichen und sittlichen Empfindens» und von einer «Vertierung der Polizeiorgane». Die Einstellung der Truppe zu SS und Polizei schwankte zwischen Abscheu und Hass. Die Abschachtung von Menschen sei völlig sinnlos und liefere höchstens Material für die feindliche Propaganda; ferner schmiede sie die Polen und Juden im Hass gegen Deutschland zusammen. Die polnische Staatsidee aber lasse sich nicht totschiagen. «Die Ansicht, man könne das polnische Volk mit Terror einschüchtern und am Boden halten», sagte Blaskowitz, «wird sich bestimmt als falsch erweisen. Dafür ist die Leidensfähigkeit des Volkes viel zu gross.»

Hitler hat Blaskowitz darauf seines Postens mit der Bemerkung enthoben, mit «Heilsarmee-Methoden» könne man keinen Krieg führen.

## Katyn

Polen hat nicht nur nationalsozialistische, sondern auch bolschewistische Massenmorde erleben müssen. Hitler und Stalin waren sich nicht nur darin einig, dass Polen geteilt, sondern auch darin, dass seine Führungsschicht beseitigt werden müsse. Der Germanisierung entsprach in den östlichen Provinzen die Sowjetisierung. Es hat nicht nur den nationalsozialistischen Rassenhass, sondern auch den bolschewistischen Klassenhass gegeben. Ein Stichwort dafür ist Katyn.

Die 200'000 polnischen Kriegsgefangenen, die der Roten Armee in die Hand gefallen waren, kamen in etwa 100 verschiedene sowjetische Lager. Als Hitler im Juni 1941 die Sowjetunion angriff, wurden sie freigelassen und sammelten sich um General Wladyslaw Anders, der mit ihnen unter unglaublichen Strapazen eine polnische Exilarmee auf sowjetischem Boden aufbaute. Es fiel den Polen aber bald auf, dass aus den Lagern Starobjelsk bei Charkow, Koselsk bei Smolensk und Ostraschkow bei Twer sich nur etwa 400 Soldaten und Offiziere zur Armee Anders meldeten, während bekannt war, dass sich in diesen Lagern am 5. April 1940 noch etwa 15'000 polnische Gefangene, darunter 8'700 Offiziere, befunden hatten. Die spärlichen Verbindungen, die diese mit ihren Familien unterhalten hatten, waren Anfang April 1940 völlig abgerissen.

Am 13. April 1943 verkündeten die Deutschen, die weite Teile der Sowjetunion erobert hatten, in den Wäldern von Katyn bei Smolensk seien grosse Massengräber mit polnischen Offizieren und Soldaten, die von den Sowjets umgebracht worden seien, entdeckt worden. Die sowjetische Regierung versuchte sofort, diesen Mord in einer abenteuerlichen Version auf die Deutschen abzuschieben. Aber die Untersuchung durch eine europäische Ärztekommision Ende April 1943 ergab, dass die Opfer schon drei Jahre in der Erde gelegen hatten. Die Morde hatten sich also zu einer Zeit ereignet, als die Deutschen noch nicht in Russland standen. In den Briefen, Tagebüchern und Zeitungen, die man auf den Leichen fand, gab es kein späteres Datum als das des 11. Mai 1940. Von den 4134 geborgenen Leichen konnten etwa 2'900 identifiziert werden; es waren fast alles polnische Offiziere aus dem russischen Lager Koselsk. Von den 3'900 Gefangenen aus Starobjelsk und den 6'500 aus Ostraschkow hingegen fand sich nie eine Spur. Es gibt daher wohl mehr als ein Katyn.

## Der Fall «Gelb»

Nicht nur durch die Zertrümmerung Polens hat Hitler im Herbst 1939 jede Friedensaussicht zerstört, sondern auch durch seine Absicht, nun unverzüglich die Westmächte anzugreifen.

Noch bevor der Feldzug in Polen überhaupt zu Ende war, eröffnete er am 27. September 1939 seinen verdutzten Generälen, England müsse sofort auf die Knie gezwungen und Frankreich zerschlagen werden. Endlich sei die ersehnte Lage da, dass Deutschland keinen Zweifrontenkrieg führen müsse. Würde man aber zuwarten, würden England und Frankreich in Belgien und Holland einfallen und von dort aus das Ruhrgebiet gefährden. Ferner werde Italien seine Neutralität erst aufgeben, wenn Frankreich angegriffen sei. Die Zeit arbeite für den Gegner, der sich militärisch und wirtschaftlich ständig verstärke. Der deutsche Angriff müsse daher rasch erfolgen. Als Termin sah Hitler ein Datum zwischen dem 20. und 25. Oktober 1939 vor. Die Generäle wurden durch diese Eröffnungen schon darum überrascht, weil überhaupt keine Pläne für ein solches Unternehmen vorlagen. Ausserdem hatten sie schwerwiegende militärische Bedenken gegen ein solches Vorgehen. Viele der neu aufgestellten Landwehr- und Reservedivisionen waren noch nicht einsatzfähig. Die Panzerverbände mussten nach dem Polenfeldzug aufgefrischt und mit schwereren Panzertypen versehen werden. Die Munitionierung reichte nur für einen Drittel der Divisionen und nur für einen Monat. Vor allem aber schätzten die Generäle die Widerstandskraft Frankreichs viel höher ein als Hitler. Generaloberst Ritter von Leeb – der Kommandant einer der Heeresgruppen an der Westfront – meinte, man könne Frankreich im Süden wegen der Maginot-Linie gar nicht angreifen. Daher könne der Franzose nicht überrascht werden: «Er weiss genau, wenn der Deutsche angreift, muss er durch Belgien. Die Franzosen haben rund 60 Divisionen operativ frei. Überraschung nicht möglich. Unsere Blutopfer werden unendlich gross sein, und der Franzose wird doch nicht niedergedrückt werden können ...»

Hitler war ganz anderer Meinung. Er schätzte die Kampfkraft der französischen Truppen nicht hoch ein. Deren Stärkeangaben bezweifelte er. Er hielt sie für unfähig, einen Bewegungskrieg zu führen. Ihr «Maginot-Geist» war ihm nicht entgangen. Er glaubte – im Unterschied zu den Generälen – nicht daran, dass sich das Wunder der französischen Verteidigungsleistung von 1914 nochmals wiederholen würde. Er hatte auch hier – wie Sebastian Haffner sagte – seinen «... Instinkt dafür, was schon im Fallen, was schon im Sterben war, was nur noch auf den Gnadenschuss wartete ...»

Am 9. Oktober beauftragte Hitler die Oberbefehlshaber, die Angriffspläne auszuarbeiten. Ziel des Krieges sollte nicht in erster Linie die Gewinnung feindlichen Territoriums sein; es hatte vielmehr «in der endgültigen militärischen Erledigung des Westens zu bestehen, das heisst in der Vernichtung der Kraft und Fähigkeit der Westmächte, noch einmal der staatlichen Konsolidierung und Weiterentwicklung des deutschen Volkes in Europa entgegenzutreten zu können». Der Angriff sollte – wie 1914 – am Nordflügel durch Belgien erfolgen. «Verletzung der Neutralität Belgiens und Hollands ist bedeutungslos», sagte Hitler später. Vorbild für diesen Plan war General Schlieffens Vernichtungskonzept von 1905. Der Plan erhielt die Bezeichnung «Fall Gelb».

## Offiziere gegen Hitler

In der trügerischen Stille des «*drôle de guerre*», in diesem Oktober 1939, spielte sich nun jenes dramatische Ringen zwischen Hitler und seinen Generälen ab, das – wäre es anders ausgegangen – vielleicht den Weltkrieg noch hätte verhindern können. Die schweren Bedenken, die die meisten hohen Offiziere gegenüber Hitler hatten, waren nicht nur in unterschiedlichen Auffassungen über die militärische und politische Lage und in den gerade damals aus Polen auftauchenden Gerüchten über anhebende Massenmorde begründet. Letzten Endes beruhten sie auf einer tiefen Abneigung, die sie als Fachleute und Aristokraten – die meisten unter ihnen trugen ja noch ein «von» in ihrem Namen – gegen den vulgären Emporkömmling Hitler empfanden,

dem es ihrer Ansicht nach an Geist und Manieren fehlte. Für sie war er ein Pfuscher und Vabanquespieler, den sie – wenn sie ihn auch fürchteten – tief verachteten. Das herablassende Wort vom «böhmischen Gefreiten» kam ja schliesslich auch von einem von ihnen, nämlich vom ehemaligen Feldmarschall Hindenburg.

### Deutsche Kommandostellen im Spätherbst 1939

**Oberbefehlshaber:** Adolf Hitler

**Oberkommando der Wehrmacht (OKW):**

- Chef: Generaloberst Walter Keitel
- Chef des Wehrmachtführungsstabs: Generaloberst Alfred Jodi
- Chef des militärischen Nachrichtendienstes («Amt Ausland/Abwehr»): Admiral Wilhelm Canaris

**Oberkommando des Heeres (OKH):**

- Generaloberst Walther von Brauchitsch
- Chef des Generalstabs des Heeres: General Franz Halder
- Heeresgruppe A  
Kommandant: Generaloberst Gerd von Rundstedt  
Chef: Generalleutnant Erich von Manstein
- Heeresgruppe B  
Kommandant: Generaloberst Fedor von Bock
- Heeresgruppe C  
Kommandant: Generaloberst Ritter von Leeb
- Oberbefehlshaber Ost: Generaloberst Johannes Blaskowitz

**Oberbefehlshaber der Luftwaffe:** Reichsmarschall Hermann Göring

**Oberkommando der Marine:** Grossadmiral Erich Raeder

Hitlers Befehl vom 9. Oktober brachte diese Generäle in schwere Gewissensnot. Auf der einen Seite waren sie traditionsgemäss dem Staatsoberhaupt zu Gehorsam verpflichtet, und sie waren ja auf Hitler vereidigt. Andererseits sträubte sich ihr fachliches und moralisches Verantwortungsbewusstsein gegen die Ausführung des Befehls. Es konnte ihnen aber auch nicht entgangen sein – und darin lag ein Teil der Tragik jedes Widerstandes gegen Hitler –, dass die Chancen für einen Staatsstreich jetzt viel ungünstiger geworden waren. Erfolgreich wäre der Widerstand gegen Hitler vor allem ganz am Anfang gewesen; aber damals war es noch wenigen klar, wohin Deutschland geführt wurde. Jetzt, wo dies die Generäle immer deutlicher sahen, war es für erfolgreichen Widerstand schon zu spät. Deutschland war im Krieg, und jeder Staatsstreich bekam den Anstrich von Landesverrat. Ausserdem war Hitler nach dem Blitzsieg gegen Polen so populär, dass die Putschisten nach einem gelungenen Staatsstreich wohl isoliert dagestanden wären; neue Dolchstosslegenden wären bald wieder aufgetaucht.

Ausserdem durfte eine Widerstandsbewegung auch nicht auf die Unterstützung durch das Ausland rechnen. Als die deutsche Opposition im September 1938 die britische Regierung von Staatsstreichplänen unterrichtet hatte, um einen Krieg wegen der Tscheche! zu verhindern, hatte Chamberlain nicht auf sie gehört, sondern war nach München gegangen, womit er nicht die Opposition, sondern Hitler gestärkt hatte.

In dieser schwierigen Lage versuchten die führenden Generäle vorerst, Hitler durch sachliche Einwände von seinem Vorhaben abzubringen. Die Generalobersten von Bock, von Leeb und von Brauchitsch legten Hitler nacheinander in Denkschriften ihre Einwände vor; ohne Erfolg.

Am 19. Oktober lag die Aufmarschanweisung «Gelb» vor, die man später als «phantasielosen Abklatsch des Schlieffenplans» und als «Ausdruck einer aufgezwungenen, ideenarmen Improvisation» bezeichnet hat. Am 29. Oktober wurde sie noch etwas verändert. Am 22. Oktober legte Hitler den Angriffstermin auf den 12. November fest.

Nun unternahm der Oberbefehlshaber des Heeres, Walther von Brauchitsch, einen letzten Versuch, Hitler in einer persönlichen Unterredung umzustimmen. Sie fand am 5. November statt. Hitler zeigte sich keinen Argumenten zugänglich; als er auf deutsche Schwächen und Disziplinlosigkeiten, die sich im Polenfeldzug gezeigt hatten, aufmerksam gemacht wurde, verlor er die Selbstbeherrschung, hinderte von Brauchitsch am Weiterreden und wollte ihn auf der Stelle seines Kommandos entheben.

Unterdessen hatte der Generalstabschef des Heeres, General Franz Halder, detaillierte Pläne für einen Staatsstreich ausgearbeitet. Er nahm Verbindung auf mit seinem Amtsvorgänger, Generaloberst Ludwig Beck, mit dem Kommandanten des Ersatzheeres, General Fritz Fromm, mit dem ehemaligen Oberbürgermeister von Leipzig, Carl Goerdeler, und den in der Spionage tätigen Admiral Wilhelm Canaris und Oberst Hans Oster. Halder hatte mehrere Einheiten, deren Kommandanten in das Unternehmen eingeweiht waren, auf ihrem Weg von Polen an die Westfront östlich der Elbe zurückbehalten, um sie gegebenenfalls einsetzen zu können. Aber nach den Ereignissen des 5. November glaubte Halder, alle Pläne vernichten und die Putschvorbereitungen abbrechen zu müssen, weil er befürchtete, Hitler habe Wind von ihnen bekommen. Für mehr als vier Jahre wurde nun der militärische Widerstand unsichtbar. Erst am 20. Juli 1944 finden wir alle diese Namen wieder im Zusammenhang mit Graf von Stauffenbergs Attentat auf Hitler. Dass der Krieg im Westen nicht am 12. November ausbrach, war eine Folge der Witterung. Starke Regenfälle machten einen optimalen Einsatz der Flugwaffe und der Panzer unmöglich. Bis zum wirklichen Kriegsausbruch am 10. Mai 1940 musste der Angriffstermin noch 29mal verschoben werden. Alle diese Termine wurden von Oberst Oster auf eigene Faust den Westmächten mitgeteilt, in der Hoffnung, sie würden durch geeignete Gegenmassnahmen Hitler von einem Angriff abschrecken. Aber im Westen nahm niemand diese Stimme ernst; man vermutete hinter ihr deutsche Täuschungsmanöver.

## Das Kriegsgeschehen im November 1939

- 3. 11. Die USA ändern ihr Neutralitätsgesetz durch die Einführung der «cash-and-carry»-Klausel zugunsten Grossbritanniens.
- 5. 11. Hitler setzt den Beginn der Westoffensive auf den 12.11. fest.
- 30. 11. Beginn des finnisch-sowjetischen Winterkriegs.



Im Dezember 1941, nachdem Hitler die Sowjetunion angegriffen hatte und die Vereinigten Staaten gegen Japan und Deutschland in den Krieg getreten waren, meinte Winston Churchill, jetzt sei ihm klar geworden, dass das Schicksal Hitlers und Mussolinis besiegelt sei und Japan zwischen «zwei Mühlsteinen zerrieben» werde. Nichts bleibe mehr zu tun, als die überlegenen Machtmittel der Alliierten einzusetzen. Keine andere Kombination auf der Welt könne der vereinten Macht Grossbritanniens, Sowjetrusslands und der USA widerstehen.

Das war wohl richtig gesehen, und von diesem Augenblick an hing alles nur noch davon ab, ob die seltsame Allianz zwischen Stalin und den Angelsachsen bis zum Ende halten würde. Aber zwei Jahre zuvor, in diesem Dezember 1939: Wie sah damals die Lagebeurteilung aus? Gab es für den Zeitgenossen auch nur den geringsten Hinweis, wie die Dinge gehen würden? Oder war der Ausgang noch völlig ungewiss? Wusste man überhaupt, ob der Krieg weitergehen würde? Und wenn er weiterging: Wie lange noch, mit welchen Opfern?

Wir heute – 40 Jahre danach – wir wissen, wie es herausgekommen ist. Und am Ergebnis messen wir die Zeitgenossen und urteilen, ob sie klug gehandelt haben oder nicht. Doch der Zeitgenosse wusste wenig. Wer sich zum Widerstand entschloss, dem gab nicht Siegeszuversicht das Handeln ein, sondern die Überzeugung, so und nicht anders handeln zu müssen. Die Gewissheit, vor der Geschichte recht zu bekommen, hatte er nicht, höchstens die Überzeugung, das Rechte zu tun. Wer sich damals entschliessen musste, fand wenig Wegweisendes, ausser seiner inneren Stimme, seiner Erfahrung und vielleicht noch der Geschichte, dieser grossen Lehrmeisterin. Aber für alle war der Ausgang ungewiss. Selbst ein so hervorragender Beobachter des Zeitgeschehens wie J. R. von Salis konnte am Vorabend dieses ersten Kriegswinters nicht mehr sagen, als dass man mit Bestimmtheit nur dies eine wisse: «Mars regiert die Stunde.»

## Deutschland zwischen Ost und West

In seinem grossen Werk «Vom Kriege» hat Karl von Clausewitz einmal davor gewarnt, dass man keinen Krieg «anfängen sollte, ohne sich zu sagen, was man mit und was man in demselben erreichen will». Um die eigenen Mittel richtig zu berechnen, müsse man aber auch «die Kräfte und Verhältnisse des feindlichen Staates» kennen, «den Charakter seiner Regierung, seines Volkes, die Fähigkeit beider» bedenken und die «politischen Verbindungen anderer Staaten und die Wirkungen, welche der Krieg hervorbringen kann, in Betracht ziehen».

Nach solchen Kriterien mochte der Zeitgenosse im Herbst 1939 die Lage zu beurteilen suchen. Aber da begannen schon die Schwierigkeiten: Wofür eigentlich führte Hitler Krieg? Zwar wusste man aus «Mein Kampf», dass es ihm um neuen deutschen Lebensraum im Osten ging. Der Todfeind war das bolschewistische Russland. Aber mit diesem Todfeind war er nun verbündet; gemeinsam hatten sie Osteuropa geteilt. Die Frage war also, ob dieses Bündnis halten würde. Wenn dies zutraf, war ein gewaltiger Festlandblock im Entstehen, der vom Rhein über Sibirien bis an den Pazifik reichte. Er konnte das alte deutsche Zweifrontenproblem lösen, und die russischen Rohstofflieferungen machten die alliierte Blockade beinahe unwirksam.

Freilich: Ob zwei Regierungen, von denen jede auf ihre Art die Weltrevolution verkündete, auf die Dauer nebeneinander bestehen konnten, und ob Deutschland mit seiner Bodenpolitik im Osten nicht dem alten Westdrang Russlands in die Quere kommen musste, das blieb fraglich. Tatsache war, dass der sowjetische Druck schon im November 1939 zunehmend auf

Deutschland zu lasten begann. Seit Polen weggeräumt war, war der Vorteil, den Deutschland seit 1918 aus dem «cordon sanitaire» der osteuropäischen Staaten gezogen hatte, dahin, und Russland drückte wieder auf seine Grenze.

Seit Hitler ferner den Russen das Baltikum überlassen hatte, musste Deutschland seine Dominanz in der Ostsee, die es trotz allen Einschränkungen des Versailler Vertrages in der Zwischenkriegszeit besessen hatte, mit den Russen teilen. War es Stalin also gelungen, das Gesetz des Handelns in Europa zu diktieren? Zu diesem Schluss kam jedenfalls J. R. von Salis in einer scharfsinnigen Lageanalyse im November 1939. Er fragte: «Sollte es am Ende so sein, dass Deutschland im Westen von seinen Feinden, im Osten von seinem Freund blockiert ist?» Und ahnungsvoll fügte er bei: «Selbst und gerade im Fall eines deutschen Zusammenbruchs – der übrigens in das Gebiet des Unwissbaren gehört – ist die Reorganisation Ost- und Mitteleuropas ohne Mitwirkung Russlands für die Westmächte unmöglich.»

### Im Westen: Was nun?

Auch im Dezember 1939 gab es an der Westfront keine Kriegshandlungen; aber der Krieg – das spürte man – war in Sicht. Im Telegramm, mit dem die Königin von Holland und der König von Belgien am 7. November Hitler ein Vermittlungsangebot unterbreiteten, war die Rede von der «... für die ganze Welt schicksalsschweren Stunde, bevor der Krieg in Westeuropa in seiner ganzen Gewalt beginnt...» Deutschland hatte seine Armeen an die Westfront umdirigiert. Hinter den Kulissen spielte sich Hitlers Ringen mit den Generälen um Kriegsplan und Angriffstermin ab. England verstärkte sein Expeditionskorps in Nordfrankreich; gegen Ende des Jahres umfasste es etwa 160'000 Mann und 500 Flugzeuge. An der Westfront hatten Deutsche und Alliierte je etwa 130 Divisionen konzentriert. Bei den Panzern hatten die Alliierten eine Überlegenheit von etwa 3'000 gegenüber 2'600. In der Luft aber besass Deutschland die Überlegenheit; es verfügte über etwa 3'600 Maschinen gegenüber 2'600 der Alliierten.

Würden diese dem Angriff also standhalten können? Wenn dies zu traf und ähnlich wie 1914 ein langer Materialkrieg begann, musste Deutschland mit seinen geringeren Reserven in eine schwierige Lage geraten. Ohnehin begann sich jetzt schon abzuzeichnen, dass die Westmächte in Zukunft auch auf die unermessliche Industriekapazität der Vereinigten Staaten greifen konnten. Am 4. November verabschiedete der amerikanische Kongress in einer Sondersession ein neues Neutralitätsgesetz, durch das die Ausfuhr von Kriegsmaterial an die Alliierten auf der «cash-and-carry»-Basis ermöglicht wurde. Frankreich und England erteilten darauf amerikanischen Firmen allein für Flugzeugmotoren bis Juni 1940 Aufträge für über 80 Millionen Dollar. Der Rüstungsrückstand der Alliierten verringerte sich rasch. Während die britischen Rüstungsaufwendungen von 1935 bis 39 nur einen Fünftel der deutschen betragen hatten, stiegen sie 1939 auf 30, 1940 auf 60 Prozent; 1941 sollte die britische Rüstungsproduktion erstmals die deutsche übertreffen.

Wenn Hitler aber auch im Westen ein Blitzsieg gelang und Frankreich fiel: Würde England dann weiterbestehen können? Würden die paar Meilen See und die englische Flotte die Insel auch im Zeitalter der Luftfahrt schützen können, wie sie England seit bald 900 Jahren vor jeder Invasion bewahrt hatten? Würde sich Hitler dann, nachdem er alle Gebiete von Polen bis zum Atlantik erobert hatte, wie einst Napoleon den unbesiegbaren Randmächten Europas gegenübersehen: Russland im Osten und England – vielleicht auch Spanien – im Westen? Und würden sich dann, wie immer in der Geschichte Europas seit den Glaubenskriegen, die durch die Vorherrschaft einer Macht bedrohten Staaten verbünden, auch wenn sie völlig verschiedene Staats-, Gesellschafts- und Wirtschaftssysteme besaßen?

Solche Gedanken mögen die Zeitgenossen wieder und wieder bewegt haben. Doch Antworten gab es keine, Gewissheit kennt die Geschichte erst, wenn sie geschehen und also Geschichte geworden ist. Was die Welt über den Kriegsverlauf glauben will, schrieb damals der bedeutende Schweizer Politiker und Publizist Albert Oeri, «ist Sache der Spekulation. Man weiss, welche und wie grosse Heere hinter den beiderseitigen Festungswällen stehen, aber man weiss nicht, welche Bundesgenossen ihnen, wenn der Krieg lange genug dauert, direkt oder indirekt zu Hilfe kommen werden, zum Beispiel Sowjetunion, Japan, Italien, Vereinigte Staaten von Amerika und – Zeit. Ohne Wissen von diesem Unwissbaren ist alles Werweissen über die Kriegschancen umsonst.»

## Untergang des Baltikums

Dies eine aber wurde im November 1939 klar: Dass die Sowjetunion in allen Gebieten, die aufgrund der Verträge zwischen Stalin und Hitler in ihre Interessensphäre fielen, rasch zu handeln gewillt war. Nach der Eroberung Ostpolens Ende August wurden schon im September und Oktober die baltischen Staaten zu sowjetischen Satelliten, und am 30. November erfolgte der Angriff auf Finnland. Während Deutschland auf die Westfront schaute, holte Stalin zurück, was die Sowjetunion in den Wirren der Revolution zwischen 1917 und 1920 verloren hatte. Das Tempo, mit dem Stalin vorging, mag in seiner Furcht begründet gewesen sein, Deutschland könnte sich mit den Alliierten verständigen. Jedenfalls musste der estnische Aussenminister Karl Selter schon am 27. September, nach Machtdemonstrationen der Roten Armee an der estnischen Grenze, einen Pakt mit der UdSSR unterzeichnen, in dem diese Militär- und Flottenstützpunkte in Baltischport und auf den Inseln Dagö und Ösel erhielt. Am 5. und 10. Oktober folgten ähnliche Verträge mit Lettland und Litauen. Es besteht kein Zweifel, dass dadurch die baltischen Staaten – wie man einmal gesagt hat – zu «russischen Provinzen mit Selbstverwaltung» geworden sind.

In einer Rede vor dem Obersten Sowjet wies Aussenminister Molotow am 31. Oktober 1939 auf die «... Lage dieser Länder, die» – wie er sagte – «eine Art Zugangsweg der UdSSR besonders zum Ostseeraum bilden.» Damit machte er klar, worin das Interesse der Sowjetunion am Baltikum lag: Es war der Schlüssel zur russischen Ostseemacht. Nun unterstand wieder die Hälfte der südlichen Ostseeküste – rund 800 Kilometer – ihrem Einfluss. Darüber hinaus war die sowjetische Westgrenze begründet und das exponierte Leningrad nach Westen gesichert worden. Russland stand jetzt wieder dort, wohin es im 18. Jahrhundert die Zaren Peter und Katharina geführt hatten. Beide nennt die Geschichte «die Grossen»!

Aufgrund von Verträgen mit Deutschland begann im November 1939 in den drei baltischen Staaten die Aussiedlung von etwa 160'000 Deutschen. Dieser Hitler, der so oft von Germanisierung gesprochen hatte, war nun daran schuld, dass diese Deutschen ihre alte Heimat verlassen und westwärts ziehen mussten! Im Sommer 1940 verloren die baltischen Staaten ihre letzte Selbständigkeit und wurden von der Sowjetunion annektiert. Etwa 200'000 Balten liess Stalin nach Osten deportieren, um den Nationalismus dieser Länder zu brechen. Seither sind Estland, Lettland und Litauen von der Karte verschwunden, und kaum jemand erinnert sich noch daran, dass es sie, ihre reiche Kultur und ihre schönen Städte einmal gegeben hat.

## David und Goliath

Mit Polen hat Finnland gemeinsam, dass auf seine Geschichte Macht und Ohnmacht Russlands in starker Weise gewirkt haben. Das seit dem 13. Jahrhundert zu Schweden gehörende Finnland musste 1721, kaum hatte Russland den Marsch nach Westen begonnen, Teile seines Gebietes abtreten; schon damals ging es um Karelien. 1809 – Napoleon und Zar Alexander hatten

eben Europa im Frieden von Tilsit geteilt – kam Finnland ganz unter russische Herrschaft. Doch 1917, in den Wirren der Revolution, wurde es frei. Im folgenden Krieg gegen die Bolschewisten führte ein zaristischer Reitergeneral schwedischer Abstammung, der die Sprache des Landes nur schlecht verstand, die Finnen zum Sieg: Carl Gustav Mannerheim. Wie einst George Washington befehligte er ein Heer, das erst geschaffen werden musste für einen Staat, der erst entstand.

Die Finnen wussten also aus ihrer Geschichte, dass der neue Vormarsch der Sowjetunion für sie nichts Gutes bedeuten konnte. 1938 waren die Militärausgaben bedeutend erhöht worden, und im Sommer 1939 wurde – unter Beteiligung Tausender von Freiwilligen – das Festungssystem auf der karelischen Landenge ausgebaut. Man nannte es «Mannerheimlinie».

Anfang Oktober 1939 befahl Stalin eine finnische Delegation nach Moskau. Er verlangte von ihr die Abtretung der südkarelischen Gebiete bis zur Mannerheimlinie sowie den Westen der Fischerhalbinsel bis Petsamo, insgesamt etwa 2'800 Quadratkilometer. Ausserdem sollte die südwestlich von Helsinki gelegene Halbinsel Hanko, die die Einfahrt in den finnischen Meeresbusen kontrolliert, auf 30 Jahre an die UdSSR verpachtet werden. Als Gegenleistung bot Stalin Gebiete in Ostkarelien im Umfang von etwa 5'500 Quadratkilometer an. Die Forderungen begründete Stalin mit dem Sicherheitsbedürfnis Leningrads, das nur 45 Kilometer von der Grenze entfernt lag. Ob er beabsichtigte, ganz Finnland wieder einzugliedern, ist ungewiss. Im Ribbentrop-Molotow-Pakt vom 23. August 1939 war dieses dem sowjetischen Einflussbereich zugeordnet worden.

In der Ungewissheit, ob es Stalin um territoriale Forderungen oder um ganz Finnland ging, lehnte die finnische Delegation die sowjetischen Ansprüche ab. Der Entscheid war zweifellos heroisch, man wusste, dass man in einer kommenden Auseinandersetzung nicht auf die skandinavische Solidarität rechnen durfte. Ebenso wenig durfte man bei der herrschenden Bündniskonstellation auf die Unterstützung Deutschlands zählen, mit dem Finnland noch Ende des Ersten Weltkrieges verbündet gewesen war. Auch über die Hilfe von Seiten der Westmächte machte man sich keine Illusionen; diesen konnte nicht daran gelegen sein, sich auch noch Stalins Feindschaft zuzuziehen. Man musste also in Helsinki wissen, dass man allein sein würde. Finnland zählte 3,5 Millionen Einwohner. Unter Anspannung aller Kräfte liessen sich zehn Divisionen und einige Brigaden mit etwa 350'000 Mann mobilisieren. Die militärische Ausrüstung war äusserst einfach. Es bestand ein Mangel an Artilleriegeschützen, Panzerabwehrmitteln und Flugzeugen. Die Grenze zur Sowjetunion mass 1'000 Kilometer. Diese konnte mühelos 30 und mehr Divisionen mobilisieren. Sie besass die sechsfache Überlegenheit in der Luft. An einen finnischen Sieg war nicht zu denken. Marschall Mannerheim, der 72jährig noch einmal das Oberkommando übernommen hatte, soll vor Kriegsbeginn gesagt haben, er würde zufrieden sein, wenn es gelänge, Finnland zwei Monate lang gegen die Sowjetunion zu halten.

## Der Winterkrieg

Unter diesen Voraussetzungen trat Finnland in den Krieg, der ihm durch den Angriff der Sowjetunion vom 30. November 1939 aufgezwungen wurde. Der Krieg wurde in Schnee und Eis

ausgetragen. Über den nördlichen Kampfzonen lag zwei Monate lang die Polarnacht. Stätten der Kämpfe waren die tiefverschneiten Wälder und die zugefrorenen Seen. Von der Fläche Finnlands entfielen 12 Prozent auf seine Seen und 72 Prozent auf die Wälder.



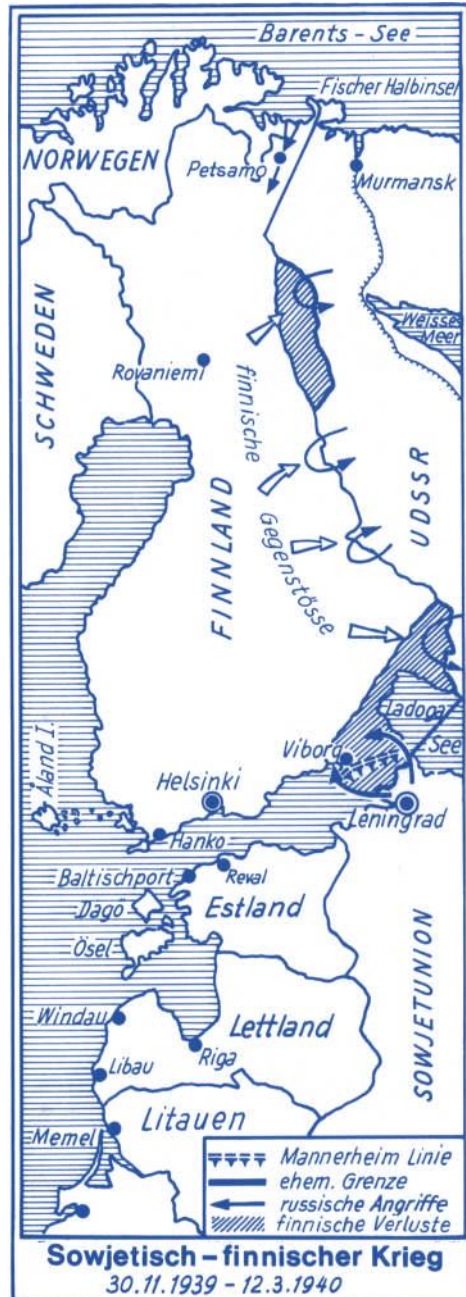
*In den Wäldern Finnlands: Kampf der kleinen Elemente.*

In diesem Gebiet kamen die überlegenen Mittel der Russen wenig zur Geltung. Motorisierte «Cannae-Schlachten» waren unmöglich, weil der Angreifer in der Entfaltung des Tempos gehindert wurde, und sich der Verteidiger mit seinen kleinen Detachementen jeder Einschüderung entzog. Die stark mechanisierten Divisionen und Panzerverbände der Russen wurden durch die Tausende von Seen, durch die Wälder und die wenigen Strassen stark kanalisiert und auseinandergezogen. Das machte es den Finnen möglich, sie immer wieder in kleine Elemente aufzubrechen und zu vernichten. Die Mannerheimlinie erwies sich mit ihrem tief gestaffelten Netz von Stützpunkten als vorläufig stark genug, um die anrollenden Wellen des weit überlegenen Gegners aufzuhalten. Mit Staunen nahm die Welt zur Kenntnis, dass es einem zum Widerstand entschlossenen Kleinstaat möglich war, unter Ausnützung seines Geländes auch gegen eine Grossmacht erstaunliche Erfolge zu erzielen. Kleinstaaten wie die Schweiz schöpften aus dem finnischen Krieg neue Hoffnung.

Aber der Endsieg konnte nicht Finnland gehören. Von Marschall Foch wird der Ausspruch überliefert: «La victoire ne se fait que par les restes» – den Sieg erhält, wer am Schluss noch Kräfte hat! Die finnischen Kräfte aber wurden unbarmherzig abgenützt, während die Russen immer neue herbeiführen konnten. Die deutsche Heeresleitung nahm im März 1940 an, dass die Sowjetunion 40 bis 45 Schützendivisionen, 4 Kavalleriedivisionen und 12 Tankbrigaden an der finnischen Front stehen hatte. Auch der einzige Verbündete Finnlands – der Winter – arbeitete nun dem Feind in die Hände. Die Vereisung des finnischen Meerbusens hatte zur Folge, dass die Russen die Mannerheimlinie im Westen umgehen und Viborg vom Meer her



angreifen konnten. Im Februar 1940 mussten die Finnen beginnen, die vorderen Reihen der Mannerheimlinie zu räumen, Anfang März standen die Russen in Viborg, am 12. März wurde Frieden geschlossen. Finnland musste die karelische Landenge, die Stadt Viborg, etliche Inseln, die nördlichen Ufer des Ladogasees und Gebiete um die Stadt Salla abtreten. Hanko musste für 30 Jahre an die UdSSR verpachtet werden.





Zu den Folgen dieses hunderttägigen Krieges gehörte, dass Skandinavien nun ins Kriegsgeschehen rückte. Vor allem aber hatte die Schwäche der Sowjetunion Aufsehen erregt. Von jetzt an neigte man in Deutschland dazu, die UdSSR zu unterschätzen. Finnland aber, so musste angenommen werden, schloss sich in Zukunft jeder Macht an, die Stalin den Krieg erklärte.

### **Das Kriegsgeschehen im Dezember 1939**

- 14. und 18.12. Hitler empfängt den norwegischen Faschistenführer Quisling, der vor einem britischen Übergriff auf Norwegen warnt.
- 17.12. Selbstversenkung des deutschen Panzerschiffes «Admiral Graf Spee» in der La-Plata-Mündung vor Montevideo, nachdem es in einem Seegefecht am 13.12. durch britische Kreuzer beschädigt worden war.
- 31.12. Die britischen Expeditionstreitkräfte in Nordfrankreich haben eine Stärke von ca. 160'000 Mann erreicht.

Es gibt immer wieder Bücher, die Weltgeschichte machen. Unter ihnen gibt es solche, die der breiten Öffentlichkeit kaum bekannt sind, obwohl sie die grössten Auswirkungen hatten. Zu diesen gehören auch die Werke des amerikanischen Seeoffiziers Alfred Thayer Mahan, die 1890 und 1892 unter dem Titel «Der Einfluss der Seemacht auf die Geschichte» erschienen. In ihnen behauptet Mahan, dass die See und ihre Beherrschung den entscheidenden Faktor im Werden der Völker darstellten, dass Seemacht der Landmacht überlegen sei und die grossen kriegerischen Auseinandersetzungen der Neuzeit entschieden habe und weiter entscheiden werde.

Mahans Schriften fanden begeisterte Anhänger in England und in den aufstrebenden Seemächten USA, Japan und Deutschland; zu ihnen zählten auch der deutsche Kaiser Wilhelm II. und seine Umgebung. Mahans Theorie – der sogenannte Navalismus – hat das Flottenwettstreben und den Run auf Stützpunkte in allen Ozeanen gewaltig verstärkt. Sie war der Anstoss zu einer neuen Welle des Imperialismus um 1900.

## Die See – der grösste Kontinent

Wie alle bedeutenden Geschichtswerke vermag auch dieses Werk Mahans nicht nur die Vergangenheit zu klären, sondern auch zur Erhellung späterer und neuer Umstände beizutragen. In der folgenden Stelle spricht Mahan zwar vom 17. und 18. Jahrhundert, aber es ist auch aufschlussreich für die Lage im Zweiten Weltkrieg, wenn er sagt: «Wenn die Natur einem Lande ... die günstige Lage geschenkt hat, dass es bequeme Zugänge zur See besitzt, während es gleichzeitig eine der grossen Durchgangsstrassen des Welthandels beherrscht, so ist klar, dass der strategische Wert seiner Lage sehr hoch ist. Das war bei England der Fall. Der Handel Hollands, Schwedens, Russlands, Dänemarks und der Inlandhandel auf den grossen Strömen nach dem Innern Deutschlands musste den Kanal dicht vor Englands Toren passieren.»

Ein andermal meint Mahan, wer die See beherrsche, könne Marinestationen und Versorgungsbasen überall auf der Welt einrichten. Diese aber seien die besten Verteidigungsanlagen; denn «... wenn auch ein unerwarteter Angriff in einem bestimmten Teil der Welt eine Niederlage herbeiführen kann: Die Überlegenheit der Seemacht sorgt dafür, dass ein solches Unglück beschränkt bleibt.» Länder aber, die von der See abgeschnitten und isoliert seien, müssten in solchen Lagen verkümmern. Denn wenn die Anforderungen eines Krieges an sie gestellt würden, vermöchten sie nicht – wie dies England tun könne – von überall her Kräfte zu sammeln und die Aussenwelt für sich zu mobilisieren; abgeschnitten und auf sich allein gestellt, seien sie der tödlichen Verkümmern preisgegeben! Wieder spricht Mahan hier von einem anderen Land und einer anderen Zeit – nämlich von Frankreich um 1700; aber er könnte auch Deutschland um 1940 gemeint haben!

Man braucht nicht Anhänger Mahans zu sein, um die enorme Bedeutung der See in der Weltgeschichte zu erkennen. Das Römische Weltreich war ein Reich mit einem Meer in der Mitte. So wie die Römer jahrhundertlang das Mittelmeer, so konnten die Engländer im 18. Jahrhun-

dert den Atlantik und im 19. den Indischen Ozean als «ihr Meer», als «mare nostrum», bezeichnen. Der Beginn der offenen Meerschiffahrt und die Entdeckung neuer Kontinente nach 1450 hat nacheinander den Meeranstössern Portugal, Spanien, Frankreich, Holland und England zu Weltmachtstellung verholfen, auch wenn sie zum Teil ausser ihren Schiffen kaum etwas besaßen. Schweden wurde im 17. Jahrhundert Grossmacht, weil es die Ostsee zu seinem «mare nostrum» gemacht hatte.

Das Meer bedeckt sieben Zehntel der Erde. Alle seine Teile hängen zusammen. Es ist der grösste Kontinent. Wer es beherrscht, hat Strassen überallhin, Rollbahnen, die überall gleichmässig befahren werden können. Nirgends können grosse Gütermengen wirtschaftlicher transportiert werden als auf dem Meer. Die Seemacht hat einen langen Arm. Die Hilfsgüter aller Welt stehen ihr offen. Die Seemacht ist kaum angreifbar. Sie wirkt geräuschlos und kontinuierlich im Hintergrund, indem sie – wie Mahan sagt – «... dem Feinde die Hilfsquellen nimmt, während sie die eigenen offen hält...». Unbestritten die erste Seemacht der Welt seit mehr als 200 Jahren aber war England.

In Deutschland hat man die Schriften Mahans begeistert gelesen, aber man hat weder 1914 noch 1939 die Konsequenzen aus ihnen gezogen. Die leitenden Stellen hätten ja unweigerlich zum Schluss kommen müssen, dass ein Krieg gegen England unter allen Umständen zu verhindern sei. Das galt erst recht 1939, als die deutsche Flotte der englischen noch deutlicher unterlegen war als beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Admiral Dönitz, der spätere Oberbefehlshaber der Marine, hat einmal bemerkt, wenn die Chance, dass England wegen Polen in den Krieg gegen Deutschland eintreten würde, auch nur ein Prozent betragen hätte, so hätte die deutsche Führung diesen Krieg unter allen Umständen vermeiden müssen.

Aber so dachte Hitler nicht. Der Seekrieg war ihm fremd. Er dachte kontinental, in Quadratkilometern, nicht in Seemeilen. Den Krieg gegen England hat er gar nicht einberechnet, und als er da war, glaubte er, ihn aus der Luft entscheiden zu können. Noch im Winter 1938/39 meinte Hitler, er brauche die Flotte bis 1946 für seine politischen Ziele nicht!

## Die Lage bei Kriegsausbruch

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es praktisch keine deutsche Flotte mehr. Der Versailler Vertrag verlangte deren Auslieferung bis auf einen Restbestand von kleinen Kreuzern und Zerstörern; Unterseeboote verbot er. Als 1922 die Flottenmächte in Washington ein Abkommen zur Begrenzung der Seestreitkräfte schlossen, war Deutschland nicht dabei. Das Abkommen legte das Verhältnis der Flottenstärken nach folgendem Schema fest: England 5, USA 5, Japan 3, Frankreich 1,75 und Italien 1,75.

### Die Flottenstärken bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges

	Grossbritannien	Deutschland	Frankreich	Italien
Schlachtschiffe	15	2	7	4*
Flugzeugträger	6	—	1	—
Panzerschiffe	—	3	—	—
Schwere Kreuzer	15	2	7	7
Leichte Kreuzer	49	6	12	15
Zerstörer und Torpedoboote	183	34	72	133
Unterseeboote	57	57	78	102

\* davon zwei im Umbau

Hitler gelang dann aber 1935 ebenfalls der Abschluss eines Abkommens mit England, das die Grösse der deutschen Flotte in allen Schiffskategorien auf 35 Prozent, bei den U-Booten auf 45 Prozent der englischen festsetzte. Mit diesem Abkommen trug England dazu bei, dass der Versailler Vertrag unterhöhlt und der deutsche Flottenaufbau vorangetrieben wurde; zugleich brachte das Abkommen aber auch zum Ausdruck, dass die deutsche Flottenausrüstung als nicht gegen England gerichtet betrachtet wurde.

Doch im April 1939 kündigte Hitler das Abkommen; damit stellte er sich eindeutig gegen England. Gleichzeitig wurde mit dem sogenannten Z-Plan ein gewaltiges deutsches Flottenaufbauprogramm aufgestellt. Es sah den Bau von 10 Grosskampfschiffen, 15 Panzerschiffen, 4 Flugzeugträgern, 5 schweren und 22 leichten Kreuzern, 158 Zerstörern und Torpedobooten und 249 U-Booten vor.

Aber nirgends dauert es länger vom Plan zur Wirklichkeit als bei Flottenbauprogrammen. Die Kapazität der deutschen Werften, die bei etwa 300'000 Bruttoregistertonnen (BRT) jährlich lag, machte den Abschluss dieses Bauprogramms vor 1948 unmöglich. Für die deutsche Seekriegsleitung war die Zeit bis dahin eine Zeit der deutschen Schwäche.

Doch gerade in dieser Zeit der deutschen Schwäche löste Hitler den Krieg aus. Deutschland war im Herbst 1939 den Gegnern zur See noch weit unterlegen. Von den grösseren Schiffen des Z-Plans war noch keines so weit, dass sich seine Fertigstellung gelohnt hätte; sie wurden auf den Hellingen wieder abgebrochen.

Ohne Zweifel war England sehr viel stärker abhängig von den Zufuhren über See als Deutschland. Im Frieden führte es jährlich etwa 50 Millionen Tonnen an Gütern ein, die alle übers Meer kamen; täglich mussten in den britischen Häfen etwa 120'000 Tonnen gelöscht werden. In jenen Jahren schwammen ständig etwa 2'000 britische Handelsschiffe auf den Weltmeeren herum; ihre Gesamttonnage machte 21 Millionen BRT aus. Deutschland bezog nur etwa die Hälfte seiner Güter übers Meer, nämlich 29 Millionen bei einer Gesamteinfuhr von 56,5 Millionen Tonnen. Den bedeutendsten Anteil – nämlich 11 Millionen Tonnen – machte das Eisenerz aus, das aus Nordschweden über die Ostsee oder der norwegischen Küste entlang nach Deutschland kann. Deutschland verfügte aber bei Kriegsausbruch auf vielen Gebieten über grosse Vorräte. Seine Wirtschaft konnte empfindlich nur getroffen werden durch eine sofortige Unterbindung dieser Erzzufuhren.

Zu diesem Schritt konnte sich die englische Kriegsführung aber vorerst nicht entschliessen, obwohl der neue Marineminister Winston Churchill – der dieses Amt schon beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs bekleidet hatte – darauf drängte. Die britische Regierung beschränkte sich darauf, Deutschland die Benutzung der grossen Seewege zu verunmöglichen, und wollte in erster Linie die eigenen Seeverbindungen und Häfen schützen sowie den deutschen Überwasserstreitkräften den Ausbruch auf den Atlantik verunmöglichen. Zu diesen Zwecken legte sie gewaltige Minensperren in der Strasse von Dover, im irischen Kanal, vor der britischen Ostküste sowie von den Hebriden über die Färöer-Inseln bis Island. Sie überwachte die Ausgänge auf den Atlantik mittels Schiffssperren, Patrouillen und aus der Luft. Die Handelsschiffe fasste sie in grossen Geleitzügen zusammen, die von Marinestreitkräften beschirmt wurden.

## Seeinteressen und Strategie

Angesichts ihrer Schwäche konnte die deutsche Seekriegsleitung unmöglich daran denken, den offenen Seekrieg mit dem Gegner aufzunehmen in der Absicht, seine Flotte zu vernichten. Hitler gab in seiner Weisung Nr. 1 für die Kriegsführung vom 31. August 1939 der Marine nur

den Auftrag, den Handelskrieg mit Schwerpunkt gegen England zu führen. Der Operationsbefehl der deutschen Seekriegsleitung führte als Hauptaufgabe der Marine an: «Unterbrechung der feindlichen Seeverbindungen und Vernichtung des Handelsverkehrs mit allen Mitteln...» Zu diesem Ende wollte sie versuchen, mit ein paar Kreuzern und Panzerschiffen aus der Nordsee auszubrechen und zusammen mit den U-Booten – deren Aktionsradius allerdings beschränkt war – gegnerische Handelsschiffe zu versenken. Die Überwasserstreitkräfte sollten dabei das Operationsgebiet möglichst weit ausdehnen, um den Gegner zu verunsichern und nicht sofort von seinen überlegenen Kräften aufgestöbert und vernichtet zu werden.

Damit aber zeichnete sich Deutschlands Niederlage im Seekrieg bereits ab. Mahan sagt in seinem erwähnten Werk, der Kreuzer- und Kaperkrieg könne, «... wenn er energisch geführt wird, der Regierung des Feindes zwar grosse Verlegenheit bereiten und der Bevölkerung viel Elend bringen; aber er wird nie allein zum Erfolg führen ... Denn nicht Wegnahme einzelner Schiffe oder Konvois bringt eine Nation in Gefahr, sondern eine überlegene gegnerische Flottenmacht, welche die schwächere Flagge von der See vertreiben kann.»

Gerade dies aber war der deutschen Kriegsmarine unmöglich. Und was die Wegnahme britischen Schiffsraums betraf, so waren allein die englischen Werften imstande, jährlich etwa eine Million Bruttoregistertonnen zu ersetzen. Überdies war damit zu rechnen, dass England auch ein Teil des Schiffsraumes und der Werftkapazität anderer Länder zur Verfügung stehen würde. Englands Versorgung war daher nach menschlichem Ermessen über lange Zeit gesichert.

## Erste Operationen zur See

Streng genommen begann der Krieg zur See, bevor er zu Land begann; denn schon am 19. August 1939 liefen die ersten ozeangehenden deutschen U-Boote an ihre Kriegsstandorte im Atlantik aus. Zwei Tage später folgte ihnen das Panzerschiff «Graf Spee», am 24. August dessen Schwesterschiff «Deutschland». Bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 waren nebst diesen beiden Panzerschiffen 17 deutsche U-Boote im Atlantik bereit.

Die kriegerischen Aktionen begannen unverzüglich. Noch am Tag der englischen Kriegserklärung an Deutschland, am 3. September, um neun Uhr abends versenkte ein deutsches U-Boot den Passagierdampfer «Athenia», der mit 1'400 Gästen an Bord nach den Vereinigten Staaten unterwegs war. Es gab 112 Tote; unter ihnen befanden sich 28 Amerikaner. Die Parallele zur Versenkung der «Lusitania» im Ersten Weltkrieg war auffallend. Damals hatte der Tod von 120 Amerikanern eine erste deutliche Schwenkung der USA ins Lager der Alliierten zur Folge gehabt. Goebbels liess daher unverzüglich die Meldung verbreiten, die Engländer selbst hätten die «Athenia» versenkt, um die USA auf ihre Seite zu ziehen.

Allein im September 1939 gelang es Deutschland, 41 neutrale und alliierte Handelsschiffe mit einer Gesamttonnage von fast 154'000 BRT zu versenken; dazu kamen 8 Schiffe mit rund 30'000 BRT, die Minen zum Opfer fielen. Im Oktober waren die Abschusszahlen etwa gleich hoch. Ab November aber änderten sie sich drastisch. Die Erfolge der U-Boote gingen auf die Hälfte zurück, während die englischen Verluste durch Minen sprunghaft stiegen. Ein Grund für diese Veränderung lag darin, dass bis zu diesem Zeitpunkt bereits 8 deutsche U-Boote – ein Siebtel des Gesamtbestandes – zerstört worden waren. Vom Rest war stets nur etwa ein Drittel – im Durchschnitt 13 Boote – am Feind, die anderen zwei Drittel befanden sich auf dem An- oder Abmarsch oder auf den Werften.

Andererseits machte den Engländern ein neuer Minentyp der Deutschen – die Grundoder Magnetmine –, die von Flugzeugen oder Schiffen in grosser Tiefe vor den englischen Küsten und

Häfen gelegt wurden, schwer zu schaffen. Im November wurden so viele Schiffe durch Magnetminen versenkt, dass eine Zeit lang die Zufahrt zu den britischen Häfen verstopft zu werden drohte. Erst als am 22. November versehentlich ein deutsches Flugzeug zwei Magnetminen auf das Watt vor Southend warf, wo sie von den Engländern geborgen und zerlegt werden konnten, vermochten diese durch Entmagnetisierung ihrer Schiffe Gegenmassnahmen einzuleiten.

Im Abwehrkampf gegen die U-Boote hatte das britische Marineministerium über 1'000 Handelsschiffe mit Geschützen bewaffnet und den Befehl ausgegeben, den Standort gesichteter Schiffe des Feindes sofort zu funken, damit die eigene Marine die Verfolgung aufnehmen könne. Zur Aufspürung getauchter U-Boote diente Asdic, ein ultrasonores Unterwasser-Ortungsgeschütz, mit dem bei Kriegsausbruch 200, 1944 aber schon über 3'000 britische Schiffe ausgerüstet waren. Die deutsche Handelsflotte ihrerseits war von den Briten völlig lahmgelegt worden. Ende September 1939 lagen 325 deutsche Schiffe mit 750'000 BRT in fremden Häfen fest.

Aber nicht nur die englische Handelsflotte, auch die Kriegsmarine wurde von schweren Schlägen getroffen. Am 17. September wurde der Flugzeugträger «Courageous» versenkt, und am 14. Oktober gelang es dem deutschen Kapitänleutnant Prien mit seinem U-Boot 47, alle Sperren der britischen Flottenbasis Scapa Flow auf den Orkney-Inseln zu passieren und das Schlachtschiff «Royal Oak» zu versenken. Diese deutschen Erfolge lösten in England einige Besorgnis aus, zumal die britische Marineleitung – wie Winston Churchill berichtet – auch nach zwei Monaten noch nicht wusste, was eigentlich die deutsche Flotte tat. Erst spät erkannte sie, dass es Teilen derselben schon vor Kriegsausbruch gelungen war, in den Atlantik zu schlüpfen, wo sie nun den britischen Seeverkehr bedrohten.

### Britische und alliierte Schiffsverluste

In den ersten vier Kriegsmonaten waren folgende Verluste an britischen, alliierten und neutralen Handelsschiffen zu verzeichnen (Angaben in Bruttoregistertonnen; in Klammern die Zahl der versenkten Schiffe).

1939	Durch U-Boote	Durch Minen	Durch Kriegsschiffe	Durch Flugzeuge und andere Ursachen	Total
September	153 879 (41)	29 537 (8)	5 051 (1)	6 378 (3)	194 845 (53)
Oktober	134 807 (27)	29 490 (H)	32 058 (8)		196 355 (46)
November	51 589 (21)	120 958 (27)	1 722 (2)		174 269 (50)
Dezember	80 881 (25)	82 557 (32)	22 506 (4)	4 824 (11)	190 768 (72)
Total	421 156 (114)	262 542 (78)	61 337 (15)	11 202 (14)	756 237 (221)

Sorgen machte den Engländern vor allem die «Graf Spee», die im Südatlantik und im Indischen Ozean kreuzend nacheinander 9 Dampfer mit zusammen 50'000 BRT versenkte. Sie zwang die Engländer, 9 Jagdgruppen mit insgesamt 28 Einheiten aufzustellen, die den Atlantik nach ihr durchkämmten. Endlich wurde sie am 13. Dezember vor der La-Plata-Mündung gestellt und im Gefecht beschädigt. Ihr Kommandant – Kapitän zur See Hans Langsdorff – versuchte darauf, den Hafen von Montevideo anzulaufen, um Reparaturen vorzunehmen. Als er



aber erkennen musste, dass die Briten eine Sperre aufzogen, durch die es für ihn kein Entkommen mehr gab, versenkte sich die «Graf Spee» am 17. Dezember in der La-Plata-Mündung; Langsdorff beging Selbstmord. In Deutschland wurde ihr Verlust als sehr schmerzhaft empfunden.

### **Bilanz Anfang 1940**

In England hatte man nach den ersten Kriegsmonaten keinen Grund, unzufrieden zu sein. Zwar war die deutsche Kriegführung zur See aggressiver, als man erwartet hatte. Aber die Verluste durch deutsche U-Boote und Minen gingen bereits zurück, während die Erfolge durch feindliche Flugzeuge und Raider nie besonders gross gewesen waren. England hatte zwar bis zum Jahreswechsel über 750'000 BRT verloren, doch der effektive Verlust betrug nur etwa 200'000 BRT; den Rest konnten die britischen Werften ersetzen. Englische und neutrale Schiffe brachten immer noch vier Fünftel der Friedenseinfuhren herein. Englands schwere Verluste schmerzten es weniger als Deutschland seine relativ geringen. Grossbritannien konnte mit der Gelassenheit einer grossen Seemacht, die um ihre Stärke und Ressourcen wusste, in die Zukunft blicken.

### **Das Kriegsgeschehen im Januar 1940**

- 1.-31.1. Deutsche U-Boote versenken 58 alliierte Handelsschiffe mit 178 884 BRT; dazu kommen noch 12 durch deutsche Bomber vor der britischen Ostküste versenkte Schiffe mit ca. 24'000 BRT.
- 10.1. Durch die Notlandung eines deutschen Flugzeuges in Belgien wird der deutsche Angriffsplan gegen Belgien und die Niederlande verraten.
- 16.1. Hitler verschiebt den Angriffstermin im Westen auf das Frühjahr 1940.

In der Geschichte hat der Zufall eine grössere Rolle gespielt als wir in der Regel wahrhaben wollen. Wir sagen zwar gerne, ein Ereignis habe nowendigerweise so und nicht anders kommen müssen. Aber nicht selten war es ein Zufall, der die sogenannte Notwendigkeit herbeigeführt hat. Auch im modernen Krieg, wo der wirtschaftlichen und militärischen Planung eine so ungeheure Rolle zukommt, hat der Zufall nicht aufgehört mitzuspielen. Nie wird alles geplant werden können – dafür gibt es im menschlichen Leben zu wenig Festes, Voraussesbares. Politik ist eben – wie schon Bismarck gesagt hat – nicht nur die Kunst des Möglichen, sondern vor allem auch die Wissenschaft des Relativen, von dem, was sich stets wandelt.

Ein Zufall war es beispielsweise, dass der November 1939 regnerisch war, was bewirkte, dass Hitler den Angriff auf Frankreich immer wieder hinausschieben musste. Ein anderer Zufall hat schliesslich dazu beigetragen, dass dieser Angriff in ganz anderer Weise durchgeführt wurde als ursprünglich vorgesehen war. Mit diesem Zufall verhält es sich wie folgt:

Am 10. Januar 1940 flog ein deutscher Major von Münster in Westfalen nach Köln. Er hatte beim Kommando der zweiten Luftflotte noch einige Fragen abzuklären, trug aber den vollständigen Operationsplan für den deutschen Angriff auf Frankreich mit sich. Bei schlechtem Wetter und starkem Wind verflog er sich und musste in der Nähe von Mechelen in Belgien notlanden. Die Zerstörung der streng geheimen Papiere gelang ihm nur unvollständig. Aus den verkohlten Fragmenten konnten die Belgier die deutschen Angriffspläne auf Frankreich, Holland und Belgien herauslesen. Aus der teils besorgten, teils wütenden Reaktion in der Umgebung Hitlers darf wohl geschlossen werden, dass es sich beim Zwischenfall von Mechelen um keine beabsichtigte deutsche Täuschung gehandelt hat. Der auf den 17. Januar angesetzte Beginn der Westoffensive musste erneut – und diesmal um Wochen – verschoben werden.

## **Der alliierte «Plan D»**

Die belgische Regierung nahm nach dem Zwischenfall von Mechelen sofort Verbindung auf mit den Niederlanden, Frankreich und England und stellte ihnen Kopien der erbeuteten Dokumente zu. Vorübergehend schien es, als würde Belgien seine Neutralität aufgeben, um gemeinsam mit diesen Staaten der drohenden Angriffsgefahr zu begegnen. Aber schon am 15. Januar, als sich zeigte, dass kein unmittelbarer deutscher Angriff bevorstand, kehrte es zu seiner Haltung der strikten Neutralität zurück.

Die Alliierten ihrerseits sahen sich nach dem Studium der Dokumente in ihrer Annahme bestärkt, der deutsche Angriff würde wiederum – wie zu Beginn des Ersten Weltkrieges – durch Belgien erfolgen. Sie erwarteten eine Neuauflage des Schlieffenplans und nahmen an, Deutschland würde – mit Schwergewicht auf seinem rechten Flügel – durch Belgien nach Nordfrankreich vorstossen, um die Festungen der Maginotlinie zu umgehen. Dann würde der Angreifer nach Süden einschwenken, um Paris zu nehmen und das französische Festungssystem vom Rücken her anzugreifen. Folgerichtig entwarfen sie eine Strategie der «Vorwärtsverteidigung». Nach ihrem «Plan D», den sie Mitte November 1939 festgelegt hatten, sollte bei einem deutschen Angriff die alliierte Verteidigung nach Belgien vorverlegt werden, und zwar auf eine Linie, die von Antwerpen über Löwen nach Namur verlief. Die endgültigen Weisungen vom März 1940 sahen vor, dass bei Kriegsausbruch das Gros der alliierten motorisierten Truppen nämlich die französische Heeresgruppe 1 mit 37 Divisionen, sowie 9 Divisionen des britischen Expeditionskorps, auf diese Linie vorzurücken hatten.

Diese Annahmen der Alliierten waren – wenigstens bis zu diesem 10. Januar – zweifellos richtig. Der «Fall Gelb», der deutsche Aufmarschplan vom Oktober 1939, war effektiv nur ein Abklatsch des Schlieffenplans, und es ist fraglich, ob er Deutschland je Erfolg gebracht hätte. Jedenfalls meint der bekannte Militärhistoriker Liddell Hart, dass dieser ursprüngliche deutsche Angriffsplan «... fast sicher nicht zum Zusammenbruch Frankreichs geführt hätte». Der deutsche Angriff wäre auf die bestausgerüsteten alliierten Truppen gestossen und hätte diese vermutlich nur bis zur französischen Grenze zurückwerfen können. Der eintretende Stillstand an der Westfront hätte den Westmächten Zeit zur Aufrüstung verschafft und Hitlers Ansehen schwer geschadet. Liddell Hart vermutet, dass dadurch «... Europa die meisten Zerstörungen und die Not erspart geblieben wäre, die seine Völker infolge der Kettenreaktion traf, die der Zusammenbruch Frankreichs auslöste».

Dass alles anders verlief, und dieser schwache deutsche Plan nicht zur Ausführung gelangte, daran war wesentlich der Zufall schuld. Hätte jener deutsche Major am 10. Januar – eine Woche vor Angriffsauslösung! – nicht bei seiner Notlandung die deutschen Pläne verraten, hätte für Hitler keine Notwendigkeit bestanden, diese zu ändern. So aber musste er wohl oder übel ein neues Angriffskonzept ausarbeiten lassen. Aus dem schwachen «Plan Gelb» wurde der brillante «Plan Sichelschnitt»

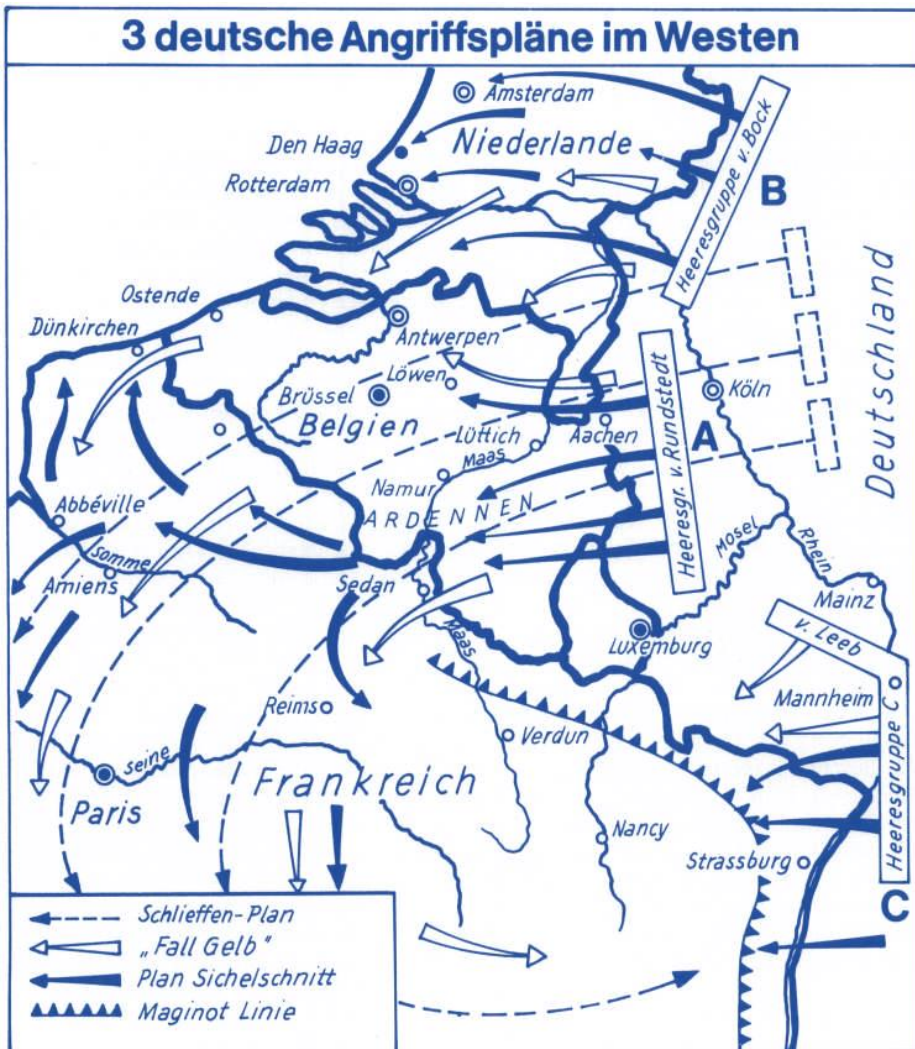
### Die Modifizierung des «Falls Gelb»

Urheber dieses neuen nicht nur brillanten, sondern auch skrupellosen Plans war General Erich von Manstein, der Stabschef der Heeresgruppe A. Ihm missfiel am «Plan Gelb», dass er zu



*Schöpfer eines genialen Plans:  
Erich von Manstein.*

durchsichtig und ohne jedes Überraschungsmoment war. Der Plan wiederholte Schlieffen. Der Gegner kannte das und konnte sich darauf vorbereiten. Vor allem befürchtete von Manstein, dass dieser Plan nur zu Teilerfolgen und Geländegewinnen, aber nicht zur Vernichtung des Gegners, führen würde. Schon im November 1939 erkundigte er sich bei General Guderian, ob ein rascher Panzerangriff durch die Ardennen möglich sei. Guderian, der das Gelände vom Ersten Weltkrieg her kannte, bejahte dies. Darauf entwickelte von Manstein seinen Plan, der zwei Phasen vorsah: In der ersten sollte die Heeresgruppe A, der die Masse der Panzerverbände zuzuteilen waren, durch die Ardennen nach Sedan durchbrechen und dann nach Norden an die Kanalküste bei Abbéville abdrehen. Das war der Sichelschnitt nach Norden. Durch ihn wurden die besten alliierten Kräfte in Belgien abgeschnitten, und zwischen den Heeresgruppen A und B wie zwischen Hammer und Amboss zerdrückt. In der 2. Phase sollten sich diese beiden Heeresgruppen nach Süden wenden, um zusammen mit der Heeresgruppe C die Maginotfestungen einzuschließen.



Ohne Zweifel war dieser Plan origineller als der «Plan Gelb». Seine Stärke bestand darin, dass der erste deutsche Vorstoss den Gegner überraschend und an der schwachen Nahtstelle zwischen Maginotlinie und den belgischen Festungen traf. Zudem standen die deutschen Panzer nach Überwindung der Ardennen nicht irgendwo im Städtedickicht Belgiens, sondern vor den weiten Ebenen Nordfrankreichs, wo sie sich frei entfalten konnten. Freilich hatte der Plan auch seine Risiken. Er erschien den führenden Leuten im Oberkommando des Heeres – namentlich den Generälen von Brauchitsch und Halder – wegen dem ungenügenden Schutz der Flanken als so gefährlich, dass sie ablehnten. Von Manstein scheint es aber – nicht ohne Anwendung von Intrigen – schon im Dezember 1939 gelungen zu sein, seine Vorstellungen Hitler zur Kenntnis zu bringen.

### Der neue Plan: «Sichelschnitt»

Noch einmal hat nun der Zufall mitgespielt. Wie Liddell Hart berichtet, versuchten die Generäle Brauchitsch und Halder den Einfluss, den von Manstein als Stabschef einer Heeresgruppe hatte, zu brechen, indem sie ihm ein Truppenkommando übertrugen. Aber gerade wegen dieser Versetzung wurde von Manstein zu Hitler befohlen, dem er bei dieser Gelegenheit seinen Plan ausführlich und offenbar überzeugend vorzulegen wusste. Hitler – nach dem 10. Januar auf der Suche nach einem neuen Angriffskonzept – machte sich den Plan von Mansteins so sehr zu eigen, dass er sich bald selber als dessen Urheber bezeichnete. Von Manstein sagte er nur, er sei der einzige gewesen, der ihn begriffen habe!

Im Februar 1940 wurde der Plan von der deutschen Heeresleitung eingehend getestet. Am 24. Februar kam der Plan «Sichelschnitt» als Neufassung der Aufmarschanweisung «Gelb» heraus. Als Teilziel wurde die rasche Besetzung Hollands bezeichnet, durch die man «... das niederländische Hoheitsgebiet dem Zugriff Englands zu entziehen...» suchte. Vor allem suchte Deutschland «... durch einen Angriff über belgisches und luxemburgisches Gebiet möglichst starke Teile des franz.-englischen Heeres zu schlagen und damit die Vernichtung der militärischen Machtmittel des Feindes anzubahnen.» Der Schwerpunkt des Angriffs lag – im Unterschied zum «Fall Gelb» – südlich von Lüttich. Die nördlich dieser Linie angesetzten Kräfte der Heeresgruppe B hatten in erster Linie den Auftrag, starke Teile der alliierten Truppen auf sich zu ziehen. Die Heeresgruppe A mit der Masse der Panzer sollte möglichst rasch den Übergang über die Maas bei Sedan und Dinant erzwingen, um dann im Rücken der vorgerückten alliierten Truppen an die Mündung der Somme vorzustossen. Die Heeresgruppe C hatte durch Vortäuschung starker Angriffe die feindlichen Truppen an der Maginotlinie zu binden. Mit diesem Plan war der deutsche Angriff im Westen festgelegt. Wie genau er war, zeigen die Zeitberechnungen. General Guderian rechnete damit, dass die Maas am 5. Tag überschritten und der Kanal am 10. Tag der Offensive erreicht sein würde. Bekanntlich begann der Angriff auf Belgien und Holland am 10. Mai 1940; am 20. Mai erreichten die deutschen Panzer das Meer bei Abbéville.

Merkwürdig bleibt, dass die Alliierten aus dem Aktenfund von Mechelen nicht den Schluss zogen, dass Deutschland jetzt seine Pläne ändern könnte, und damit auch das alliierte Verteidigungskonzept zu überprüfen sei. Sie haben an ihrem «Plan D», der Mansteins Absichten ja geraeu in die Hände spielte, festgehalten. Dieser Mangel an Flexibilität ist allerdings ein typischer Nachteil von Koalitionsarmeen.



## Angriffspläne gegen Skandinavien

Diesselbe Schwäche, dasselbe Zögern und schwerfällige Agieren zeigte sich auch bei den alliierten Vorbereitungen für den Feldzug in Skandinavien. Hier waren sie vorerst ja weit im Vorsprung. Schon im September 1939 drängte Churchill auf ein Vorgehen gegen Norwegen, während Hitler erstaunlicherweise bis in den Januar 1940 hinein an dessen Neutralität festzuhalten suchte. Aber während die Westmächte ihre Pläne so lange erörterten, bis sie auch dem Gegner zu Gehör kamen, und dann ihre Aktionen mehrmals hinausschoben, handelte Deutschland mit der zielbewussten und skrupellosen Konsequenz des totalitären Staates. Schlussendlich kam es mit seinem Überfall auf Dänemark und Norwegen am 9. April 1940 dem alliierten Angriff um einen – allerdings den entscheidenden – Tag zuvor!

Bei den Alliierten war es vor allem Churchill, der seit dem September 1939 auf eine Verminderung der norwegischen Hoheitsgewässer und auf die Besetzung von Stützpunkten an der norwegischen Küste drängte. Er wollte damit das letzte noch bestehende Loch in der britischen Blockade stopfen, die deutschen Erzzufuhren aus den Gruben des nordschwedischen Gällivare und über den norwegischen Hafen Narvik stoppen, und die deutsche Flotte – wie im Ersten Weltkrieg – in der Nordsee einschliessen. Aber mit dieser Idee drang er vorerst bei der britischen Regierung nicht durch, die gewillt war, die norwegische Neutralität zu respektieren.

Einen Monat später, am 10. Oktober 1939, wurde auch Hitler auf die Bedeutung Norwegens aufmerksam gemacht, und zwar durch den Oberbefehlshaber der deutschen Marine, Grossadmiral Raeder. Dieser warnte vor einer Einsperrung durch England und suchte aufzuzeigen, wie sehr sich durch den Besitz norwegischer Häfen der Anmarschweg der deutschen Flotte – und namentlich der U-Boote – auf die Weltmeere verkürzen würde. Aber Hitler, der nur an die Westoffensive dachte, wollte die deutschen Kräfte nicht zersplittern. Ausserdem sah er in der norwegischen Neutralität das beste Mittel, um die lebensnotwendigen Erzzufuhren aus Schweden zu erhalten.

## Der Plan «Weserübung»

Stärker in den Vordergrund trat Norwegen nach dem Ausbruch des finnisch-sowjetischen Kriegs Ende November 1939. Churchill hoffte nun, ein alliiertes Hilfskorps nach Finnland entsenden zu können und durch dieses gleichzeitig Narvik und die schwedischen Eisengruben in die Hand zu bekommen. Am 16. Dezember 1939 unterbreitete er der Regierung einen entsprechenden Plan. Zwei Tage zuvor hatte bei Hitler der ehemalige Kriegsminister und jetzige Führer der norwegischen Faschisten, Vidkun Quisling, vorgeschlagen. Er warnte Hitler vor einer englischen Invasion in Norwegen und erbat sich deutsche Unterstützung für einen faschistischen Staatsstreich. Indessen zögerte Hitler immer noch, den Kriegsschauplatz auszuweiten; immerhin gab er nun einem speziellen Arbeitsstab den Auftrag, eine Norwegenaktion unter dem Decknamen «Weserübung» vorzubereiten. Dieser Stab trat am 5. Februar 1940 erstmals zusammen. Am gleichen Tag beschloss der oberste alliierte Kriegsrat in Paris, ein Hilfskorps von 4 Divisionen nach Finnland zu entsenden, das in Narvik landen und entlang der wichtigen Bahn von Narvik über Gällivare nach Lulea eine Front nach Süden aufbauen sollte. Churchill hatte sich also endlich durchsetzen können, und zwar nicht zuletzt darum, weil der französische Premierminister Daladier hoffte, Deutschland auf solchen Nebenkriegsschauplätzen abnützen und dadurch den Angriff auf Frankreich abschwächen zu können.

Ein Zwischenfall verschärfte plötzlich die Spannungen um Norwegen. Am 16. Februar 1940 enterte der britische Zerstörer «Cossack» den deutschen Tanker «Altmark» in einem norwegi-



schen Fjord. Die «Altmark» war das Versorgungsschiff der «Graf Spee» im Südatlantik gewesen. Sie befand sich auf der Rückfahrt nach Deutschland und hatte etwa 300 britische Gefangene an Bord, die von verschiedenen Schiffen, die die «Graf Spee» versenkt hatte, stammten. Die britischen Behörden hatten davon Wind bekommen, verfolgten die «Altmark», liessen sie in norwegischen Gewässern stürmen und befreiten die Gefangenen. Zwei norwegische Kanonenboote, die sich in der Nähe befanden, griffen nicht ein, doch protestierte die norwegische Regierung gegen die britische Neutralitätsverletzung.

Nach diesem Zwischenfall forcierte Hitler die Planung der Norwegenaktion, da er nun überzeugt war, Norwegen mache mit England gemeinsame Sache. Am 20. Februar beauftragte er General Nikolaus von Falkenhorst mit der Leitung des Unternehmens. Am 1. März 1940 lag die Weisung für den «Fall Weserübung» vor. Durch dieses Unternehmen sollte «... englischen Übergriffen nach Skandinavien und der Ostsee vorgebeugt ...», die deutsche «... Erzbasis in Schweden gesichert und für Kriegsmarine und Luftwaffe die Ausgangsstellung gegen England erweitert werden.» Hitler war sich im Klaren darüber, dass das Unternehmen höchst riskant war. Es konnten nur geringe Kräfte dafür freigemacht werden, die auf dem vom Feind beherrschten Meer herangeführt und schlagartig an verschiedenen Punkten der über 2'000 Kilometer langen Front von Dänemark bis Narvik eingesetzt werden mussten. Geheimhaltung und überraschende Durchführung der Aktion waren deshalb entscheidend. «Von grösster Bedeutung ist» – sagte die Weisung vom 1. März –, «dass unsere Massnahmen die nordischen Staaten wie die Westgegner überraschend treffen. Dem haben alle Vorbereitungen ... Rechnung zu tragen. Können Vorbereitungen für die Verschiffung nicht mehr geheimgehalten werden, sind Führern und Truppen andere Ziele vorzutauschen. Der Truppe dürfen die wahren Ziele erst nach dem Auslaufen bekannt werden.»

Währenddessen konnte man in britischen Zeitungen ausführliche Diskussionen für und wider ein Eingreifen der Alliierten in Norwegen lesen. Und als am 12. März Finnland kapitulierte, wurde die alliierte Hilfsaktion überflüssig und die Landung in Narvik verschoben. Von diesem Augenblick an lag Deutschland in der Planung des Vorgehens gegen Skandinavien in Front. Deutschland hat also im Februar 1940 die planerischen Vorbereitungen der Frühlings- Feldzüge sowohl im Westen als auch im Norden zu seinen Gunsten entschieden. Aufgrund der Pläne muss festgestellt werden, dass es mit den Chancen der Westmächte in den kommenden Feldzügen nicht zum Besten stand.

## Das Kriegsgeschehen im Februar 1940

- 1.2. Die sowjetische Offensive gegen die sog. Mannerheimlinie auf der Karelisten Landenge wird von den Finnen abgewehrt.
- 1.-29.2. Deutsche U-Boote versenken 49 alliierte Handelsschiffe mit 185 950 BRT.
- 11.-13.2. Eine neue sowjetische Offensive zwingt die Finnen, ihren Südflügel gegen Wiborg zurückzunehmen.

Jeder Krieg führt zu tiefgreifenden Umwandlungen aller Lebensverhältnisse. Er trennt nicht nur die Völker, sondern reisst die Menschen überhaupt aus ihren gewohnten Bindungen heraus. Männer und Frauen zwingt er, Familien und Arbeitsplatz oft für Jahre zu verlassen. Den Bürgern auferlegt er Dienste und eine Disziplin, die sie in anderen Zeiten nie akzeptieren würden. Er bringt das Gegenteil von allem, was die Menschen für gewöhnlich wünschen: Gefahr statt Sicherheit, Entbehrung statt Wohlstand, Unterordnung statt Freiheit, Vernichtung statt Entfaltung. Man mag in diesem Gegensatz, in dem der Krieg zu allem steht, was die Welt erstrebt, eine Hoffnung sehen, dass er eines Tages doch unmöglich werden wird.

Offensichtlich ist für die Demokratie die Umstellung vom Frieden auf den Krieg viel schwerer als für den totalitären Staat. Dieser steht mit seinem Zwang und seiner Verachtung des Individuums viel näher beim Krieg als die Demokratie. Der totalitäre Staat ist permanent im Kriegszustand. Daher ist er der Demokratie in der Vorbereitung auf den Krieg immer voraus. Das gilt für die Zeit Hitlers, aber es gilt auch heute noch. Dem totalitären Staat gehören die Anfangssiege. Die Demokratien pflegten in diesem Jahrhundert fast alle Schlachten – mit Ausnahme der letzten – zu verlieren. Aber die letzte Schlacht entscheidet den Krieg.

## Die Schweizer Armee bei Kriegsausbruch

Es scheint auch, dass den Demokratien die Umstellung auf den Krieg je länger je schwerer fällt. Denn je «totaler» der Krieg und je angenehmer das moderne Leben wird, umso weiter wird der Weg vom Frieden zum Krieg. Demokratien überschätzen auch gerne ihre Kriegsvorbereitungen. Sie halten schon relativ geringe Anstrengungen für genügend; sie haben es schwer, ihren Bürgern in Friedenszeiten grosse Opfer abzuverlangen. Für eine Demokratie wie die Schweiz ist die Gefahr der «militärischen Verspätung» besonders gross, da ihr Milizsystem ein Mithalten mit dem neuesten Stand der Rüstung kaum erlaubt und sie veraltete Waffensysteme nicht leicht wegwerfen kann.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Schweizer Armee – obwohl seit 1935 grosse Anstrengungen zu ihrer Verstärkung unternommen wurden – bei Kriegsausbruch in mancher Hinsicht nicht bereit war. Viele moderne Waffen fehlten fast völlig, die Reserven waren teilweise ungenügend, und höchst wichtige Dienstzweige und Truppengattungen waren nur rudimentär ausgebildet. Vieles musste darum während des Krieges – allerdings unter erschwerten Bedingungen – nachgeholt werden. Nun fehlten oft die Arbeitskräfte in der Industrie und die Rohstoffe aus dem Ausland, so dass in der Rüstungsbeschaffung grosse Verzögerungen eintraten. Generalstabschef Jakob Huber weist in seinem Bericht über den Aktivdienst auf dieses Problem hin, wenn er sagt: «Was bei Kriegsausbruch nicht vorhanden ist, kann, wenn unsere Armee in den Krieg verwickelt wird, nicht mehr, wenn es zum Grenzwachtdienst kommt, nur noch teurer und schlechter beschafft werden als im Frieden.» Und lapidar fügt er bei: «Die rechtzeitig gebrachten Opfer sind ein geringerer Preis für die Wahrung der Unabhängigkeit, als es vermehrte Verluste der Armee zufolge ungenügender Ausrüstung wären.»

Der «drôle de guerre» gab also der Schweizer Armee die Chance, unter Anspannung aller Kräfte Rückstände gegenüber dem Ausland zu verringern, Lücken zu stopfen und Reserven zu äufnen. In der langen Zeit des Aktivdienstes konnte die Armee – ähnlich wie im Ersten Weltkrieg – wesentlich modernisiert werden. Aus den nach dem Ende des Aktivdienstes verfassten Berichten des Generals und des Generalstabschefs geht aber deutlich hervor, dass die Schweizer Armee vor 1943/44 nicht wirklich gerüstet war.

## Bewaffung und Ausrüstung

Die Ausrüstung der Schweizer Armee mit jenen Waffen, die sich im Zweiten Weltkrieg als die entscheidenden erwiesen – Panzer und Panzerabwehrmittel sowie Flugzeuge und Fliegerabwehrwaffen-, wies grosse Mängel auf. Der Generalstabschef stellte 1945 fest: «Bei der Mobilmachung 1939 war auch die Bewaffung im Allgemeinen ungenügend und rückständig.» *Panzer* hatte die Schweiz keine, es sei denn, man rechne ihre 24 tschechischen Skoda-Aufklärungsfahrzeuge dazu; aber was war das verglichen mit den 3'000 Panzern, die Hitler gegen Polen einsetzte! Um die *Panzerabwehr* sagte der Generalstabschef – «... war es bei der Mobilmachung 1939 schlecht bestellt». Von der wichtigsten Panzerabwehrwaffe – der Infanteriekanone – gab es pro Bataillon nur zwei Stück; das ergab pro Division nur 30 Panzerabwehrwaffen! Ausserdem zeigte sich bald, dass diese Waffe modernisiert werden musste, wenn man mit ihr gegen die immer stärkeren Panzerungen noch Erfolg haben wollte. Die *Flugwaffe* stellte damals – nach des Generals eigenen Worten – «.. nicht mehr als den Keim einer Fliegerdivision dar». Von ihren 86 Jagdflugzeugen war ein Teil bereits veraltet. Was die *Fliegerabwehr* betrifft, stellte der Generalstabschef lakonisch fest, habe man sich vor Kriegsbeginn nicht auf ein Geschützmodell einigen können. «Wir traten daher ohne Fliegerabwehr in den Aktivdienst ein.»

Die Liste der Lücken und Mängel kann fortgesetzt werden. Zahlreiche Wehrmänner mussten zuerst überhaupt mit einem Gewehr ausgerüstet werden. Die Infanterie musste bessere Nahkampfaffen – Maschinenpistole und Handgranate – erhalten. Den Leichten Truppen, aber auch der Infanterie, fehlte es an geländegängigen Fahrzeugen oder an Fahrzeugen überhaupt. Die Artillerie verfügte – nach des Generalstabschefs Worten – «... zum Teil noch über veraltete Geschütze aus dem letzten Jahrhundert». Von etwa 100 wiederverwendeten Geschützen meinte er, sie seien nur noch dagewesen, «... weil sie die Alteisenhändler nicht kaufen wollten». Die Feuerkraft der Feldkanone mit ihrem Kaliber 7,5 cm erwies sich als zu wenig wirksam;

### Vermehrung der Bewaffung im Aktivdienst

	Stand am 31.8.39	Stand am 31.8.45
Maschinenpistolen	—	27 277
Leichte MG	12418	21 355
Maschinengewehre	4 804	9 392
Tankbüchsen	—	3 639
8,1 cm Minenwerfer	822	2 290
Flammenwerfer	—	1 942
4,7 cm Infanteriekanone	823	1 306
4,7 cm Pzaw-Kanone	—	531
10,5 Haubitze	—	29
10,5 cm Motorkanone	84	334
Fliegerabwehrkanonen verschiedener Kaliber	44	2 947

im Ausland wurden fast durchwegs Kaliber von 10,5 cm und mehr verwendet. Bei den Haubitzen zeigte sich, dass die Reichweite zu gering war.

Ein Teil dieser Mängel konnte im Verlauf des Aktivdienstes behoben werden. Die Rüstungsproduktion wurde vorangetrieben. Aber viele der neuen Waffensysteme konnten erst gegen Ende des Aktivdienstes eingeführt werden. Planung und Produktion erforderten Jahre. Der Generalstabschef wies auf ein heute noch bestehendes Problem der Schweizer Armee hin, wenn er 1945 feststellte, «... dass die Entwicklung neuer Waffen bei uns sehr langsam vor sich geht». So konstatierte er, dass die Entwicklung der neuen Panzerabwehrkanone, die nichts anderes war als eine Weiterentwicklung der bestehenden Infanteriekanone, zwei Jahre in Anspruch nahm. «Weitere zwei Jahre dauerte es, bis die ersten Geschütze abgeliefert werden konnten. Das Resultat war, dass das Geschütz, als es der Truppe abgegeben werden konnte, bereits nicht mehr modern war.»

## Reserven und Vorräte

Mit deprimierender Regelmässigkeit kehren im Bericht des Generalstabschefs die Klagen über ungenügende Reserven wieder. Von der Munition sagte er: «Zu Beginn der Mobilmachung im Jahre 1939 stand es um unsere Munitionsbestände nicht gut, zum Teil sogar ganz schlecht.» Vom Sanitätsmaterial: «Die Bestände an Sanitätsmaterial... waren bei Kriegsausbruch am 28. August 1939 vollkommen ungenügend ...» Von den Motorfahrzeugen: «Sehr schlimm stand es zu Beginn der Mobilmachung mit den Vorräten an Betriebsstoffen, Reifen und Ersatzteilen.»

Für die *Munitionsbeschaffung* wurden sofort beträchtliche Kredite bewilligt. Aber die Schwierigkeiten in der Rohstoffbeschaffung hatten zur Folge, dass seit 1942 die Produktion bereits wieder zurückging. Es kam gelegentlich vor, dass neue Waffen serienweise abgeliefert wurden, bevor die dazugehörige Munition vorhanden war.

An *Sanitätsmaterial* waren bei Kriegsbeginn Reserven im Betrag von nur 600'000 Franken vorhanden. Das reichte nicht einmal aus, um den laufenden Bedarf der Truppe im Aktivdienst zu decken. Von Kriegsreserven war keine Rede. Bis 1945 waren Vorräte für etwa 19 Millionen Franken beschafft worden. Dank grossen Krediten hatten die berechneten Reservebestände

- an Arzneimitteln und Sera zu 100 Prozent
- an Instrumenten und Apparaten zu 90 bis 95 Prozent
- an Verbandstoffen und Wäsche zu 60 bis 65 Prozent erfüllt werden können.

An *Verpflegungsmitteln* waren Vorräte vorhanden, die den Friedensbedarf der Truppe für ein bis zwei Jahre deckten. Da die vollständig mobilisierte Armee aber in einem Monat den Friedensbedarf eines Jahres verbrauchte, reichten auch diese Vorräte nicht sehr weit.

Die *Betriebsstoffreserven* wurden nach der Mobilmachung auf etwa einen halben Jahresbedarf erhöht und konnten durch die Vermischung mit inländischen Produkten (Holzspiritus Ems) noch gestreckt werden.

Die beigefügte Tabelle der von 1939 bis 1945 gesprochenen Kredite vermag zu zeigen, wo während des Aktivdienstes besonders grosse Finanz- und Nachholbedürfnisse bestanden. Insgesamt wurden Kredite für Bauten, Waffen, Flugzeuge, Munition und Ausrüstung im Betrage von 3,8 Milliarden Franken bewilligt. Das entsprach etwa dem sechsfachen Betrag der gesamten jährlichen Bundesaussgaben vor Kriegsausbruch.

**Ordentliche und ausserordentliche Kredite 1939/45**

Millionen Franken

Befestigungsanlagen	ca. 658
Munition	615
Diverses Korpsmaterial (Fahrzeuge, Funker- und Sanitätsmat., Gasmasken usw.)	502
Bekleidung und Ausrüstung	445
Bauten und Anlagen (Zeughäuser, Magazine)	394
Waffen	380
Flugzeuge	351
Reserve- und Ersatzmaterial	178
Schuhwerk, usw.	88
<b>Total Kredite ca. Milliarden</b>	<b>3,8</b>

**Mannschaftsbestände**

Bei Kriegsbeginn rückten etwa 450 000 Schweizer ein. Dieser hohe Truppenbestand reichte aber nicht für alle Bedürfnisse der Armee. Bestandesprobleme ergaben sich zum Teil darum, weil neue Truppengattungen – wie die Fliegerabwehrtruppen – geschaffen, oder andere – wie die mobile Artillerie oder die Festungstruppen – verstärkt werden mussten. Die hierfür benötigten Mannschaften wurden durch die Auflösung einiger Einheiten und durch eine ziemlich straffe Nachmusterung bei den Dienstuntauglichen und Hilfsdiensttauglichen gewonnen. Ausserdem erteilte der Bundesrat schon im September 1939 der Armeeführung die Vollmacht, die Rekrutenaushebung um ein Jahr vorzuverlegen, um auf diese Weise einen Jahrgang 19jähriger zu gewinnen. Von diesem Recht wurde allerdings erst 1944 teilweise Gebrauch gemacht. Von den Anfang 1940 erfassten 250 000 Hilfsdiensttauglichen waren 45 000 in der Feldarmee eingeteilt, um die Truppe zu entlasten.

Eine andere Art von Bestandesproblemen ergab sich aus dem Ablösungs- und Urlaubsweisen. Das Armeekommando sah sich ja während des ganzen Aktivdienstes vor das Dilemma gestellt, die Armee kampfbereit zu halten und doch der Wirtschaft nicht zu viele Arbeitskräfte zu entziehen. Wenn immer es die Lage erlaubte, wurden die nicht dringend benötigten Truppen entlassen. So ergaben sich stark schwankende Armeebestände. Sie betragen beispielsweise

Mitte September 1939	zirka 435 000 Mann
Mitte November 1939	zirka 300 000 Mann
Mitte Januar 1940	zirka 230 000 Mann
Mitte Februar 1940	zirka 175 000 Mann
Mitte Juni 1940	zirka 450 000 Mann

Bei den im Dienst stehenden Truppen schwankten die Bestände wegen des Urlaubsweizens ganz beträchtlich. Dieses dezimierte die Einheiten oft derart, dass kaum noch 60 Prozent der Bestände erreicht wurden. Verbände, die – wie etwa das Infanterieregiment 6 – aus über 70 Prozent Landwirten bestanden, konnten zu gewissen Jahreszeiten überhaupt kaum aufgeboden werden. Ab September 1940 – sobald die Lage übersichtlicher wurde – versuchte man, durch ein langfristiges Ablösungssystem Truppe und Wirtschaft zu entlasten und die Dienstleistungen gleichmässig zu verteilen. Das wurde im grossen und ganzen auch erreicht. Im gesamten Aktivdienst wiesen die Angehörigen der nachstehenden Bataillone im Durchschnitt an Dienstleistungen auf:

● Infanterie-Auszugsbataillone	828 Tage
● Feldartillerie-Abteilungen	775 Tage
● Radfahrer-Bataillone	756 Tage
● Sappeur-Bataillone	714 Tage

## Vom Geist der Truppe

Die erwähnten materiellen Mängel in der Armee hatten keine Auswirkung auf Geist und Einsatzbereitschaft der Truppe. Alle Quellen aus jenen Tagen bezeichnen diese als gut. Die Wehrmänner nahmen ruhig und besonnen ihren Dienst auf. Die jedem sichtbare Bedrohung schweißte Armee und Bevölkerung zusammen. Es gab keinen Graben zwischen Volk und Armee, zwischen Volk und Regierung oder zwischen Deutsch und Welsch. Der reibungslose Verlauf der Mobilmachung und die rasche Einführung der Lohnersatzordnung für die Wehrmänner erhöhten das Vertrauen in die politische und militärische Führung. Die Truppe war ausserdem mit dem Ausbau der Befestigungen beschäftigt. Es gab vorerst wenig Langeweile und wenig Zweifel an der Notwendigkeit des Dienstes. Noch war die Bedrohungslage nicht so, dass sich Verzagtheit verbreitete. Es herrschte eine Stimmung des «hochgemuten Pessimismus». Trotz dieser inneren Geschlossenheit durfte die Gefahr, die von Seiten der 5. Kolonne drohte, nicht unterschätzt werden. Man wusste, welche Bedeutung ihr Hitler beimass, und sollte bei der Besetzung Norwegens im April 1940 drastisch vordemonstriert bekommen, wie wichtig sie



*Nach der Wahl des Generals: die Nationalhymne wird gesungen.*



war. Der Sicherheitsdienst der Armee sah sich vor die neuartige und wenig angenehme Aufgabe gestellt, die Ausländer in der Schweiz sowie die verdächtigen Schweizer zu überwachen und Massnahmen vorzukehren, um diese notfalls unschädlich zu machen. Es gab damals in der Schweiz rund 16'000 wehrfähige Deutsche, und die Zahl der für Deutschland tätigen Spione wurde auf etwa 1'000 geschätzt. In der Armee wurden noch gegen Ende des Aktivdienstes etwa 3'100 Wehrmänner als verdächtig gemeldet; davon waren 1'800 Rechtsextremisten.

In dieser Situation wurde versucht, dem Wehrmann beizubringen, seine schweizerische Vertrauensseligkeit abzulegen. Er musste lernen, die Augen offen zu halten, um verräterische Umtriebe zu erkennen, aber auch zu schweigen, um nichts zu verraten. An die Selbständigkeit seines Denkens und Handelns wurden hohe Ansprüche gestellt. Sie gipfelten in den am 18. April 1940 erschienenen «Weisungen für die Kriegsmobilmachung bei Überfall». Zehn Tage nach dem Überfall auf Dänemark und Norwegen rief die Armeeführung den Schweizer Wehrmann auf, selbständig und aktiv zu handeln, falls die Schweiz in eine ähnliche Lage kommen und die Mobilmachung sich nicht mehr ordnungsgemäss abspielen sollte. In der Weisung stand: «Jeder Offizier hat die Pflicht, alle Wehrmänner zu sammeln und mit ihnen in rücksichtsloser Schärfe gegen Fallschirmabspringer, Luftangriffe und Saboteure vorzugehen. Wo keine Offiziere und Unteroffiziere zugegen sind, handelt jeder Soldat unter Anstrengung aller Kräfte aus eigener Initiative » Dieses ausserordentliche Dokument ist ein hervorragender Vertrauensbeweis in den Soldaten, aber auch Ausdruck demokratischer Mitverantwortung in ernster Lage. Es wäre in einem undemokratischen Staat niemals möglich gewesen.

## Strategische Entschlüsse

Die Monate des «drôle de guerre» verschafften der Armeeführung die Gelegenheit, jene Operationspläne auszuarbeiten, die zum Erstaunen des General bei Kriegsbeginn noch nicht vorhanden waren. Die Armee befand sich unterdessen in einer Art Wartestellung. Am 4. Oktober lag der Operationsplan «Nord» vor, der gegen einen deutschen Einmarsch gerichtet war und dem man bei der damaligen Lage Priorität eingeräumt hatte. Er sah – wie der General schreibt – «... die Zusammenfassung unserer militärischen Kräfte auf einer Armeestellung vor, die sich von der befestigten Zone von Sargans, den Gewässern des Walensees, der Linth, des Zürichsees und der Limmat folgend, über die Kämme des Aargauer und Basler Juras bis zum Plateau von Gempfen erstreckte, mit dem Schwergewicht auf dem linken Flügel... Die Neutralitätspolitik verbot aber, diese Stellung sofort zu beziehen; denn sie lässt es als unklug erscheinen, durch einseitige Verteidigungsmassnahmen eine Macht offensichtlich zum Hauptgegner abzustempeln. Die Armeeführung konnte nichts anderes tun, als die Heereseinheiten so zu gruppieren, dass sie diese Stellung rasch hätten beziehen können, und diese unterdessen durch wechselnde Truppen ausbauen zu lassen. Die im Oktober vorgenommene Neugruppierung der Armee war aber darum nicht problemlos, da die deutsche Spionage zwischen Sargans und Basel mindestens sechs der neun schweizerischen Divisionen hätte feststellen können. Das bedeutete – wie der General schreibt – ein doppeltes Risiko: «Ein militärisches, insofern wir unsere Vorbereitungen verrieten, und ein politisches, da zum Ausdruck kam, dass wir im Westen weniger beunruhigt und auch weniger bereit waren.» Die Operationspläne für den Fall «Süd» und den Fall «West» entstanden im Februar, März und April 1940. Für den Fall «West» wurde eine Variante A entlang der Mentue-Linie und eine Variante B, die von Basel zum Napf und den Voralpen entlang bis zum Festungsgebiet von St-Maurice ging, ausgearbeitet. Der

General liess aber diese Stellungen kaum besetzen und musste sich aus Mangel an Arbeitskräften und Material darauf beschränken, «... einzelne Abschnitte halbwegs für die Verteidigung vorbereiten zu lassen.»

Aus den Varianten für den Fall «West» und dem Operationsplan «Nord» geht hervor, dass man damals vor allem damit rechnete, dass ein Gegner die Schweiz als Vormarschgebiet benutzen und einen Durchbruch durch das Mittelland versuchen würde. Für eine selbständige «Aktion Schweiz» schien die Zeit noch nicht gekommen.

### **Das Kriegsgeschehen im März 1940**

- 1.3. Hitler unterzeichnet die erste operative Weisung für das Unternehmen «Weserübung».
- 3.3. Neue Grossoffensive der 7. sowjetischen Armee auf der karelischen Landenge.
- 7.3. Feldmarschall Mannerheim setzt sich für die Aufnahme von Verhandlungen mit der UdSSR ein, da nach dem Ausfall von 20% der finnischen Streitkräfte eine Fortdauer des Kampfes nicht zu verantworten sei.
- 10.3. Mussolini erklärt sich gegenüber dem deutschen Aussenminister bereit, in den Krieg einzutreten.
- 12.3. Waffenstillstand und Frieden zwischen der UdSSR und Finnland.

Aus den Morgenblättern vernahm der Leser am 9. April 1940, dass tags zuvor um 5 Uhr in der Frühe britische Zerstörer Minenfelder vor der norwegischen Küste gelegt hatten. Aber gleichzeitig konnte er im Rundfunk hören, dass seit einigen Stunden in allen wichtigen Häfen Norwegens deutsche Landungsoperationen im Gang waren. Die Koinzidenz dieser Meldungen war nicht zufällig. Seit Monaten waren die alliierten und die deutschen Vorbereitungen für eine Intervention in Norwegen parallel verlaufen. Im Februar 1940 hatte fast gleichzeitig auf beiden Seiten ein dramatischer Endspurt begonnen, den Deutschland nun mit denkbar knappem Vorsprung gewann – ein Photofinish sozusagen, wie einmal gesagt worden ist.

<b>Vergleich der Einfuhren</b>			
<b>Einfuhr Deutschlands an Eisenerz 1938-1944 (in 1'000 t)</b>			
Jahr	Gesamteinfuhr	Davon aus Schweden	Prozentanteil Schwedens
1938	21 928	8 992	41
1939	18 526	10 025	54
1940	9 978	8 418	84
1941	17 381	9 260	53
1942	16 820	7 975	48
1943	20 241	10 262	51
1944	6 540	4 500	70
<b>Einfuhr Deutschlands an Mineralölen aus Rumänien (in Mio. t)</b>			
Jahr	Totalverbrauch	Davon aus Rumänien	Prozentanteil Rumäniens
1940	6,4	1,777	18
1941	8,1	2,963	36
1943	9,0	2,406	27
1944	5,6	1,043	19

Opfer des Angriffs wurde ein Land, von dem die Geschichte sonst schweigt. Und angegriffen wurde es – wie viele andere Länder später auch – nicht um seiner selbst willen, sondern weil es als Mittel für Operationen gegen andere gebraucht wurde. Niemand hasste dieses Land, nicht einmal Hitler, dem ein neutrales Norwegen wohl lieber gewesen wäre als ein deutsches. Für die Engländer, die am 8. April die Operationen einleiteten, ging es darum, die schwedischen Erzzufuhren nach Deutschland, die über Narvik und durch die norwegischen Küstengewässer gingen, abzuschneiden, und die Blockade gegenüber Deutschland zu komplettieren. Hitler musste dies verhindern. Sein Ziel war, die britische Einkreisung zu durchbrechen und Basen für Luftwaffe und Marine zu gewinnen, die nahe bei England und dem offenen Meer lagen. Streng genommen hatte England den ersten Zug getan; Deutschland zog nach. Die Tra-

gik Norwegens liegt nicht zuletzt darin, dass Grossbritannien, das nach dem 9. April 1940 für Jahre sein bester Verbündeter wurde und bei dem sein König und seine Regierung Zuflucht fanden, durch eine schlecht vorbereitete Aktion den Angriff Deutschlands auslöste, der Norwegen schweres Unheil brachte.

### Operation «Wilfred»

Die Westmächte hatten lange gezögert. An ihrer Spitze standen ja noch die Männer des «Appeasement», die 1938 nach München gegangen waren. Sie hatten sich zwar gewandelt, und sowohl der französische Ministerpräsident Edouard Daladier wie Neville Chamberlain in England waren fest zum Widerstand entschlossen. Aber ihre Pläne waren nach wie vor abwartend und irgendwie kleinmütig. Nach langem Zögern erst hatten sie sich im Februar zu einer Intervention zugunsten Finnlands entschlossen. Aber als dieses am 12. März kapitulieren musste, bevor die alliierte Hilfe wirksam geworden war, bedeutete das das Ende der Regierung Daladier. Neuer Premierminister Frankreichs wurde Paul Reynaud, der als härter und kompromissloser als sein Vorgänger galt. Er hatte – wie Churchill – seinerzeit vor München gewarnt. Manche nannten ihn den Churchill Frankreichs. Aber die Vertrauensabstimmung brachte ihm in der Kammer nur eine Stimme über dem Mehr. Frankreich war auch in dieser kritischen Zeit tief gespalten.

Am 28. März tagte der Oberste alliierte Kriegsrat in London. Der englische Premierminister legte einen Lagebericht vor. Wie Churchill berichtet, führte Chamberlain aus, «... dass Deutschland zwei schwache Punkte auf weise: seine Eisenerzversorgung und seine Treibstoffversorgung. Die Hauptzufuhrquellen lägen an entgegengesetzten Enden Europas. Das Eisenerz käme aus dem Norden ... Auch sprach er über die Ölfelder in Rumänien und bei Baku, deren Ausbeute für Deutschland gesperrt werden müsste ...» An dieser Sitzung kam auch Churchills Vorschlag zur Sprache, den Rhein und andere deutsche Ströme durch den fortlaufenden Abwurf von Minen unpassierbar zu machen. Diesen Plan lehnte Reynaud ab aus Angst vor deutschen Vergeltungsmassnahmen. Aber der Kriegsrat beschloss, am 5. April durch ein Sabotageunternehmen die Donau in der Nähe des Eisernen Tors für die Schifffahrt und damit für die deutsche Ölzufuhr zu sperren. Am gleichen Tag sollten die norwegischen Gewässer vermint und bei Narvik, Drontheim, Bergen und Stavanger alliierte Truppen an Land gesetzt werden.

Das Norwegen-Unternehmen erhielt die Bezeichnung «Operation Wilfred», nach einer – wie Churchill bemerkt – in England populären Schöpfung eines Karikaturisten, die eine naive, stets von Ungeschick verfolgte Gestalt darstellte. Churchill sagt, man habe diesen Decknamen gewählt, weil die Operation «... so klein und harmlos ...» war. Aber Wilfreds Schicksal übertrug sich irgendwie auf das Unternehmen, von dem sich bald zeigte, dass es von Anfang bis Ende vom Ungeschick verfolgt wurde.

### Wilfreds Ungeschick

Das alliierte Sabotageunternehmen beim Eisernen Tor scheiterte an der deutschen Abwehr. Operation «Wilfred» musste aus technischen Gründen vom 5. auf den 8. April verschoben werden. Dieser Aufschub sollte sich bald als verhängnisvoll erweisen. Angesichts der Tatsache, dass den Alliierten seit Anfang April Meldungen über eine bevorstehende deutsche Aktion in Skandinavien zukamen, ist dieser Aufschub beinahe unbegreiflich. Schon am 3. April teilte der britische Kriegsminister seinen Kollegen im Kabinett mit, Deutschland ziehe vor Rostock starke Verbände zusammen. Über die schwedische Gesandtschaft in Berlin erfuhr das

britische Ausenministerium, dass in Stettin und Swinemünde Transportschiffe mit insgesamt etwa 200'000 Tonnen zusammengezogen würden. Oberst Hans Oster, der Chef der Zentralabteilung der deutschen Abwehr, teilte am 4. April den Westmächten das Angriffsdatum auch dieser Aktion mit, so wie er zuvor alle von Hitler ins Auge gefassten Angriffsdaten gegen Belgien und Frankreich verraten hatte. Der holländische Militärattaché in Berlin leitete die Meldung den skandinavischen Regierungen zu. Erstaunlicherweise traf sie erst am 6. April in London ein, am gleichen Tag, da auch die eigene Spionage deutsche Angriffsvorbereitungen meldete. Aber alle diese Meldungen bewirkten nichts. Man hielt sie für Täuschungsmanöver deutscher Agenten und glaubte ihnen nicht. Eine deutsche Aktion in Norwegen hielt man für völlig unmöglich. Höchstens konnte man sich vorstellen, dass die deutschen Truppen für einen Gegenschlag gegen eine alliierte Aktion bereitgestellt wurden.

Seit dem 7. April liefen die deutschen Kriegsschiffe gestaffelt aus ihren Häfen aus. Am Mittag dieses Tages sichteten britische Flugzeuge starke deutsche Verbände, die den Skagerrak Richtung Norden passierten. Aber noch immer dachte niemand in der britischen Admiralität daran, dass diese Verbände ihre Ziele auf dem Land haben könnten, und dass sie grössere Truppenverbände transportierten. Am späten Nachmittag des 7. April versenkte das polnische Unterseeboot «Orzel» den deutschen Transporter «Rio de Janeiro» vor der Südküste Norwegens. Von norwegischen Fischern aus dem Wasser gezogene deutsche Soldaten erzählten ihren Rettern, sie seien unterwegs nach Bergen gewesen!

Gegen Abend dieses Tages stach die britische «Home fleet» in See, in der Hoffnung, den Gegner auf offenem Meer abfangen zu können. Die Truppen, die für die am nächsten Morgen vorgesehenen Landungsaktionen in Norwegen an Bord genommen worden waren, wurden eiligst wieder ausgeladen. Was sollten sie bei einer bevorstehenden Seeschlacht nützen? Als am nächsten Morgen einige britische Zerstörer ihre Minenlegeaktion durchführten, waren sie von den vordersten deutschen Verbänden bereits passiert worden.

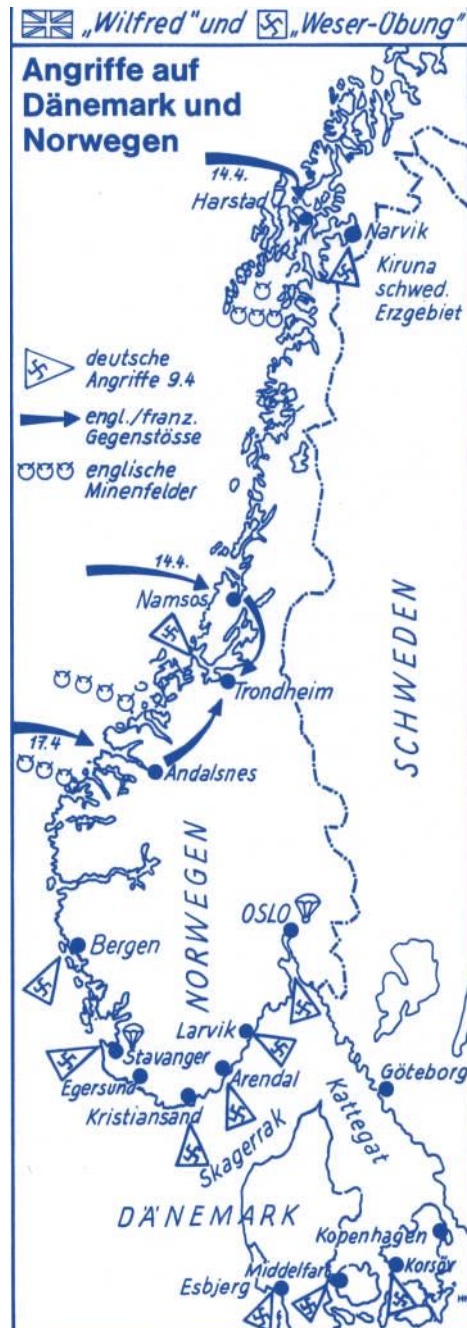
### Verwegene «Weserübung»

Ob man die Kriegführung als Kriegskunst oder als Kriegshandwerk betrachtet: Sie hat ihre Regeln und Gesetze, die befolgt sein wollen. Wer sie missachtet, bezahlt es meist teuer. Aber in seltenen Fällen kommt es auch hier vor, dass alle Gesetze missachtet werden können, und der Erfolg stellt sich trotzdem ein.

Hitlers «Weserübung» war ein Unternehmen gegen alle Regeln der Kriegskunst, eine Verücktheit sondergleichen. Elf verschiedene Landungsgruppen mussten gleichzeitig und schlagartig in verschiedenen, schwer zugänglichen Häfen an Land gesetzt werden, von denen die äussersten – Esbjerg in Süddänemark und Narvik in Nordnorwegen – fast 2'000 Kilometer voneinander entfernt lagen. Sie mussten über ein Meer herangeführt werden, das vom Feind völlig beherrscht war. Der eigene Flottenschutz war gering; für die Sicherung standen nur zwei Schlachtschiffe, ein Panzerschiff, sechs Kreuzer, vierzehn Zerstörer, einige Torpedoboote und die ganze Flotte der U-Boote – etwa 35 – zur Verfügung. An keiner Stelle konnten für die erste Landung mehr als 2'000 Mann eingesetzt werden. Sie hatten fast durchwegs Häfen zu stürmen, die am Ende langer Fjorde lagen und von starken Festungen bewacht wurden. Das Gros der Truppen und das schwere Material mussten auf Tankern, Eisbrechern, Walfängern und als Handelsschiffe getarnten Nachschubdampfern herangeführt werden, die schwer beweglich waren und daher schon frühzeitig in den Operationsgebieten bereitgestellt werden mussten. Für den Kampf waren sie unbrauchbar.

Nur zwei Aspekte sprachen eigentlich für das Unternehmen. Weil es so verwegene war, wurde es nicht erwartet. Es hatte das Überraschungsmoment für sich. Ausserdem war zu erwarten,

dass Deutschland sich die Luftüberlegenheit verschaffen konnte. Es konnte 900 Flugzeuge – davon 340 Kampfflugzeuge und 550 Transportflugzeuge – sowie ein Fallschirmjägerregiment bereitstellen. Aber wenn das Unternehmen auch gelang und die Überraschung glückte Wie sollten dann die Seestreitkräfte zurückkehren? Die Rückfahrt der Schiffe schien noch gefährlicher als die Hinfahrt.



### Bezahltes Risiko

All dem zum Trotz war dem Unternehmen ein



fast vollständiger Erfolg beschieden. Um 5.00 Uhr am 9. April 1940 begann die Besetzung von Norwegen und Dänemark. Eine Viertelstunde später überreichten die deutschen Gesandten in Oslo und Kopenhagen gleichlautende Noten, in denen sie den deutschen Einmarsch als Schutzmassnahme gegen einen bevorstehenden Angriff der Alliierten rechtfertigten. Sie verlangten von den beiden Regierungen Unterstützung ihres Vorhabens, wofür sie ihnen die Respektierung der territorialen Integrität und der politischen Unabhängigkeit zusicherten. Bereits um sieben Uhr morgens kapitulierte die dänische Regierung und akzeptierte die deutschen Forderungen, wenn auch unter Protest.

Die deutschen Landungsoperationen hatten fast überall Erfolg. Bei dichtem Nebel und zeitweiligem Schneetreiben wurden innerhalb von 24 Stunden die wichtigsten Häfen genommen und deutsche Brückenköpfe errichtet. Die Verluste der Angreifer waren gering. Am schwersten wog der Untergang des Kreuzers «Blücher», der im Oslofjord von der norwegischen Küstenverteidigung versenkt wurde; mit ihm gingen zahlreiche hohe zivile und militärische Stabsleute, die in Norwegen hätten in Aktion treten sollen, unter. Auch die leichten Kreuzer «Karlsruhe» und «Königsberg» gingen verloren, und am 13. April wurde bei einem englischen Gegenangriff im Westfjord vor Narvik die gesamte dortige Zerstörerflotte von 10 Einheiten versenkt. Wo – wie in Oslo – die Landungsoperationen nicht glückten, wurde der norwegische Widerstand aus der Luft, mittels Fallschirmjägern und luftgelandeten Truppen, gebrochen. Die verspätete Einnahme von Oslo hatte immerhin zur Folge, dass sich König Haakon VII. und seine Regierung ins Landesinnere zurückziehen konnten, von wo aus sie die Bevölkerung zum Widerstand aufriefen. Eine Regierungsübernahme durch den norwegischen Faschistenführer Vidkun Quisling lehnten sie ab, da dessen Partei nie mehr als zwei Prozent der Wählerstimmen auf sich vereinigt hatte. Quisling, der sich selber am Abend des 9. April zum Regierungschef gemacht hatte, wurde eine Woche später von den Deutschen wieder abgesetzt.

Wenige Stunden nach Beginn der Operation hatten die Deutschen die Häfen und fast alle wichtigen Flugplätze besetzt. Der Nachschub konnte in grossem Umfange einsetzen. Bis Mitte Juni wurden etwa 110'000 Mann, 20'000 Fahrzeuge und 110'000 Tonnen Material nach Norwegen gebracht.

### Warum gelang «Weserübung»?

Der deutsche Admiral Friedrich Rüge hat über «Weserübung» gesagt, noch selten sei « ... mit so schwachen Kräften so viel erreicht worden». Warum gelang «Weserübung»? Sicher liegt eine Ursache der alliierten Niederlage in deren katastrophalem Nachrichtendienst. Keine Meldung wurde richtig interpretiert, keine Nachricht führte zu geeigneten Gegenmassnahmen. Als es losging, war man nicht nur in Norwegen, sondern auch in England völlig überrascht. Noch am Nachmittag des 9. April sagte Premierminister Chamberlain vor dem englischen Unterhaus, es lägen Meldungen vor über eine deutsche Landung in Narvik, doch er «... bezweifle stark, dass sie zutreffen». Er glaubte an einen Übermittlungsfehler und meinte, die Landung sei in Larvik, einem südnorwegischen Ort, erfolgt.

Doch auch der Zustand der norwegischen Landesverteidigung hat zum Gelingen von «Weserübung» beigetragen. Erst nach Hitlers Machtergreifung 1933 hatte hier die Aufrüstung eingesetzt, langsam und zögernd. Der spätere deutsche Bundeskanzler Willy Brandt, der seit 1933 als Emigrant in Norwegen lebte, schreibt: «Bei Kriegsausbruch herrschte noch ein typisches Übergangsstadium von Pazifismus zu militärischer Bereitschaft.» Die Ausrüstung war zum Teil veraltet; das Infanteriegewehr stammte aus dem Jahre 1894, die Feldkanonen waren 35 Jahre alt, die vier grössten Einheiten der Kriegsmarine stammten aus den Jahren 1897 und 1900. Die Ausbildung war mangelhaft; Kader und Mannschaften hatten zum Teil seit vielen

Jahren keinen Dienst mehr geleistet. Aber als viel schlimmer erwies sich, dass die Armee nicht rechtzeitig alarmiert worden war. Die Mobilmachung wurde erst in der Nacht auf den 9. April – also wenige Stunden vor der Invasion – ausgerufen. Sie war gerade im Anlaufen, als die Deutschen schon die Mobilmachungsplätze besetzten. Auch der Befehl zur Verminung der Küstengewässer erfolgte erst in der Nacht vor der Invasion; er konnte nicht mehr ausgeführt werden. Die Festungen befanden sich zum Teil nicht in Kriegsbereitschaft; einige waren nicht einmal bemannt! Welch heillose Verwirrung geherrscht haben muss, geht auch daraus hervor, dass es Küstenbatterien gab, die nicht einmal wussten, welchen Feind sie beschossen: Die Engländer oder die Deutschen.

### Kräfteverhältnis

#### zwischen Deutschland und Norwegen zu Beginn der Besetzung

(ohne alliierte Truppen)

	Deutschland	Norwegen
Infanteriedivisionen	9	6
Flugzeuge:	900	130
davon Bomber	240	—
Jäger	100	20
Transporter/Aufklärer	550	60
Kriegsmarine:		
Schlachtschiffe	2	
Panzerschiffe	1	4
Schwere Kreuzer	2	—
Leichte Kreuzer	4	—
Zerstörer	14	3
Torpedoboote	8	25
U-Boote	35	9

Schliesslich ist ein weiterer Grund für das Gelingen von «Weserübung» in der deutschen Luft-herrschaft zu sehen. Sie verhinderte Gegenaktionen der englischen Flotte, die etwa den deut-schen Nachschub hätten unterbinden können. Für alliierte Landungsoperationen war es schon nach zwei Tagen, als die deutsche Küsten- und Luftverteidigung eingerichtet war, zu spät. Ein alliierter Versuch, zwischen dem 14. und 17. April in den kleinen Häfen Namsos und Andals-nes zu landen und von dort aus Trondheim zu nehmen, schlug fehl; am 2. Mai mussten die gelandeten Truppen wieder abgezogen werden. Am 28. Mai gelang es zwar einem alliierten Expeditionskorps aus britischen, französischen, norwegischen und exilpolnischen Truppen so-wie Einheiten der Fremdenlegion, Narvik zurückzuerobern. Aber Hitlers rascher Vormarsch gegen Frankreich führte Anfang Juni zum Abbruch des Unternehmens. Am 7. Juni begab sich König Haakon mit seiner Regierung ins englische Exil. Am 10. Juni kapitulierten die Reste der norwegischen Armee, die, zersplittert und mangelhaft ausgerüstet, einen verzweifelten Ab-wehrkampf geführt hatten.

«Weserübung» hatte Deutschland 1317 Mann gekostet; 2375 Mann wurden vermisst.

## Die Folgen

Am 11. April sagte Winston Churchill vor dem englischen Unterhaus: «Nach meiner Überzeugung, die von meinen erfahrenen Ratgebern geteilt wird, hat Herr Hitler einen schweren strategischen Fehler begangen ... Wir haben durch das was in Skandinavien geschehen ist, viel gewonnen ... Ich sehe keinerlei Vorteil, den er errungen hätte.» Andererseits steht im Bericht des deutschen Oberkommandos über den Krieg in Norwegen vom 13. Juni 1940: «Der Feldzug in Norwegen hat die englische Blockadefront zerbrochen. Grossdeutschland ist im Besitz der strategisch wichtigen Flankenstellung gegenüber Englands Ostküste.»

Die Geschichte hat beiden Äusserungen nur teilweise Recht gegeben. Erreicht hat Hitler mit seinem Unternehmen, dass ihm das schwedische Eisenerz weiterhin zukam und die Eröffnung einer zweiten alliierten Front an der Ostsee verhindert werden konnte. Ausserdem wurden die britischen Importe aus Skandinavien – namentlich von Holz und Eisenerz – schwer getroffen. Eine Verbesserung der strategischen Lage Deutschlands aber trat nicht ein. Die deutsche Flotte war so schwer dezimiert worden, dass es ihr wenig nützte, nun näher an den Atlantik herangekommen zu sein. Jetzt, wo die Invasion Englands bevorstand, gab es keine nennenswerte deutsche Flotte mehr! Ausserdem hatten die Engländer auch Island und die Färöer-Inseln besetzt, womit sie das nördliche Tor zum Atlantik weiterhin beherrschten. Bald darauf eroberte Hitler ja Frankreich, wodurch er England und dem Atlantik so nahe kam, dass Norwegen nicht mehr viel bedeutete.

Norwegen wurde unter der deutschen Besetzung nie ruhig. Hitler sah sich schliesslich genötigt, 300'000 Mann im Lande zu stationieren. Diese fehlten ihm bei anderen Feldzügen in Europa, die er gerade jetzt in eiliger Hast begann.

## Das Kriegsgeschehen im April 1940

- 5.4. Ein britisches Sabotageunternehmen zur Sperrung der Donau in der Nähe des Eisernen Tors scheitert.
- 7.4. Auslaufen der ersten deutschen Kriegsschiffsgruppen für die Operation Weserübung; insgesamt 11 Gruppen.
- 9.4. Beginn der Besetzung Dänemarks und Norwegens um 05.00 Uhr.
- 14., 15. und 17. 4. Insgesamt ca. 2 britische Divisionen landen für Gegenschläge an verschiedenen Orten der norwegischen Küste.
- 24.4. Hitler ernennt Gauleiter Terboven zum «Reichskommissar für Norwegen».

Der Zusammenbruch von Holland, Belgien und Frankreich im Frühsommer 1940 war eine Tragödie, die die Welt erschütterte; für Hitler aber war er Nebenereignis, nur Durchgang zu Wichtigem. Sein Ziel war nicht Frankreich und die Beherrschung des Westens, sondern Eroberung von Lebensraum im Osten. Von seinen ersten Zeilen in «Mein Kampf» bis zu allerletzt – immer das gleiche: Der Drang nach dem Osten! Noch der letzte Satz in seiner letzten Botschaft an die Wehrmacht, geschrieben am Tag vor seinem Ende aus dem Bunker in Berlin, wo schon russische Geschosse niederschlugen, hiess wie eh und je: «Die Aufgabe ist und bleibt, für das deutsche Volk Raum im Osten zu gewinnen.»

Weil Frankreich dem im Wege stand, musste Hitler diesen Umweg nehmen. Göring hatte 1937 zum amerikanischen Botschafter in Berlin gesagt: «Der einzige Grund für die gespannte Lage mit Frankreich liegt in Frankreichs osteuropäischer Bündnispolitik gegen die Erfüllung berechtigter deutscher Ansprüche.» Aber Frankreichs Grenzen wurden nun einmal – wie die ganze neuere Geschichte zeigt – in Osteuropa verteidigt; seit es ein europäisches Staatensystem gibt, pflegte es sich durch Bündnisse mit den Nachbarn des Nachbarn zu schützen, wenn dieser Nachbar – war das nun Habsburg oder das Wilhelminische Reich oder Hitlerdeutschland – zu mächtig wurde. Mit England zusammen war es am 3. September zu seinem Pakt mit Polen gestanden und hatte Deutschland den Krieg erklärt; nun, am 10. Mai 1940, um fünf Uhr fünfunddreissig in der Frühe, brach er los.

## Hitler und der Westen

Doch wie gesagt: Der wahre Feind Hitlers war nicht Frankreich und auch nicht England – so komplex sein Verhältnis zu diesem war. Im Westen ging es Hitler nicht um Gewinn von Lebensraum, um Ausrottung und Neubesiedlung. Sein Kriegsziel bestand, wie er in einer Denkschrift vom 9. Oktober 1939 schrieb, «... in der unter allen Umständen anzustrebenden Vernichtung der französisch-britischen Streitkräfte ...» Diese war primär anzustreben, «... und erst sekundär die Besetzung feindlichen Bodens.» Die endgültige militärische Erledigung der Westmächte aber brauchte er, damit sie nicht «... noch einmal der staatlichen Konsolidierung und Weiterentwicklung des deutschen Volkes in Europa entgegen treten ...» konnten. Mansteins Sichelschnittplan war die kongeniale Strategie zu dieser politischen Idee, weil sie nicht einen ordinären Sieg, sondern die Einkesselung und Liquidation des gegnerischen Heeres anstrebte.

Frankreich, einmal unschädlich gemacht, sollte aber milde behandelt werden. Und was England betrifft, so muss man annehmen, dass Hitler noch während des Feldzuges in Frankreich allen Ernstes hoffte, mit ihm zu einem Ausgleich zu gelangen. Er stellte sich eine Art neuer Monroe-Doktrin vor, eine Neuaufteilung der Welt, die Europa den Deutschen und die Weltmeere England überliess. Mit diesem Angebot hoffte er, England aus dem Krieg stossen zu können. Geling ihm dies, stand seinem Weg nach Osten nichts mehr im Wege.

Aber als er so dachte, hatte in England schon jener Mann das Steuer ergriffen, der nie und nimmer bereit war, England aus dem Krieg stossen zu lassen.

## Winston kommt

In diesen dramatischen Stunden des deutschen Angriffs kamen die Männer des Ersten Weltkriegs wieder. Frankreich berief am 19. Mai – mitten in der Abwehrschlacht – den 73jährigen Maxime Weygand zum neuen Oberkommandierenden; ein Vierteljahrhundert zuvor war er Generalstabschef unter Marschall Foch gewesen. Am 18. Mai war der «Held von Verdun», Marschall Philippe Pétain, als Vizepremier in die Regierung Reynaud eingetreten. Er war 84 Jahre alt und war überzeugt, die grösste Stunde seines Lebens noch vor sich zu haben. Schon am ersten Tag von Hitlers Angriff hatte der englische König Winston Churchill ersucht, eine neue Regierung zu bilden.

Churchill gehörte seit 40 Jahren dem Unterhaus an. Vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg hatte er viele Ministerposten und – wie er selber sagt – «die meisten wichtigen Staatsämter» bekleidet. Er hatte Erfolge, aber auch manche Fehlschläge und abrupte Stürze erlebt. 1922, nach der gescheiterten englischen Intervention im russischen Bürgerkrieg, die auf seine Veranlassung zustande gekommen war, galt er vielen als politischer Abenteurer, dem nicht zu trauen war. Zweimal hatte er die Partei gewechselt, von den Konservativen zu den Liberalen und wieder zurück zu den Konservativen. Die eigene Partei behandelte ihn kühl; in den Jahren vor Kriegsausbruch hatte er ihre Appeasement-Politik scharf kritisiert. Ministerposten hatte er von 1929 bis 1939 keine mehr bekleidet.

Aber nun erschien er vielen als der richtige Mann: Vital, unerbittlich und nicht ohne Starrsinn, erschien er als Symbol zäher Unbezwingbarkeit. Seine tiefe Verwurzelung in der englischen Geschichte gab ihm Sicherheit, sein langes Leben Erfahrung. Er war jetzt 66 Jahre alt. Nichts brachte ihn mehr aus der Fassung. Unbeugsam und selbstbewusst stellte er eine Herrscherfigur dar, wie sie Demokratien nur in Notzeiten hervorbringen. Er sagte von sich, «... in einer nationalen Krise über die Macht zu verfügen, sei ein Segen für einen Mann, der zu wissen glaubt, welche Befehle erteilt werden müssen». Und er zweifelte keinen Augenblick, welcher Befehl zu geben war, nämlich der, zu kämpfen ohne Unterlass bis zum endlichen Sieg. Dem Unterhaus sagte er am 13. Mai, als er sein Programm vorlegte: «Sie fragen mich, worin unsere Politik besteht? Ich antworte: Sie besteht darin, Krieg zu führen, zur See, zu Land und in der Luft, mit unserer ganzen Macht und mit all der Kraft, die Gott uns verleihen mag ... Das ist unsere Politik. Sie fragen: Was ist euer Ziel? Ich kann mit einem Wort erwidern: der Sieg – der Sieg um jeden Preis, der Sieg trotz allem Schrecken; der Sieg, wie lange und hart die Strasse auch sein mag; denn ohne Sieg gibt es kein Weiterleben.»

Gedanken an einen imperialen Isolationismus, an Abwendung Englands vom Kontinent – Strömungen, die es damals in England zweifellos auch gab –, waren ihm völlig fremd. Für Hitlers These von der Teilung der Welt in eine deutsche kontinentale und in eine britische koloniale Sphäre war er absolut unzugänglich. Für ihn gab es nur ein Axiom der britischen Aussenpolitik: Das Prinzip des Gleichgewichts, der uralte Reflex, der stärksten Macht auf dem Kontinent entgegen treten zu müssen; denn Gefahr für die Insel und ihr Reich – das war diesem Nachfahren der Herzöge von Marlborough zutiefst bewusst – gab es immer nur, wenn der Kontinent unter die Vorherrschaft einer Macht gefallen war.

Zum ersten Mal erwuchs Hitler ein Gegner. Und wenn es stimmt, was Sebastian Haffner einmal gesagt hat, dass nämlich Hitlers Erfolge «... nie gegen einen starken oder auch nur gegen einen zähen Gegner errungen worden ...» sind, dann muss man sagen: An diesem 10. Mai 1940 zeichnete sich das Ende von Hitlers Erfolgen ab.

## Einsatz neuer Waffen

Es ist eine alte Weisheit, dass neue Ideen in der Kriegsgeschichte nicht nur Schlachten beeinflusst, sondern die Weltgeschichte zutiefst verändert haben. Der Einsatz des Pferdes, die Erfindung der Phalanx, die Verwendung des Schiesspulvers, die «levée en masse», der Panzer, die Atombombe – sie alle haben das jeweilige Staatensystem revolutioniert. So war es auch jetzt. Die Ausschaltung der Weltmacht Frankreich in gut einem Monat durch einen Angreifer, der sich im Ersten Weltkrieg vier Jahre lang vergeblich die Zähne an ihm ausgebissen hatte, geht nicht auf dessen zahlenmässige Überlegenheit zurück. Es standen sich etwa gleich viele Divisionen gegenüber; an Panzern hatten die Alliierten, in der Luft die Deutschen ein Übergewicht. Entscheidend war vielmehr, dass Hitler die neuen Waffen in neuer Art einsetzte. Die Panzer und Panzerdivisionen wurden in ungewohnter Art massiert, während die Franzosen sie aufteilten. Der deutsche Hauptangriff erfolgte durch die bewaldeten Ardennen, während ihn die Alliierten im offenen Mittelbelgien erwarteten. Ausserdem verfügte Hitler über eine neue Waffe, die beim Gegner grosse Verwirrung stiftete, weil sie lautlos und überall – auch weit hinter der Front – eingesetzt werden konnte: Die mit Lastenseglern transportierten Fallschirmjäger. Zwar stand diese Waffe erst in den Anfängen; bei Kriegsbeginn gab es nicht mehr als 4'500 ausgebildete Fallschirmjäger. Ihr Einsatz musste auf wenige, strategisch wichtige Punkte konzentriert werden. Fünf Bataillone mit 4'000 Mann wurden am frühen Morgen des 10. Mai gegen Holland eingesetzt, um – 150 Kilometer hinter der Grenze – die wichtigsten Brücken bei Rotterdam, Dordrecht und Moerdijk sowie die Hauptstadt Den Haag zu nehmen. Der Einsatz auf die Brücken gelang. Wichtige Tore zur «Festung Holland» waren daher von der ersten Stunde an in deutscher Hand; drei Tage später trafen die durchgebrochenen Panzerverbände an den Brücken ein und konnten ungehindert über die wichtigen Flussübergänge setzen, während die Luftwaffe mit massiven Bombardierungen der überfüllten holländischen Städte Angst und Schrecken verbreitete. Schon nach fünf Tagen kapitulierte Holland; Königin und Regierung gingen ins Exil nach London.

### Kräfteverhältnis an der Westfront

	Alliierte*	Deutsche
Divisionen total davon	137	136
- Panzer-Divisionen	3	10
- Luftlande-Divisionen	—	1
- Motorisierte Divisionen	7	7
Panzer	3'370	2'445
	2'370	3'835
Flugzeuge davon		
- Bomber und Sturzkampfbomber	400	1'480
- Jäger	1'150	1'020

(\* Holländische, belgische und französische Truppen sowie britisches Expeditionskorps)

Auch in Belgien spielten Fallschirmjäger eine Rolle, namentlich bei der Besetzung von Brücken über Maas und Albert-Kanal sowie des starken Forts Eben-Emael bei Lüttich. Für die Flussübergänge standen aber nur 400, für die Besetzung des Forts gar nur 78 Fallschirmjäger zur Verfügung. Doch während es den Belgiern gelang, alle Brücken zu sprengen, bevor die deutschen Bodentruppen eintrafen, fielen jene beiden, wo Fallschirmtruppen eingesetzt wur-



den, dem Gegner unversehrt in die Hände. Den 78 Fallschirmjägern, die auf das Fort Eben-Emael niedergegangen waren, gelang es, die ganze Besatzung von 1'200 Mann in Schach zu halten, bis 24 Stunden später die deutschen Bodentruppen erschienen. Die Verwirrung war in Belgien besonders gross, weil an zahlreichen anderen Orten Fallschirmtrappen abgeworfen wurden, so dass es schien, als seien die Deutschen überall.

### Wettlauf zum Meer

Aber der Angriff auf Holland und Belgien war fast nur Tarnung. Er sollte die Alliierten ablenken und sie veranlassen, zur Abwehr des vermeintlichen deutschen Hauptangriffs nach Belgien hinein vorzurücken. Genau das geschah: Zwischen dem 10. und dem 14. Mai besetzte die alliierte Heeresgruppe 1 die Dyle-Stellung östlich von Brüssel. Sie umfasste das ganze britische Expeditionskorps von zehn Divisionen, und fast die Hälfte der französischen Elitetruppen mit den besten motorisierten und gepanzerten Verbänden.

Aber jeder Schritt dieser Armeen nach vorn war ein Schritt in die Einkesselung. Denn während sie in Belgien durch die Abwehr der deutschen Heeresgruppe B gebunden waren, vollzog sich südlich von ihnen der Durchbruch einer Macht, wie sie in dieser Massierung und Ballung in der Geschichte noch nie bestanden hatte. 50 Divisionen – an ihrer Spitze sieben der zehn deutschen Panzerdivisionen – brachen durch die Ardennen, trafen die schwache französische Scharnierstelle am Ende der Maginotlinie und setzten schon am 13. Mai in schmaler Front zwischen Dinant und Sedan über die Maas. Einen Augenblick schien es, als wäre der Vorstoss nach Südwesten auf Paris gerichtet. Doch dann drehte er nach Nord westen ab – und nun wurde klar, wohin er zielte: Ans Meer, um die alliierten Truppen in Belgien und Nordfrankreich abzuschneiden.

Der Vormarsch geschah in ungeheurem Tempo. Drei Tage nach dem Maasübergang standen die Angriffsspitzen schon fast 100 Kilometer westlich davon an der Oise. Der Mann, der sie befehligte, General Guderian, trieb zu ständiger Eile an. Doch da wurde ihm plötzlich Einhalt geboten, nicht durch den ungeordnet zurückeilenden Gegner, sondern durch die oberste deut-



sche Führung, die es mit der Angst vor dem eigenen Erfolg zu tun bekam. Hitler war – wie aus dem Tagebuch von Generalstabschef Halder hervorgeht – in dieser ganzen Zeit äusserst unruhig, weil er eine Bedrohung der immer länger werdenden deutschen Flanke befürchtete. Er war ständig in Erwartung französischer Gegenangriffe, glaubte, seine Panzerarmeen liefen direkt in die Niederlage, und wollte das Ganze anhalten lassen. Aber die Verbände Guderians stürmten weiter. Zeit, Gefangene zu machen, hatten sie nicht. Die Zehntausende französischer Soldaten, die ihnen über den Weg liefen, wurden nur gezwungen, ihre Waffen auf die Strassen zu werfen, wo sie von den deutschen Panzern überrollt wurden. Es gab kein Halten und kein Zögern. «Klotzen, nicht kleckern», war Guderians Devise. Am 20. Mai stiessen die Deutschen bei Abbeville ans Meer.

### Das «Wunder von Dünkirchen»

Nun brauchten die deutschen Truppen nur nach Norden zu drehen, um den Gegner vom Meer abzuschneiden. Am 22. Mai wurde Boulogne eingeschlossen, am nächsten Tag Calais. Die deutschen Panzerdivisionen standen in Gravelingen und St. Omer, 20 Kilometer vor Dünkirchen, das nur durch ein einziges britisches Bataillon gedeckt war. Das Gros der alliierten Truppen versuchte indessen zwischen Lille und Arras – fast 100 Kilometer im Landesinnern – einen Durchbruchversuch nach Süden. Er scheiterte; von diesem Augenblick an schien ihre Umzingelung besiegelt.



*Hitlers Zögern ermöglicht das Wunder von Dünkirchen.*

Da verbot Hitler am 24. Mai den Panzerverbänden jeden weiteren Vorstoss. Die Falle, die gerade am Zuschnappen war, blieb noch offen, und durch die schmale Lücke zog sich das britische Expeditionskorps, gedeckt durch die französische erste Armee, auf Dünkirchen zurück. Schon am 19. Mai hatte Churchill angeordnet, dass alle verfügbaren Schiffe an Englands Küste für mögliche Evakuationen bereitzuhalten waren. Nun machte sich eine Armada von Fährbooten, Segel- und Handelsschiffen sowie Kreuzern der Marine daran, die Truppen Lord

Gorts abzuholen, die sich seit dem 25. Mai auf dem Rückzug zur Küste befanden. Als Hitler am 26. Mai seinen Verbänden den weiteren Vorstoss erlaubte, hatten die Alliierten um Dünkirchen bereits einen starken Brückenkopf gebildet, der ihre Evakuierung deckte. Am 28. Mai wurden die ersten britischen Truppen eingeschifft, 25'000 Mann in einer Nacht. Pausenlos, unter ständigem feindlichem Artilleriefeuer und schweren Luftangriffen, fuhren englische Schiffe im halbzerstörten Hafen und vor dem Strand von Dünkirchen vor, um heranwatende und schwimmende Soldaten, die ihre Ausrüstung zurückgelassen hatten, aufzunehmen. Bis zum 4. Juni dauerte «Operation Dynamo». 860 Schiffe waren an ihr beteiligt, 240 wurden durch deutsche Luftangriffe versenkt. 338'000 Soldaten – unter ihnen 120'000 Franzosen – wurden wie durch ein Wunder gerettet.

Urheber dieses Wunders war Hitler persönlich. Er hatte den Haltebefehl vom 24. Mai gegeben, und zwar, weil er um seine Panzerverbände fürchtete, die er für die zweite Phase des Frankreichfeldzuges dringend benötigte. Ausserdem hatte er Göring Vertrauen geschenkt, der ihm versprach, in Dünkirchen den Rest durch die Flugwaffe besorgen zu lassen.

Mit dem Sieg über Frankreich und der Vertreibung Englands vom Kontinent hatte Hitler einen ungeheuren Triumph errungen. Bald nannten ihn seine Bewunderer den grössten Feldherrn aller Zeiten. Aber dadurch, dass er die englische Armee, die ihn später besiegen sollte, hatte entweichen lassen, hatte der grösste Feldherr aller Zeiten zweifellos auch eine der grössten Dummheiten aller Zeiten begangen.

## Das Kriegsgeschehen im Mai 1940

- 1./2. 5. Die britischen Truppen in Norwegen räumen Namsos und Andalsnes.
- 5.5. In London wird eine norwegische Exilregierung gebildet.
- 10. 5. Beginn der deutschen Westoffensive.
- 13. 5. Die deutschen Panzertruppen überschreiten die Maas bei Dinant und Sedan.
- 15. 5. Die holländische Armee kapituliert. Königin Wilhelmina und ihre Minister bilden in London eine Exilregierung.
- 18. 5. Dr. Seyss-Inquart wird «Reichskommissar für die Niederlande».
- 24. 5. Die britische Regierung beschliesst den Abbruch des Norwegen-Unternehmens.

Der Historiker André Maurois erzählt, wie er im Mai 1940 während des Rückzugs aus Flandern einer französischen Bäuerin begegnete, die unter der Tür ihres Hauses stehend dem stummen Strom der Flüchtlinge zusah. Voller Trauer sagte sie zu Maurois: «Schade, Herr Hauptmann! So ein grosses Land!»

So ein grosses Land, so eine grosse Nation! Manchmal möchte es einem scheinen, als habe der Strom der europäischen Geschichte seine einzige Quelle in Frankreich gehabt, als sei alles von diesem Lande ausgegangen und habe von dort seinen Weg über den Kontinent genommen, von Westen nach Osten. So wie Frankreich baute, dachte, sprach, so hat immer wieder in diesem Jahrtausend Europa gebaut, gedacht, gesprochen. Seine Kunst, sein Staat, sein Geschmack, seine Art zu leben sind europäisch geworden. Von den gotischen Kathedralen der Ile de France bis zu den Impressionisten, vom Sonnenkönig bis zur grossen Revolution und Napoleon: Seine Geschichte war die Geschichte Europas. Man könnte nicht sagen, es sei das Spiegelbild Europas gewesen; vielmehr hat Europa sich in ihm abgespiegelt. Sein Genius hat es bereichert, selten hat es zerstört. Oft war es Vorbild und Bahnbrecher, kaum je Sonderfall wie England, nie Zuspätgekommener wie Deutschland. Alles hat es vorgelitten, mitgelitten. Sein Glanz hat sich Europa mitgeteilt, aber auch seine Tragik, auch sein Fall. Die Tragödie Frankreichs – manche haben es in diesem Frühsommer 1940 mitgeföhlt – war die Tragödie Europas.

## Allein

Die letzte grosse Stunde Frankreichs schlug im Ersten Weltkrieg. Vier Jahre lang hielt es dem deutschen Angriff stand, und am Schluss hat es dieses besiegt und ihm im Glanz von Versailles seinen Frieden aufgezwungen. Doch dieser Sieg war trügerisch. Nicht Frankreich hatte ihn errungen, sondern die Vereinigten Staaten, die ihm zu Hilfe kamen. Ausserdem war der Sieg so teuer erkaufte, dass es beinahe an ihm verblutete. Noch zu Beginn des neuen Krieges mit Deutschland hatte es sich nicht von seinem letzten Siege gegen dieses erholt.

Nun aber war seine Lage eine ganz andere als damals. Es hatte keine Verbündeten mehr: Kein Italien, kein Russland, keine Vereinigten Staaten und – nach Dünkirchen – nicht einmal mehr England. Jetzt war es allein. Auf sich allein gestellt wäre es ohne Zweifel auch im Ersten Weltkrieg untergegangen.

Nach Dünkirchen war die Schlacht um Frankreich entschieden, bevor sie noch begann. General Weygand, dem neuen Oberkommandierenden, blieben 49 Divisionen, die an der Somme und der Aisne eine längere Front zu decken hatten als bei Kriegsbeginn. 17 Divisionen standen an der Maginotlinie. Die 30 besten Heeresseinheiten und das britische Expeditionskorps waren verlorengegangen; von diesem blieben noch 2 Divisionen in Frankreich. Mechanisierte und gepanzerte Kräfte gab es kaum mehr. Die hastig bezogenen neuen Stellungen waren wenig ausgebaut. Reserven fehlten fast völlig.

Dieser Rumpfarmee standen 130 deutsche Infanterie- und 10 Panzerdivisionen gegenüber, die weitgehend intakt und retabliert waren. Von den vordersten deutschen Brückenköpfen an der Somme bis Paris waren es nur gut 100 Kilometer. Der Luftraum gehörte fast ganz den Deutschen.

Am 10. Juni – die französische Regierung war vor den anrückenden Deutschen schon aus Paris geflohen – erklärte auch Italien den Krieg an Frankreich. Nun musste in der äussersten Bedrängnis noch eine neue Abwehrfront eröffnet werden. Zum Grafen Ciano, der ihm die formelle Kriegserklärung übergeben hatte, sagte der französische Botschafter in Rom, André François-Poncet: «Das ist ein Dolchstoss gegen einen Mann, der schon am Boden liegt.» Es gibt in der italienischen Aussenpolitik der letzten hundert Jahre viele trübe Kapitel; dieses hier ist wohl das dunkelste.

## Zusammenbruch

Am 5. Juni begann die neue deutsche Offensive. Die Heeresgruppe B brach rasch an der Somme durch und überschritt schon am 9. Juni die untere Seine. Die nördliche Umfassung von Paris zeichnete sich ab. Am gleichen Tag erfolgte der Durchbruch in der Champagne und an der Marne. Weiter östlich begann im Rücken der Maginotlinie der Vorstoss des Panzerkorps Guderian nach Süden. Am 14. Juni, am gleichen Tag, da die ersten deutschen Truppen kampfflos in Paris einzogen, ging die dritte deutsche Heeresgruppe über den Rhein und brach in die Maginotlinie ein. Am 17. Juni erreichte Guderian die Schweizer Grenze bei Pontarlier. 500'000 Mann französischer Truppen waren damit in Lothringen und in der Maginotlinie eingeschlossen. Fast gleichzeitig hatten die deutschen Angriffsspitzen im Westen die Bretagne und im Süden das Rhonetal erreicht. Vierzehn Tage nach Dünkirchen war mehr als die Hälfte des französischen Territoriums erobert.

Das war nicht Weygands Schuld. Und doch ist es seltsam, dass jetzt ein Mann an der Spitze des französischen Heeres stand, der nie zuvor eine Division oder ein Korps, ja nicht einmal ein Regiment kommandiert hatte. Nie war er Führer und Chef gewesen, immer nur Planer, Vollstrecker. General de Gaulle nannte ihn einen «brillanten Zweiten». Aber jetzt hatte er Erster zu sein. Erster einer Armee in schwerster Bedrängnis und militärischer Chef einer Nation, die die bitterste Niederlage ihrer Geschichte erlebte. Was würde er tun?

General Weygand hatte sich über den Ausgang der Schlacht keine Illusionen gemacht. Schon am 29. Mai, eine Woche vor dem Beginn der neuen deutschen Offensive, schrieb er Premierminister Paul Reynaud, der Moment könne eintreten, wo es Frankreich unmöglich sein werde, einen militärisch wirksamen Kampf fortzuführen. General de Gaulle, der seit dem 6. Juni als Unterstaatssekretär für Verteidigung der Regierung angehörte, erhielt von Weygand bald den Eindruck, dass er nur noch an Kapitulation dachte. Am 8. Juni kam es in Schloss Montry zwischen ihm und dem Oberkommandierenden zu einer erregten Auseinandersetzung. De Gaulle berichtet, Weygand habe ihm erklärt, dass die Deutschen in diesem Augenblick die Somme überschritten, was er nicht verhindern könne. Darauf de Gaulle: «Nun gut – sie gehen über die Somme. Und dann?» «Dann? Bald sind sie über der Seine und der Marne.» «Nun? Und dann?» «Dann? Dann sind wir am Ende!» «Wie – am Ende? Und die übrige Welt? Und unser Kolonialreich?»

General Weygand lachte verzweifelt: «Unser Kolonialreich? Aber das sind doch Kindereien! Und was die übrige Welt anbetrifft, wird England – wenn wir geschlagen sind – nicht 8 Tage warten, bis es mit dem Reich Verhandlungen aufnimmt.» Und Weygand fügte bei: «Oh! Wenn ich sicher wäre, dass mir die Deutschen die nötigen Truppen liessen, um die Ordnung aufrechtzuerhalten ...»



Das waren nicht nur die Ansichten Weygands und de Gaulles. Das waren zwei Auffassungen, die die Regierung, das Heer, die ganz Frankreich damals und für viele Jahre gespalten haben: Kampf oder Kapitulation, Widerstand oder Waffenstillstand. Innenminister Mandel hat sie in einer der letzten Sitzungen der Regierung Reynaud auf die lapidare Formel gebracht: «Le conseil est divisé, il y a ceux qui veulent se battre et ceux qui ne le veulent pas.»

### Kampf oder Kapitulation?

Die Woche zwischen dem 10. und dem 17. Juni, zwischen ihrer Flucht aus Paris und dem Tag, an dem sie um Waffenstillstand nachsuchte, verbrachte die französische Regierung mit der Diskussion dieser Frage und mit fortwährenden Verlegungen des Regierungssitzes, zuerst nach Tours, dann nach Bordeaux. Präfekturen, alte Schlösser und Hotels wurden zu letzten Regierungszentralen, die oft nur durch ein einziges Telefon mit der Aussenwelt verbunden waren. Churchill, der am 13. Juni zum letzten Mal nach Frankreich herüber kam und auf dem zerbombten Flugplatz von Tours landen musste, fand die französische Regierung erst nach längerem Suchen in der dortigen Präfektur.

Die französische Regierung war tief zerrissen. Innenminister Mandel, General de Gaulle und andere waren überzeugt, dass die Schlacht um Frankreich nur eine Schlacht in einem Weltkrieg war. Ging sie verloren, ging der Krieg trotzdem weiter und es galt, sich kämpfend zurückzuziehen, in die Bretagne, nach England, in die Kolonien, um von dort aus den Krieg weiterzuführen. Auch wenn das Mutterland verloren war, so blieben doch die Flotte, die überseeischen Gebiete und die Verbündeten; vielleicht würden auch die Vereinigten Staaten eines Tages in



*Marschall Pétain (1856-1951) und General de Gaulle (1890-1970) – die beiden Gegenspieler. De Gaulle: 1940 Brigadegeneral, seit 18. Juni 1940 Chef des Komitees der nationalen Befreiung. 1944-46 Premierminister, später Gründer und erster Präsident der V. Republik (1958-69). Pétain: 1916 Verteidiger von Verdun. 1917 Oberkommandierender der Armee. Am 16. Juni 1940 Premierminister, am 10. Juli Staatschef. 1945 von einem französischen Gericht mit 14:13 Stimmen zum Tod verurteilt, von de Gaulle begnadigt und auf die Insel Yeu verbannt.*



den Krieg eintreten. Diese Männer waren überzeugt, dass es wie im Ersten Weltkrieg ein Wunder an der Marne geben würde, nur dass es sich diesmal am Mittelmeer abspielte. Eine Kapitulation aber durfte es nie und nimmer geben, denn sie gefährdete den Verbündeten, stellte den Bestand der Nation in Frage und förderte die Barbarei.

Premierminister Reynaud stand bis zum Schluss auf dieser Seite. Auch er lehnte einen Waffenstillstand ab und versicherte de Gaulle noch am 14. Juni, er werde ihn in Algier wiedersehen. Aber es gehört zu den eigenartigen Widersprüchen dieses Mannes, dass er den Weg des Widerstandes mit einem Oberkommandierenden ging, der den Frieden wollte; er hat Weygand nicht zurechtgewiesen und nicht entlassen, und schliesslich trat er selbst zurück zugunsten vom Marschall Pétain, von dem er sehr wohl wusste, dass er unverzüglich um Waffenstillstand bitten würde.

Weygand, Pétain und andere glaubten nicht an den Sinn weiteren Widerstandes. Für sie war der Nationalsozialismus nicht eine Partei, sondern eine neue Ordnung, die bald auch London, New York und Moskau erobern würde. Nach dem unvermeidlichen Fall Frankreichs konnte keine Rettung mehr von aussen kommen; auch England würde bald kapitulieren. Wozu also noch Krieg, wozu all die Opfer? In dieser Lage konnte es nur darum gehen, durch einen Waffenstillstand zu erreichen, dass ein Teil Frankreichs unbesetzt blieb und ihm eine Armee belassen wurde, die genügte, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Weygand und Pétain befürchteten, dass aus dem Zusammenbruch ein kommunistischer Aufstand hervorginge wie die «Commune» aus der Niederlage von 1871; dies aber musste unter allen Umständen verhindert werden.

In der Regierungssitzung vom 13. Juni verlas Marschall Pétain folgende Erklärung: «In der jetzigen Lage ist es für die Regierung unmöglich, den Boden Frankreichs zu verlassen, ohne den Eindruck von Emigration und Desertion zu erwecken ... Ich bin der Meinung, dass wir Frankreich nicht verlassen dürfen; wir haben die Leiden, die dem Land und seinen Söhnen auferlegt werden, mitzutragen. Die Frucht dieser Leiden wird die Wiedergeburt Frankreichs sein ... Der Waffenstillstand ist die unabdingbare Voraussetzung für das Weiterleben Frankreichs ...»

Es war ein Greis, der mit brüchiger Stimme im Dämmerlicht des Schlosses Cangé diese Worte verlas. Aber ihn umgab der Glanz vergangener Siege, und die Mehrzahl der Minister stimmte ihm innerlich zu.

## Frankreich und die Angelsachsen

Nach Dünkirchen hatten viele Franzosen England, aber auch viele Engländer Frankreich aufgegeben. Die deutsche Propaganda nützte die alte, wieder aufbrechende Feindschaft aus, indem sie verkündete, die Engländer kennten nur eine militärische Operation: Die Wiedereinschiffung. Tatsächlich wurden in der zweiten Junihälfte nochmals 190'000 Mann vom Festland evakuiert, unter ihnen 25'000 Polen, 18'000 Franzosen und etwa 144'000 Engländer, die zu einem grossen Teil erst wenige Tage zuvor in Frankreich gelandet waren.

Die Lage war für beide Seiten verzweifelt. Churchill, der am 11. und 13. Juni nochmals nach Frankreich herüberkam, versuchte, die Franzosen zum Widerstand bis aufs Äusserste anzutreiben; aber englische Unterstützung konnte er nicht anbieten. Als er Pétain an das Wort Clemenceaus von 1918 erinnerte, er « ... werde vor Paris, in Paris und hinter Paris kämpfen ...», erwiderte ihm der Marschall ruhig, damals seien eben 60 englische Divisionen in Frankreich gestanden.

Aber auch die Franzosen konnten von England nur fordern, ohne etwas anderes anzubieten als eine zusammenbrechende Front. Als General Weygand Churchill aufforderte, alle englischen Fliegerstaffeln in Frankreich einzusetzen, weil hier die Entscheidung falle, antwortete ihm dieser: «Dies ist nicht der entscheidende Punkt, und dies ist nicht die entscheidende Stunde. Diese Stunde wird kommen, wenn Hitler mit seiner Luftwaffe gegen England losschlägt. Wenn wir die Luftherrschaft bewahren und wenn wir die Meere offenhalten können – und bestimmt werden wir sie offenhalten –, dann werden wir alles für euch zurückgewinnen.» Churchill liess sich daher nicht bewegen, die 25 Jägerstaffeln, die er für die Verteidigung Englands nötig hielt, in Frankreich einzusetzen. Die Geschichte hat ihm Recht gegeben.

Da geschah etwas Erstaunliches: Am 16. Juni bot Churchill der französischen Regierung die Vereinigung der beiden Imperien unter einer einzigen Regierung an. Jeder Franzose sollte fortan auch Engländer, jeder Engländer auch Franzose sein. Es sollte nur noch ein Kommando und eine Regierung geben. Es war eine phantastische Idee – England und Frankreich, die beiden Erzrivalen in der Geschichte des letzten halben Jahrtausends – vereinigt in einem Reich! Aber die Stunde war nicht günstig. Der Plan brachte dem bedrängten Frankreich nicht die rasche Hilfe, die es brauchte. Ausserdem wurde die englische Absicht, auf diesem Wege die Verfügungsgewalt über Frankreichs Flotte zu erhalten, allzu deutlich. Vor die Wahl gestellt, ein englisches Dominion – wie sie befürchteten – oder zumindest teilweise ein Gau in Hitlers Reich zu werden, entschied sich die Mehrheit der französischen Minister für letzteres. Pétain, der nicht an das Überleben Englands glaubte, bezeichnete die vorgeschlagene Vereinigung kurzerhand als «Ehe mit einer Leiche».

Auch ein verzweifelter Appell Reynauds an den amerikanischen Präsidenten Roosevelt brachte keine Wende mehr. In den USA standen die Wahlen bevor, die von der Diskussion um Interventionismus oder Isolationismus beherrscht wurden. Wollte Roosevelt seine Wiederwahl nicht gefährden und die Verfassung nicht verletzen, konnte er nicht mehr versprechen als verstärkte materielle Hilfe. Seine Zusage traf in der Nacht, bevor Reynaud gestürzt wurde, ein. Sie konnte jene, die weiterkämpfen wollten, nicht mehr retten.

## Waffenstillstand

Am 16. Juni trat Paul Reynaud zurück. In normalen Zeiten wäre er ein starker Regierungschef gewesen; in diesen ausserordentlichen Zeiten besass er nicht die Kraft zu ausserordentlichen Entschlüssen. Sein Nachfolger, Marschall Pétain, ersuchte Deutschland noch in der Nacht zum 17. Juni durch die Vermittlung der spanischen Regierung um Waffenstillstand. Am 22. Juni wurde er im Wald von Compiègne unterzeichnet, am gleichen Ort und im gleichen Eisenbahnwagen, wo am 11. November 1918 Deutschland die Bedingungen der siegreichen Alliierten hatte akzeptieren müssen.

Der Vertrag schrieb unter anderem vor, die französische Flotte sollte in noch zu bestimmenden Häfen unter deutscher oder italienischer Kontrolle demobilisiert werden. Deutschland erklärte feierlich, es werde sie nicht für seine Zwecke verwenden. Aber in England hatte man jedes Vertrauen in Hitlers Versprechungen verloren. Churchill hegte seit Langem Befürchtungen, die deutsche, französische und italienische Flotte könnten gemeinsam gegen England eingesetzt werden. Nun entschloss er sich zum Handeln.

Am 3. Juli wurden die in englischen Häfen liegenden französischen Kriegsschiffe schlagartig besetzt und der Hauptteil der französischen Flotte, der in Mers-el-Kébir, Alexandrien und Dakar lag, teils interniert, teils angegriffen und zerstört. Der Waffenstillstand hatte die Verbündeten von gestern zu Feinden gemacht. Churchill nannte den Entschluss zu dieser Aktion

einen höchst widerwärtigen, den «unnatürlichsten und schmerzlichsten», den er je zu fassen hatte.

## Einsame Stimme

Für General de Gaulle war der Rücktritt Reynauds das Zeichen, Frankreich unverzüglich zu verlassen. Am Morgen des 17. Juni flog er mit dem englischen Verbindungsoffizier in Frankreich, General Spears, über die brennenden Häfen und Städte der französischen Atlantikküste

### Waffenstillstand

Aus dem Deutsch-Französischen Waffenstillstandsvertrag vom 22. Juni 1940:

- Besetzung der nördlichen zwei Drittel Frankreichs durch Deutschland bis zu einer Linie Genf – Dole – Tours – Mont de Marsan – spanische Grenze.
- Demobilisierung aller französischen Streitkräfte.
- Deutschland kann die unversehrte Auslieferung aller Geschütze, Panzer, Flugzeuge, Flabwaffen usw., die im Kampf gegen Deutschland standen, jetzt aber in dem von Deutschland nicht zu besetzenden Gebiet stehen, verlangen.
- Übergabe aller ständigen Befestigungen.
- Die französische Kriegsflotte ist unter deutscher beziehungsweise italienischer Kontrolle demobil zu machen. Deutschland erklärt feierlich, dass es nicht beabsichtigt, die Flotte für seine Zwecke zu verwenden.
- Die französische Regierung verpflichtet sich, mit keinem Teil der ihr verbliebenen Wehrmacht weiterhin feindselige Handlungen gegen das Deutsche Reich zu unternehmen.
- Die Kosten der Besetzung trägt Frankreich.
- Frankreich hat alle Kriegsgefangenen freizulassen und auf Verlangen die deutschen Emigranten auszuliefern.
- Die französischen Kriegsgefangenen in Deutschland (zirka 1,9 Millionen Mann) bleiben bis zum Abschluss des Friedens Vertrages kriegsgefangen.

Aus dem Italienisch-Französischen Waffenstillstandsvertrag vom 24. Juni 1940:

- Frankreich tritt einen schmalen Gebietsstreifen bei Nizza mit der Stadt Mentone an Italien ab.
- Frankreich muss an der französisch/italienischen und an der tunesisch/libyschen Grenze entmilitarisierte Zonen errichten.
- Die Häfen Toulon, Ajaccio, Bizerta, Oran und Französisch-Somaliland werden entmilitarisiert.
- Der Hafen Djibouti muss für italienische Transporte nach Äthiopien zur Verfügung gestellt werden.

nach London. Schon am folgenden Tag verlas er als Antwort auf Pétains Waffenstillstandsgesuch am englischen Radio einen Aufruf an die Franzosen und versicherte sie, dass nichts verloren sei: «Die gleichen Mittel, die uns besiegt haben, können eines Tages den Sieg herbeiführen. Denn Frankreich ist nicht allein. Es hat ein grosses Reich hinter sich. Es kann mit dem britischen Reich, das das Meer beherrscht und den Kampf fortsetzt, einen Block bilden ...» Ein Plakat, das bald in England verbreitet wurde, begann mit den Worten: «La France a perdu une bataille! Mais la France n'a pas perdu la guerre.»

De Gaulle hatte in diesem Augenblick nichts als seine feste Entschlossenheit und eine Handvoll Getreuer. Allein und wenig bekannt sah er sich vor der ungeheuren Aufgabe, neue Armeen aufzustellen, in den Kampf einzugreifen und die Anerkennung der Mächte zu finden, damit in der Stunde des Sieges Frankreich – ein Frankreich, das die Achtung vor sich selbst nicht verloren hatte – auch dabei sein würde. Seinen Aufruf schloss er mit dem Appell, die französi-

schen Offiziere und Soldaten sollten sich um ihn, «General de Gaulle, gegenwärtig in London», scharen, damit die Flamme des Widerstandes nicht erlösche.  
Am 30. Juni forderte ihn die französische Regierung auf, als Gefangener nach Frankreich zu kommen. Wenig später verurteilte sie ihn in Abwesenheit zum Tode. Der Mann, der Frankreichs Ehre und Freiheit retten wollte, war in ihren Augen ein Verräter.

### Übriges Geschehen im Juni 1940

- 1.-30.6. Deutsche U-Boote versenken 63 alliierte Handelsschiffe mit 355 431 BRT, nachdem es im April wegen der Operation «Weserübung» nur 6 Schiffe mit 30 927 BRT gewesen waren.
- 7./8.6. Erster alliierter Luftangriff auf Berlin.
- 10.6. Italien tritt in den Krieg ein.
- 15.6. Die UdSSR besetzt Litauen.
- 17.6. Die UdSSR besetzt Estland und Lettland.
- 26.6. Die UdSSR erzwingt von Rumänien die Abtretung Bessarabiens und der Nordbukowina.

Im Sommer 1940 hat die Schweiz ohne Zweifel einen der gefahrenvollsten Momente ihrer Geschichte erlebt. Da ihre Sicherheit – ähnlich wie die Englands – in starkem Mass vom Gleichgewicht der Kräfte in Europa abhängt, wird ihr jede Hegemonialmacht gefährlich. Nun, nach dem Fall von Frankreich, beherrschte eine Macht und eine Kriegspartei Mittel- und Westeuropa und umschloss die Schweiz vollständig. England und die Schweiz waren bedrohte Inseln geworden. Aber Hitler, gebannt wie immer vom Säkularen und Universalen, schaute nach England, nicht auf die Schweiz. Schon am 16. Juli erliess er Weisungen für eine Landungsoperation gegen England. Das mag die Schweiz vorerst gerettet haben.

Der dramatischen Stunden von damals erinnert man sich heute in der Schweiz mit einer gewissen Wehmut als eines Augenblicks der Grösse, der Einheit und der Bewährung. Die markanten Ereignisse jener Tage – Bezug des Reduits und Rütli – gehören, wie der Historiker Georg Kreis einmal sagte, «zur eisernen Ration unseres kollektiven Gedächtnisses.» Darüber hinaus waren jene Stunden mythenbildend wie kein anderer Augenblick unserer neueren Geschichte. Doch sie trügen, diese Bilder von der Einheit des Landes, vom festen Widerstandswillen und von der Truppe, die ihrem General ohne Zaudern ins Reduit folgte. So war es zweifellos nicht. Es gab damals für die Schweiz nicht nur eine äussere Bedrohung, sondern auch eine innere, eine schwere moralische Erschütterung und eine Vertrauenskrise nicht nur dem Bundesrat gegenüber – wovon oft die Rede ist –, sondern auch gegenüber der Armeeführung. Es wurde Herbst, bis sie schliesslich überwunden werden konnte.

## Verzagtheit und Ekstase

Jener Sonderdienst des Armeestabs, der während des Krieges regelmässig die Stimmung in Volk und Armee untersuchte, stellte diese in der Woche zwischen dem 18. und 24. Juni als uneinheitlich dar. Zwar war die Katastrophe Frankreichs für alle Schweizer wie ein Schock, «... ein Sturz ins Nichts.» Aber die einen reagierten darauf ausgesprochen kämpferisch und mit einem unbändigen Widerstandswillen. Die Stimmung, die bei ihnen aufkam, hatte – wie dieser Sonderdienst meldete – «... etwas Ekstatisches und absolut Irrationales an sich.» Diese Stimmung hielt aber nicht lange an. Bald verbreitete sich eine Art nationale Depression, die von «... den extremsten Befürchtungen für die unmittelbare nationale Zukunft bis zu ausgesprochenen Selbstmordstimmungen ging ...» Verzagtheit und Defaitismus traten maskiert, aber auch ganz unverhüllt auf. Gerüchte über eine bevorstehende Demobilmachung gingen um, die als Anzeichen der Kapitulation gedeutet wurden, aber auch das Gespenst neuer Arbeitslosigkeit hervorriefen. Es gab offene Gesinnungslumperei; nicht selten wurden Mängel an Zivilcourage festgestellt. Bei der Truppe, deren soldatischer Geist zwar im Ganzen als noch nicht durchbrochen bezeichnet wurde, traten Gerüchte von meuternden Einheiten auf, und der revolutionäre Geist nahm zu. Offiziere mussten eingreifen, damit bei Vorbeimärschen nicht die

«Internationale» gepfiffen wurde, und es gab Einheiten, wo «... plötzlich der Verleider mächtig ...» umging. Bei der Mehrheit der Bevölkerung war von einer «labilisierten Haltung» und von einem undeutlichen «Hin und Her der Stimmung» die Rede. Es war nicht auszuschliessen, dass diese unter dem Einfluss wachsender Lebensangst und der zunehmenden wirtschaftlichen Zwangslage zugunsten Deutschlands umschlug. Konnte Hitler nicht Frieden und Sicherheit, eine «pax germanica», schaffen, in der es sich besser leben liess als jetzt? Hatte es einen Sinn, sich zu wehren gegen Kräfte, denen offensichtlich die Zukunft gehörte? «A quoi bon», fragte man sich in der Westschweiz; «il-faut être réaliste ...»

## Zwischen Frieden und Krieg

Währenddessen hatte der Krieg in gewissen Formen schon begonnen. In Luftkämpfen zwischen dem 1. und 4. Juni wurden über dem Jura vier deutsche Maschinen abgeschossen. Allein in diesem Monat wurde der schweizerische Luftraum 84 Mal verletzt, meist von deutschen Flugzeugen. Den Luftgefechten folgte der diplomatische Krieg: Am 6. Juni überreichte der deutsche Gesandte in Bern eine drohende Note, in der er Massnahmen ankündigte, um weitere schweizerische Angriffe auf deutsche Flugzeuge zu verhindern. Noch während er diese Note am 8. Juni mit Bundespräsident Pilet besprach, wurden neue Zwischenfälle gemeldet. In einem Luftkampf zwischen 10 schweizerischen und 30 deutschen Maschinen wurden vier deutsche Kampfflugzeuge abgeschossen und mehrere schweizerische Maschinen kampfunfähig gemacht. Der Bundesrat sah sich schliesslich gezwungen, dem deutschen Druck nachzugeben. Ende Juni wurden 17 in der Schweiz internierte deutsche Flieger freigelassen. Schon am 13. Juni hatte der General entschieden, bei leichten Grenzverletzungen solle in Zukunft kein Luftalarm mehr gegeben werden.

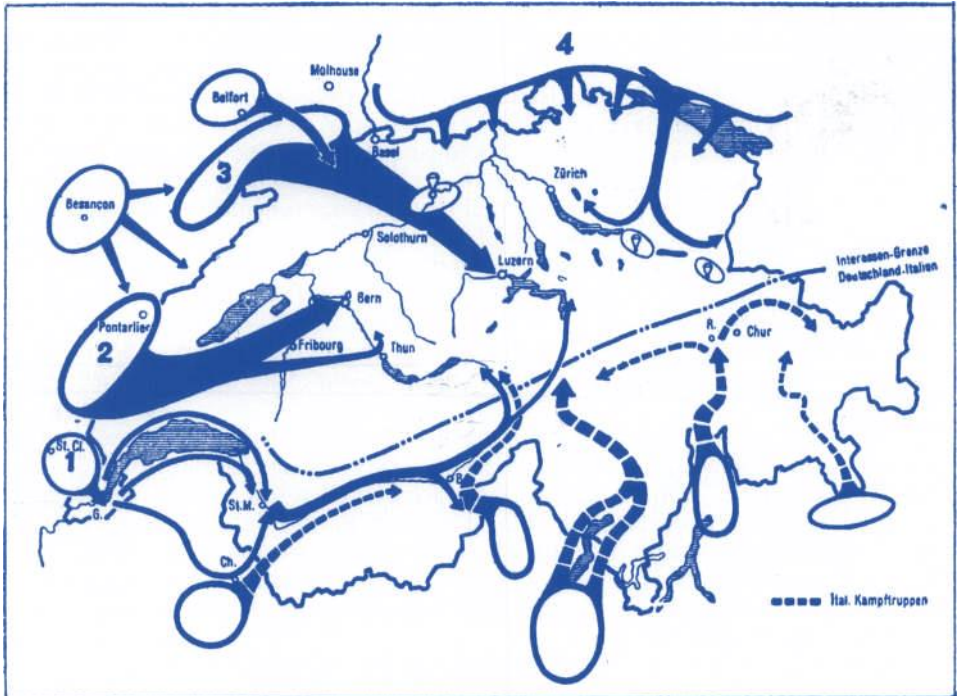
Nach den Luftkämpfen die Sabotage: In der Nacht vom 13. auf den 14. Juni wurden zehn von Berlin kommende Saboteure in die Schweiz eingeschleust mit der Order, auf den Flugplätzen Thun, Dübendorf, Biel, Lausanne und Genf sowie in der Munitionsfabrik Altdorf mittels Sprengladungen Flugzeuge und Einrichtungen zu zerstören. Sie konnten zwar vor der Ausführung ihres Befehls verhaftet werden; aber mancher, der von dieser Geschichte hörte, mag sich – wie Edgar Bonjour erzählt – gefragt haben, ob es nun auch in der Schweiz zum bekannten Spiel kommen würde: «Die Saboteure voraus, die Invasionstruppen hinterher.»

Zwei Tage später begann im Jura der Übertritt des 45. französischen Armeekorps mit etwa 43'000 Mann, die in der Schweiz um Internierung nachsuchten. Auch diese Aktion barg Gefahren: Niemand wusste, ob nicht schliesslich die ganze VIII. Armee mit ihren 150'000 Mann in die Schweiz abgedrängt würde. Ausserdem verdeckte dieses Korps wie ein Schleier die Vorgänge jenseits der Grenze, und General Guisan musste – wie er in seinem Bericht über den Aktivdienst schreibt – befürchten, hinter diesen Truppen, «... die im Begriff waren, ihre Waffen abzulegen, und die mit ihren langen Marschkolonnen und Fuhrwerken unsere engen Jurastrassen verstopften, plötzlich die ersten Panzer des Generals Guderian auftauchen zu sehen.» Heute wissen wir, dass in diesem Sommer 1940 vom Oberkommando des deutschen Heeres auch Planungsstudien für einen Angriff gegen die Schweiz ausgearbeitet wurden. Dem Auftrag, den Generalstabschef Halder am 26. August der Heeresgruppe C erteilte, lagen folgende Annahmen zugrunde: Die Schweiz wird sich mit allen Kräften dem Einmarsch widersetzen. Italien beansprucht das Schweizergebiet südlich der Alpenkämme. Es führt seine Operationen gleichzeitig mit dem deutschen Angriff durch. Es ist vorzusehen, dass zu seiner Unterstützung ein schneller deutscher Vorstoss durch das Rhonetal bis zum Gotthard nötig wird (!). Wörtlich heisst es dann in diesem Auftrag, die 12. deutsche Armee habe «... an einem vom OKH zu bestimmenden X-Tag in breiter Front gleichzeitig die Schweizer Grenze zu überschreiten, dem



deutschen Einmarsch entgegentretende eidgenössische Kräfte zu zerschlagen und möglichst schnell die Landeshauptstadt Bern mit umliegendem Industriebereich, das Rüstungszentrum um Solothurn, Luzern und das Industriegebiet um Zürich, anschliessend das übrige deutsche Interessengebiet zu besetzen. Die Operationen sind so zu führen, dass den bewaffneten Kräften der Schweiz ein Ausweichen in das Hochgebirge unmöglich gemacht wird. Die Operation ist auf Überraschung und Schnelligkeit aufzubauen ...»

Diese Operation, die den Decknamen «Tannenbaum» erhielt, blieb Studie. Der Tag X kam nie. Die Pläne blieben makabre Dokumente der äusseren Bedrohung, in der sich die Schweiz damals befand.



Planskizze der Operation «Tannenbaum».

### Ein unglückliches Wort...

Die psychologische Lagebeurteilung jenes Sonderdienstes des Armeestabs vom 24. Juni enthielt auch den Hinweis, es fehle «... ganz allgemein an Direktiven.» Man war sich zwar bewusst, dass solche jetzt schwer zu geben waren, denn jede ungerechtfertigte Beruhigung, aber auch übertrieben dunkle Lageschilderungen schädeten dem Widerstandsgeist. Dennoch riet die erwähnte Armeestelle, unbedingt etwas in dieser Richtung zu tun; das Volk erwarte ein klärendes Wort.

Es stand fest: Wer jetzt zum Volk sprach, musste das rechte Wort und den rechten Ton finden. Am folgenden Tag, am 25. Juni, wandte sich Bundespräsident Pilet-Golaz nach wochenlangem Schweigen in einer Rede an das Schweizer Volk. Man weiss es: Er hat das rechte Wort nicht gefunden. Er war auch nicht der Mann, der es hätte finden können. Intellektuell und distanziert war er kein Demokrat, der dem Volk den Puls fühlt. Er hatte Mühe, Kontakt zu

finden, zu Einzelnen und zum Volk. Seine Entschlüsse fasste er allein, seine Rede hat er niemandem vorher gezeigt. Wenn er sprach, sprach er mehr von Ordnung als von Unabhängigkeit, mehr von Autorität als von Demokratie. Er hob nicht das hervor, was die Schweiz vom feindlichen Ausland unterschied – Freiheit und Demokratie –, sondern wies vor allem auf deren Schwächen. Er sprach nicht von dem, was verteidigt und erhalten werden musste, sondern von Anpassung und Erneuerung. Der Bundespräsident sprach auch nicht wie ein Mitbürger, sondern eher wie ein Aristokrat, dem diese Demokratie wenig zuzusagen schien, wenn er sich auch als verantwortungsvoller Staatsmann für sie einsetzte. Es scheint auch, dass Pilet-Golaz bei seiner Rede ebenso sehr über die Grenzen blickte wie aufs eigene Land. Das gab den Worten einen diplomatischen und stellenweise schleierhaften Charakter. Vom deutschfreundlichen Ausland kam denn auch das freundlichere Echo. In der Schweiz aber machte sich bald Enttäuschung breit. Es war kein klärendes Wort, das da aus dem Bundeshaus kam. Angst und Unsicherheit wuchsen, neue Zweifel kamen auf. Die innere Bedrohung nahm zu.

### Auszug aus der Rede des Bundespräsidenten

«Bevor Europa wiederum zum Aufstiege gelangen kann, muss es sein neues Gleichgewicht finden, welches zweifellos sehr verschieden vom bisherigen und auf anderen Grundlagen aufgebaut sein wird als auf jenen, die der Völkerbund trotz seinen vergeblichen Bemühungen nicht zu erreichen vermochte.

Überall, auf allen Gebieten – geistig und materiell, wirtschaftlich und politisch – wird die unerlässliche Wiederaufrichtung gewaltige Anstrengungen erfordern, die, um wirksam zu sein, sich ausserhalb veralteter Formeln zu betätigen haben werden ...

Der Zeitpunkt der inneren Wiedergeburt ist gekommen. Jeder von uns muss den alten Menschen ablegen. Das bedeutet:

Nicht schwatzen, sondern denken;  
nicht herumdiskutieren, sondern schaffen;  
nicht geniessen, sondern erzeugen;  
nicht fordern, sondern geben ...

Eidgenossen, an euch ist es, nun der Regierung zu folgen als einem sicheren und hingehenden Führer, der seine Entscheidungen nicht immer wird erklären, erläutern und begründen können. Die Ereignisse marschieren schnell; man muss sich ihrem Rhythmus anpassen. Auf diese Weise und nur so werden wir die Zukunft bewahren können ...»

### ... ein passendes Wort...

In seiner Geschichte der schweizerischen Neutralität schreibt Edgar Bonjour, Pilets Rede habe wenigstens das Gute gehabt, dass sie den General veranlasste, «... das Heft in die Hand zu nehmen und eine eindeutige Widerstandsparole auszugeben». Die Frage ist höchstens, ob es dazu der Rede Pilets noch bedurfte. Der General wusste ja sehr gut, dass sich die Armee in einer höchst kritischen Situation befand. Einmal drängte sich nach dem deutsch-französischen Waffenstillstand vom 22. Juni eine teilweise Demobilisierung auf, die dann auch am 6. Juli verfügt wurde. Der Armeebestand ging bis in den August von 450'000 auf knapp 200'000 Mann zurück. Dieser Schritt konnte aber sowohl in der Schweiz als auch im Ausland als Zeichen der Schwäche und der Anpassung ausgelegt werden. Andererseits war der Aufmarsch der Armee jetzt, wo das Land von ein und derselben Kriegspartei umschlossen war, höchst problematisch geworden. Eine völlige Umdisposition wurde nötig. Sie jetzt, in der Zeit der grössten äusseren Bedrohung, zu vollziehen, war aber sehr gewagt.

In dieser kritischen Lage wandte sich der General mehr als je direkt an die Truppe. In der Zeit vom 28. Juni bis zum 1. August erliess er nicht weniger als vier Armee- und Tagesbefehle, die allen Einheiten vorzulesen waren. Wie anders war deren Sprache als jene der bundesrätlichen Rede: Knapp und klar, nichts beschönigend und nichts verschleiern, war von wenigen Dingen die Rede – von der äusseren und der inneren Gefahr, und von der eigenen Stärke. Jeder verstand diese Worte, und wenn sie auch ungeheuer viel forderten, so flössten sie vielen doch Vertrauen ein.

#### Aus dem Armeebefehl General Guisans vom 2. Juli 1940

«In wenigen Tagen soll ein Teil unserer Truppen entlassen und auf Pikett gestellt werden, während die Hauptmacht unter den Waffen bleibt.  
Ich warne heute die Armee vor den Gefahren, die ihr von aussen wie von innen erwachsen können. Die erste Gefahr liegt in einem sorglosen Vertrauen in die derzeitige allgemeine Lage. Waffenstillstand heisst nicht Friedensschluss ... Die zweite Gefahr liegt in einem Mangel an Vertrauen in die eigene Widerstandskraft. Gewiss, die letzten Schlachten beweisen die Wucht des neuzeitlichen Angriffes, und viel mächtigere Armeen als die unsere sind geschlagen worden. Das darf nie ein Grund zu Defaitismus sein und ebenso wenig ein Grund, an unserer Aufgabe zu zweifeln. Wir besitzen ein bedeutendes Mittel für die Verteidigung: unser Gelände. Es ergänzt die Zahl und erhöht die Wirkung unserer Waffen ... Es wäre aber falsch, allein auf diese Vorteile zu bauen. Wir müssen unsern festen innern Halt bewahren und unbeugsamen Willens bleiben. Wir werden kämpfen, auch wenn uns der Waffensieg nicht bestimmt sein sollte. Wir streiten um jeden Fussbreit Boden und erhalten die Ehre der Armee und unseres Landes.»

#### ... und eine mutige Tat

Bis zum Juni 1940 rechnete die schweizerische Armeeführung vor allem mit einem Durchbruchversuch deutscher Truppen über schweizerisches Gebiet nach Frankreich; hier sah sie die grösste Bedrohung. Demzufolge erhielt der «Fall Nord» erste Priorität, und die Armee bezog eine Stellung, die von Sargans über Walensee, Zürichsee, Limmat und Hauenstein bis in die Gegend von Basel ging. Diese Armeestellung hatte wenig Tiefe, und es mangelte an Reserven. Im Polen- und im Westfeldzug hatte sich aber gerade gezeigt, dass solche linearen Stellungen von Hitlers Panzerdivisionen rasch durchstossen wurden. Ausserdem stand nach dem Fall von Frankreich der Gegner nicht mehr vor dieser Linie, sondern rings ums Land und konnte daher auch hinter der Abwehrstellung einbrechen. Den Verteidigungsring ums ganze Land zu ziehen wäre aber völlig sinnlos gewesen; er wäre viel zu dünn geworden.

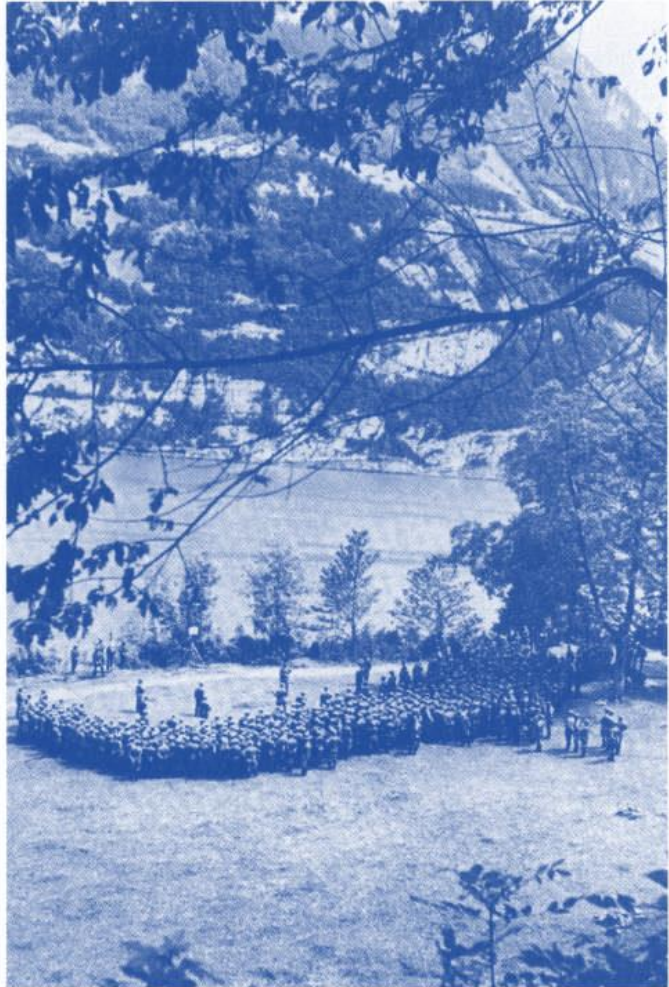
Die Lage hatte sich aber auch insofern geändert, als Deutschland und Italien kaum mehr an einem Durchmarsch nach Frankreich interessiert waren, wohl aber an den Nord-Süd-Verbindungen, die durch die Schweiz gingen und die Achsenpartner verbanden. Diese grundsätzliche Änderung der strategischen Lage musste zu einem grundsätzlich neuen Dispositiv der Armee führen. Generalstabschef Jakob Huber sagt in seinem Bericht über den Aktivdienst, der den künftigen Operationen zugrunde zu legende Gedanke habe fortan darin bestanden, «... diese Übergänge nach allen Seiten zu decken und einem Gegner die Besetzung und damit den freien Durchmarsch zu verwehren.» So entstand die Idee des Reduits. In einem Memorandum vom 12. Juli an Bundesrat Minger, den Chef des Militärdepartements, sagte der General:

«Ich habe folgenden Entschluss gefasst: Die Verteidigung des Landes wird nach einem neuen Grundsatz organisiert werden, demjenigen der Staffeln in die Tiefe. Zu diesem Zweck habe ich drei hauptsächliche Widerstandszonen gebildet, die durch ein System von Stützpunkten in den Zwischenräumen ergänzt werden.

Die drei Widerstandsstaffeln werden sein:

- die Grenztruppen, die ihr gegenwärtiges Dispositiv beibehalten;
- eine vorgeschobene oder Sicherungsstellung, welche die jetzige Armeestellung zwischen dem Zürichsee und dem Plateau von Gempfen ausnützt ...
- eine Alpen- oder Zentralraumstellung (*réduit national*), die im Osten, Westen und Süden durch die einbezogenen Befestigungen von Sargans, St-Maurice und des Gotthards flankiert wird.»

Die Grenztruppen hatten weiterhin die Grenzzone sowie die Mobilmachung der Armee zu schützen. Die Sicherungsstellung, die vor allem aus leichten Truppen und Territorialverbänden gebildet wurde, hatte «... die Einfallsachsen in das Innere des Landes ...» zu sperren und den Angriff auf die Zentralraumstellung zu verzögern. Das Gros der Armee aber, bestehend aus den vier Armeekorps, sollte – wie der General in seinem Memorandum schrieb – die «... Alpen- oder Zentralraumstellung halten, mit grösstmöglichen Vorräten versehen, ohne jeden Gedanken an Rückzug».



*500 Offiziere auf der Rütliwiese.*

Die Reduitstellung wurde ab Juli 1940 in mehreren Etappen bezogen. Ende Mai 1941 waren die definitiven Aufmarschpläne verfasst und die neuen Stellungen weitgehend ausgebaut. Das neue Dispositiv behielt seine Gültigkeit, bis im Sommer 1944 eine neue strategische Lage entstand.

### Der Rütlibericht

Noch blieb eine wichtige Aufgabe: Truppe und Zivilbevölkerung mussten über die völlig neue Armeeaufstellung informiert werden. Diese Aufgabe war schwierig; denn aus Gründen der Geheimhaltung durfte vieles nicht gesagt werden. Zudem war die Lage, die es zu begründen galt, geradezu paradox. Die Zivilbevölkerung musste ja davon überzeugt werden, dass es ihr und der Sicherheit des Landes nützte, wenn ein grosser Teil der Schweiz mit praktisch allen Städten nahezu schutzlos gelassen wurde. Und der Wehrmann musste einsehen lernen, dass es sinnvoll war, wenn er die Stellungen, an denen er seit Monaten gearbeitet hatte, aufgab und die Städte und Dörfer, wo seine Familien wohnten, zwischen sich und dem Feind liess. Diesen und anderen Aufgaben diente der Rütlibericht vom 25. Juli. Er hat sie auch gelöst, allerdings nicht sofort. Dem Schweizer ist die Umstellung auf das Reduit nicht leicht gefallen, und noch Wochen nach dem Rütlibericht berichtete die erwähnte Dienststelle des Armeestabs von Kritik der Truppe an den neuen Massnahmen und von Widerstand gegen das radikale strategische Umdenken. Erst allmählich haben nüchterne Einsicht in den Sinn des neuen Dispositivs und das Vertrauen, das sich die Armeeführung seit Kriegsbeginn erworben hatte, geholfen, die schwere Krise dieses Sommers 1940 zu überwinden.

### Übriges Geschehen im Juli 1940

- 3.-8.7. Die britische Flotte zerstört oder interniert grosse Teile der in Mers-el-Kébir, Alexandria und Dakar liegenden französischen Flotte.
- 4. 7. Die französische Regierung Pétain bricht die Beziehungen zu England ab.
- 11.7. Marschall Pétain wird Chef des französischen Staates; Pierre Laval wird stellvertretender Ministerpräsident.
- 16.7. Hitler leitet mit seiner Weisung Nr. 16 die Vorbereitungen für eine Invasion Englands ein.
- 31.7. Hitler nennt den 15. 9. 40 als Zeitpunkt für die Landung in England. Von Brauchitsch und Halder gibt er bekannt, im Frühjahr 1941 die UdSSR anzugreifen.



Am 18. Juni, dem Tag, an dem de Gaulle nach London kam, sprach Winston Churchill vor dem britischen Unterhaus und sagte: «Die Schlacht, die General Weygand die {Schlacht um Frankreich) nannte, ist vorbei. Ich erwarte, dass jetzt die Schlacht um England beginnen wird ...»

Er hatte sich nicht getäuscht. Am 13. August begann diese Schlacht; sie sollte über ein halbes Jahr dauern. Naturgemäss waren ihre Schauplätze die Weltmeere und der Luftraum über England. Tag für Tag und Nacht für Nacht warfen nun deutsche Flugzeuge Bomben und Brandkästen auf englische Städte und Minen vor die britischen Häfen. Auf den Meeren wurden die britischen Geleitzüge von U-Booten und Flugzeugen angegriffen, und die Verluste an Schiffsraum wuchsen bedrohlich. Die Zufuhr stockte. Englische Städte und Industrieanlagen verbrannten zu Schutt und Asche. Aber England hielt stand! Der deutschen Luftwaffe gelang es nicht, die Herrschaft über den schmalen Wasserstreifen, der England vom Kontinent trennt, für ein paar Tage zu erringen und den bereitgestellten Truppen das Übersetzen zu ermöglichen. Die Invasion blieb aus.

Die Schlacht um England wurde ein entscheidender Wendepunkt. In seiner erwähnten Unterhausrede sagte Churchill auch, Hitler wisse «... sehr wohl, dass er entweder uns auf unserer Insel zerschmettern oder den Krieg verlieren muss. Vermögen wir ihm standzuhalten, so kann ganz Europa befreit werden ...» Das war nicht übertrieben. Hier, in der Schlacht um England, erlitt Hitler seine erste Niederlage. Ihre Folgen waren epochal.

Aber Churchill prophezeite nicht nur die Befreiung Europas, sondern glaubte auch in unverwüstem Optimismus, dass nach dieser Niederlage Hitlers «... die Menschheit zu weiten, sonnenhellen Höhen aufwärtsschreiten ...» könne. 40 Jahre darnach vernehmen wir diese Prophezeiung nicht ohne Resignation.

## Deutschland und England

Wir sind heute geneigt, die deutsch-englische Rivalität als eine «Urfeindschaft» im europäischen Staatensystem zu betrachten. Doch das ist sie nicht; sie ist noch keine hundert Jahre alt. In den Zeiten des Siebenjährigen Krieges um 1760 und dann wieder in den Kriegen Napoleons stand England immer auf der Seite Preussens. Und noch in den Einigungskriegen zwischen 1864 und 1871, als das neue deutsche Reich entstand, wahrte England eine wohlwollende Neutralität. Hinter dieser Politik stand die Überzeugung, dass die Ersetzung des jahrhundertalten Vakuums in der europäischen Mitte durch ein einiges Deutschland Gleichgewicht und Frieden in Europa fördern würde. Selbst das starke Deutschland Bismarcks nach 1871 mit seinem ausgedehnten Bündnissystem genoss noch die Sympathien Englands.

Erst als Wilhelm II. zur Hegemonie auf dem Kontinent noch eine herrschende Stellung auf den Weltmeeren anstrebte, wandte sich England von Deutschland ab. Es gab seine 200jährige Tradition auf und näherte sich in einem schmerzlichen Prozess den europäischen Randmächten Russland und Frankreich, die damals seine grössten Rivalen in den Kolonien waren. Dieses «renversement des alliances» vollzog sich um 1900.



Europa trat ins 20. Jahrhundert im Zeichen wachsender deutsch-englischer Gegensätze. Diese waren nicht entstanden, weil England Deutschland einkreiste, sondern weil Deutschland mit seiner Flottenpolitik eine Todsünde gegen die Gebote des europäischen Gleichgewichts begangen hatte – eine Sünde, für die jede Macht in der ganzen Geschichte der Neuzeit mit der Gegnerschaft Englands hatte bezahlen müssen.

## Hitler und England

Hitler war sich – wenigstens anfänglich – dieser Tradition der britischen Aussenpolitik wohl bewusst. Bis 1923 dachte er ganz wilhelminisch; England erschien ihm als absoluter Feind jeder deutschen Vormachtsstellung. Die englische Demokratie verachtete er, und die britische Rasse hielt er wegen jüdischer Einflüsse für verdorben.

Nach der Ruhrbesetzung 1923, als England für Deutschland und gegen Frankreich Partei ergriffen hatte, änderte sich dieses Bild. Erstmals schien Hitler ein Zusammengehen Deutschlands mit England möglich. Er begann, das britische Weltreich mehr und mehr zu bewundern, und sah in ihm einen Eckpfeiler arischer Weltherrschaft über die minderen Rassen. Im Auftreten der Engländer in den Kolonien bewunderte er Züge, die ihm auch für Deutschland vorbildlich schienen: Rassenstolz, Herrentrum, Sendungsbewusstsein, Brutalität und Zähigkeit. So wie die Engländer die Kolonien unterworfen hatten, so sollten die Deutschen den Kontinent unterwerfen. Er glaubte, England und Deutschland könnten Partner werden im – wie er 1924 schrieb – gigantischen Bemühen, «... eine nordisch-germanische Herrschaft über Europa und – im Zusammenhang mit dem nordisch-germanischen Amerika – über die Welt aufzurichten.» Er glaubte zu erkennen, dass England keine kontinentale Vormacht bekämpfte, solange diese seine Überseeheerrschaft nicht gefährdete. England empfahl er, seine Gleichgewichtspolitik aufzugeben; was es jetzt brauche, sei Deutschland als starkes Bollwerk gegen den Bolschewismus. Englands Grundhaltung sah er in einem «imperialen Isolationismus».

Hitler zimmerte sich eine Art neuer Monroe-Doktrin zusammen: England die Meere – Deutschland der Kontinent! In «Mein Kampf» schrieb er: «England hat sich eigentlich um die europäischen Verhältnisse immer so lange wenig gekümmert, solange ihm nicht aus ihnen heraus ein drohender Weltkonkurrent entstand, wobei es die Bedrohung stets nur in einer Entwicklung empfand, die seine See- und Kolonialherrschaft eines Tages durchkreuzen musste.»

## Verkehrte Fronten

1936 schickte Hitler Joachim von Ribbentrop als Botschafter nach London, damit er ihm das Bündnis mit England bringe. Mit England als Verbündeten im Rücken hoffte er, seine grösste Sendung vollbringen zu können: Den Krieg gegen das bolschewistische Russland. Stattdessen nahmen die Spannungen zwischen Deutschland und England rasch zu. Hitlers kontinentale Vormachtsansprüche waren unvereinbar mit dem englischen Sicherheitsbedürfnis; die englische Aussenpolitik folgte weiterhin ihren traditionellen Bahnen. Als Hitler am 1. September 1939 den Krieg gegen Osten begann und Polen angriff, erklärte ihm England den Krieg. Alles war nun ganz anders, als Hitler es sich vorgestellt hatte: Statt verbündet mit England gegen die Sowjetunion zu ziehen, war er verbündet mit der Sowjetunion und hatte die Westmächte zum Gegner. Der Krieg begann mit verkehrten Fronten.

Aber Hitler hoffte auch jetzt noch auf einen Ausgleich mit England. Zwar hatte er seit 1936 mit wachsender Resignation erkennen müssen, dass die englische Politik seinen Intentionen nicht folgte. Aber selbst nach dem Fall von Frankreich glaubte er noch, in England werde sich

die Einsicht durchsetzen, Deutschland und England müssten zusammen die Slawen, die Juden und die farbige Welt beherrschen. In seiner von ihm als letztes Friedensangebot aufgefassten Reichstagsrede vom 19. Juli 1940 prophezeite Hitler, dass der Krieg, den Churchill wolle, das grosse englische Weltreich zerstören werde – «... ein Weltreich, das zu vernichten oder auch nur zu schädigen niemals meine Absicht war». Und am 31. Juli 1940 sagte er zu Generalstabschef Halder, Englands Hoffnungen ruhten einzig und allein auf Russland. Wenn man dieses zerschlage, werde auch England einlenken.

So beschäftigte er sich während der Schlacht um England bereits mit dem Angriff auf die Sowjetunion, für den er auch bereits die ersten Planungsaufträge erteilte. Die direkten Angriffsvorbereitungen auf England aber hat er seltsam zögernd und drucklos in die Hand genommen. Er fürchtete sich vor der Invasion, die ihm als grosses Risiko erschien. Selbst während der Schlacht um England zeigt sich in seinen Äusserungen noch etwas vom Rassenrespekt, den er für dieses Volk empfand, das für ihn das nordische Herrentum in Hochform verkörperte.

### Operation «Seelöwe»

Am 16. Juli erliess Hitler die Weisung Nr. 16 über die Vorbereitung einer Landungsoperation gegen England. Das Unternehmen trug den Decknamen «Seelöwe». Die Invasion sollte überraschend und in breiter Front zwischen Ramsgate und der Insel Wight erfolgen. Die deutsche Flugwaffe erhielt den Auftrag, die Royal Air Force «... moralisch und tatsächlich» so weit niederzukämpfen, «... dass sie keine nennenswerte Angriffskraft dem deutschen Übergang gegenüber mehr zeigt». Die Kriegsmarine hatte die Übersetzungsmittel bereitzustellen und den Ärmelkanal auf beiden Flanken durch dichte Minengürtel abzusperrern. Zwischen Rotterdam und Boulogne sollten 25 Divisionen der Heeresgruppe A bereitgestellt werden, von denen 10 in einer ersten Welle überzusetzen waren. Die Vorbereitungsarbeiten hatten bis Mitte August abgeschlossen zu sein. Als Termin für die Invasion setzte Hitler später den 15. September fest. Aber bald traten bei der Vorbereitung des Unternehmens Schwierigkeiten auf. Das Heer forderte einen Übergang in breiter Front, um in England rasch zum Bewegungskrieg übergehen zu können. Die Marine konnte aber nur die Sicherung eines schmalen Übersetzstreifens garantieren. Hitler traf schliesslich am 27. August einen Kompromiss, indem er sich für eine 140 Kilometer breite Landungszone zwischen Folkestone und Eastbourne entschied.

Bei der Bereitstellung des Schiffsraumes zeigte sich dann noch einmal, dass Deutschland den Krieg mit verkehrten Fronten begonnen hatte. An eine Invasion in England hatte bis anhin niemand gedacht. Die nötigen Spezialfahrzeuge fehlten. Die Transportschiffe mussten der deutschen Wirtschaft entzogen werden, die dadurch mehr als einen Drittel ihrer Kapazität verlor. Schliesslich wurden mehr als 4'000 Fahrzeuge – unter ihnen 168 Transportdampfer und etwa 1'900 Kähne – bereitgestellt. Aber auf ihrer Verschiebung von den norddeutschen Häfen an die belgischen und französischen Absprungküsten verloren sie durch englische Angriffe mehr als zehn Prozent.

Ende August musste die Seekriegsleitung melden, dass der vorgesehene Invasionstermin des 15. Septembers nicht eingehalten werden könne. Darauf wurde er mehrmals verschoben und am 12. Oktober von Hitler auf das Frühjahr 1941 verlegt. Das war das Ende von «Seelöwe»; denn von 1941 an schaute Hitler nur noch nach Osten.

Wie 1804 Napoleons Truppen im Lager von Boulogne, so musste auch diese Invasionsarmee unverrichteter Dinge wieder abziehen. Napoleon hatte 1804 gesagt: «Beherrschen wir auf 6 Stunden den Kanal, so sind wir die Herren der Welt.» Diesmal war es Aufgabe der deutschen Luftwaffe, die Beherrschung des Kanals sicherzustellen; aber auch sie schaffte es nicht.

## Das britische Hornussenest

Englands Lage nach dem Fall von Frankreich war zunächst sehr prekär. Die Armee hatte ihr schweres Material in Dünkirchen verloren; was noch übrig war, reichte gerade noch für die Bewaffnung von zwei Divisionen. Verloren waren vor allem die Panzer, die Artillerie sowie Panzer- und Fliegerabwehrgeschütze. Als Churchill Mitte Juli General Brookes Südkommando besuchte, konnten ihm ganze zwölf Panzer vorgeführt werden, und pro Gewehr gab es nur fünfzig Schuss Munition.

In seiner Geschichte des Zweiten Weltkriegs schildert Churchill die damalige Not Englands: Der unüberwindlich scheinende Gegner, der ringsum von den nahen Küsten Frankreichs und Norwegens aus operieren konnte. Italien an seiner Seite, begierig, England im Mittelmeer und in Ägypten anzugreifen. Spanien, das jederzeit an Hitlers Seite treten konnte, um den Engländern Gibraltar zu entreissen. Die Verbündeten gefallen, die Freunde – wie die USA – abseits, die Zahl der Gegner wachsend – Japan mit seiner aggressiven Politik im Pazifik jetzt ebenfalls unter ihnen. Dazu eine fast waffenlose Heimatarmee, das Opfer lange vernachlässigter Rüstungsanstrengungen vor dem Krieg!

In dieser Lage machte Hitler seine verlockenden Angebote und versprach Frieden und den Bestand des Imperiums, während Churchill selber nichts in Aussicht zu stellen hatte als Krieg, Mühsal und Opfer. War es da nicht klüger, auf diese Angebote einzugehen und abseitsstehend dem beginnenden Vernichtungskampf zuzusehen?

Churchill sagte, solche Fragen seien von der Regierung überhaupt nie diskutiert worden. Für ihn und sein Kabinett war es eine feststehende Tatsache, dass man gegen Hitler kämpfen musste; «wenn nötig jahrelang, wenn nötig allein», hatte Churchill schon nach Dünkirchen gesagt. Das Einstehen für das Gleichgewicht, das Englands Sicherheit und Überseehegemonie garantierte, sowie für die Prinzipien des politischen Anstands und der Unabhängigkeit der Völker Europas war für Churchill selbstverständliche Pflicht.



*Der 70jährige Sakristan der Westminster-Abtei wird in der Home Guard, der er freiwillig beigetreten ist, ausgebildet.*

Mit dem ihm eigenen Sinn für dramatische Visionen sagte er an jenem 18. Juni vor dem Unterhaus: «Rüsten wir uns ... zur Erfüllung unserer Pflicht; handeln wir so, dass, wenn das Britische Reich und seine Völkergemeinschaft noch tausend Jahre bestehen, die Menschen immer noch sagen werden: Das war ihre grösste Stunde.»

Freilich wusste Churchill auch um Englands Stärken. Es beherrschte die Meere, und die Verteidigung zur See und in der Luft war auch in den Jahren der Appeasement-Politik nicht vernachlässigt worden. Die Dominions hielten zum Mutterland und versicherten es ihrer Unterstützung. Die Kriegsindustrie lief auf Hochtouren; im August verfügte England über 250 neue Panzer, und im September konnten bereits 16 vollständig ausgerüstete Divisionen an der englischen Südküste eingesetzt werden. Die Home Guard wurde geschaffen, eine bewaffnete Ortswehr, die bald über eine Million Mann zählte. Sie verwandelte zusammen mit dem regulären Heer die Insel in ein schwer einnehmbares Hornussennest. Aus Kanada trafen 250'000 Gewehre mit 50 Millionen Schuss Munition ein, aus den USA 500'000 Gewehre mit je 250 Schuss. Im September erhielt England in einem Tauschvertrag von den USA 50 alte Zerstörer zum Schutz der Geleitzüge. Vor allem aber konnte England auf seine Insellage zählen und auf den Schutz dieser Insel durch eine starke Luftwaffe. 52 Staffeln Jagdflieger waren im Juli 1940 einsatzbereit, und die Produktion war jetzt so gross, dass diese Zahl trotz den starken Verlusten in der Schlacht um England bis in den November auf 62 erhöht werden konnte. In der Schlacht um Frankreich hatten die englischen Flieger, obwohl sie dem Gegner oft im Verhältnis 1:2 oder 1:3 unterlegen gewesen waren, über fremdem Boden den Kampf unentschieden halten können. Luftmarschall Sir Hugh Dowding war überzeugt, dass der Gegner eine Überlegenheit von 7 oder 8:1 ausspielen musste, wollte er die Royal Air Force (RAF) über deren Boden besiegen; doch diese Überlegenheit hatte er nicht.

Auch Admiral Pound, der Chef der britischen Kriegsmarine, kam zu einer eher optimistischen Lagebeurteilung. Er meinte zwar, es sei möglich, «... dass eine Streitmacht von insgesamt etwa hunderttausend Mann unsere Küsten erreichen kann, ohne von den Seestreitkräften abgefangen zu werden ...», aber die Aufrechterhaltung ihrer Nachschublinien, es sei denn, dass die deutsche Luftwaffe sowohl unsere Luftwaffe wie unsere Flotte überwunden hätte, erscheint praktisch als unmöglich ...»

Auch eher guten Mutes war jener britische Laufbursche in einem Militärklub, der im Sportjargon zu einem Mitglied sagte: «Immerhin, Sir, sind wir im Finale, und es wird auf heimischem Boden ausgetragen.»

## Die Luftschlacht um England

Am 3. Juli begann Göring mit starken Fliegerangriffen auf englische Häfen und Geleitzüge im Kanal. Aber die eigentliche Luftschlacht um England setzte am 13. August ein, dem sogenannten «Adlertag». In fast 1'500 Einsätzen wurden in Wellen, die bis zu 150 Flugzeuge zählten, britische Jägerstützpunkte, Radarstationen und Flugbasen angegriffen. Göring hoffte, auf diese Weise in einer Woche die Luftherrschaft über England erringen zu können. Und effektiv zeigten diese Angriffe Wirkung, obwohl die deutschen Verluste in den folgenden Tagen regelmässig grösser waren als die britischen; sie betrug beispielsweise am 15. August 75 Maschinen gegenüber 34 britischen. Aber nach einigen Grosskampftagen wurden Flugplätze unbenutzbar, Übermittlungszentren fielen aus, und bald zeigte sich ein starker Mangel an Piloten. Im Juli hatte die RAF nur über 1434 ausgebildete Flieger verfügt. Nun verlor sie wöchentlich etwa 120, während jeweils nur 70 neu ausgebildete dazukamen. Von diesen knapp zweitausend Piloten, die bis Ende August fast pausenlos im Einsatz standen, hing das Schicksal Englands ab. Da änderte Hitler anfangs September plötzlich das Ziel, als er verkündete, er werde die englischen Städte ausradieren. Nun begann die Luftwaffe mit massiven – ab dem 7. September

## Der Luftkampf im Vergleich

	Deutschland	England	
<b>Flugzeugbestände</b>			
Beim Beginn der Luftschlacht um England			
Bomber		500	
Stukas	875'316 (bereits am 18.8. zurückgezogen) 710		
Jäger	(490 Me 109) (220 Me 110)	700 (je ca. 300 Hurricane und Spitfire)	
Total ca.	2'200	1'200	
<b>Jahresproduktion an Jagdflugzeugen 1940</b>	2'746	284	
<b>Verluste</b>			
bis Ende Oktober 1940			
von den Engländern gemeldet	1'733 Maschinen	915 Maschinen	
von den Deutschen gemeldet bis Ende März 1941 ca.	2'698 Maschinen	3'058 Maschinen	
	2'265 Maschinen	1'200 Maschinen	
<b>Technische Daten der Jagdflugzeuge</b>			
Me 109:		Spitfire:	
- Höchstgeschwindigkeit	550 km	- Höchstgeschwindigkeit	590 km
- effektiver Aktionsradius	ca. 200 km	- Bewaffnung: 8 MG	
- effektive Flugdauer	ca. 90 Min.		
- Bewaffnung: 2 MG und 2 20-mm-Kan.			
Me 110:		Hurricane:	
- effektive Höchstgeschw.	ca. 480 km	- Höchstgeschwindigkeit	ca. 540 km
- Aktionsradius	ca. 300 km	- gleiche Bewaffnung wie Spitfire	

auch nächtlichen – Luftangriffen auf die grossen Ballungszentren und Industriestädte. Diese Terrorangriffe richteten beträchtliche Schäden an und forderten hohe Opfer unter der Zivilbevölkerung. Aber sie entlasteten die britische Luftwaffe und führten Deutschland weg vom wichtigsten Ziel: Der Erringung der Luftherrschaft über England. Damit gab Hitler eigentlich schon zu, dass er die Schlacht verloren hatte. Zweitausend Piloten hatten den Sieg für England errungen. Das bewog Churchill am 15. August, nach dem schwersten Angriff der ganzen Luftschlacht, zum Ausspruch: «Noch nie schuldeten in einem Kampf zwischen Menschen so viele so wenigen so viel.»

## Das Kriegsgeschehen im August 1940

- 4.-17.8. Italien besetzt Britisch-Somaliland.
- 5.8. Die erste Aufmarschstudie für den Feldzug gegen die UdSSR ist beendet.
- 13.8. Adlertag. Beginn der eigentlichen Luftschlacht um England.
- 20.8. Deutscher Operationsentwurf «Felix» für die Besetzung Gibraltars ausgearbeitet.
- 30.8. Deutschland und Italien entscheiden im Streit der Balkanstaaten Rumänien und Ungarn, dass Rumänien Nordsiebenbürgen an Ungarn abzutreten hat.
- 31.8. Im bisherigen Verlauf der Luftschlacht um England hat Deutschland 467 und England 359 Flugzeuge verloren.

Es gibt kaum ein Land, dessen Geschichte uns so sehr wie jene Italiens daran erinnert, dass Grösse und Zerfall der Staaten nahe beisammen liegen, und dass das Rad der Fortuna sich dreht nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für ganze Völker.

Italien hat alles gekannt: Weltherrschaftsglanz und völlige Zerrüttung, blühenden Reichtum und tiefe Armut, Stolz und Selbstbewusstsein, aber auch Demütigungen bis zur Entehrung. Über ein halbes Jahrtausend war seine Hauptstadt Zentrum eines Weltreichs, das drei Kontinente verband – ein Imperium mit einem Meer in der Mitte! Doch diese glanzvolle Einheit zerfiel, und im Mittelalter weideten in den Marmortrümmern Roms die Ziegen. Was blieb, war die Erinnerung an früheren Glanz; aber selbst sie war noch so stark, dass immer wieder erstrebt wurde, was längst untergegangen war: Römisches Imperium, römisches Kaisertum, römische Kultur. Über ein Jahrtausend ist die Geschichte Europas nicht zuletzt eine Geschichte von Renaissance, von Versuchen, Rom wieder zu erschaffen: Karolingische Renaissance, ottonische Renaissance, schliesslich die Renaissance des 14. und 15. Jahrhunderts, in der Europa noch einmal alle Impulse von Italien empfing.

Italien selbst aber war nur noch ein geographischer Begriff. Politische Einheit gab es seit dem Untergang Roms nicht mehr. Mochte ganz Europa sich nach ihm richten, mochte der Reichtum seiner blühenden Städte und seine Kunst ausstrahlen bis weit über die Alpen hinaus: Politisch war es ein Nichts, ein Vakuum inmitten erstarkender Nachbarn. In sich verfeindet und tief gespalten, von fremden Mächten beherrscht, lebte es in einem politischen Elend, das grell kontrastierte zu seiner glanzvollen Vergangenheit und zu seinem nie erloschenen Traum von der Grösse. Von Macchiavelli bis Mussolini haben manche die Schwäche Italiens beklagt. Aber sie lebt weiter; es ist, wie wenn dieses Volk seinen politischen Genius ein für allemal verbraucht hätte in seiner grossen Zeit vor 2'000 Jahren.

## **Terra irredenta**

Einmal allerdings in seiner neueren Geschichte schien diese Diskrepanz sich aufzulösen, als Italien vor gut hundert Jahren unter der Führung Camillo Cavour's geeinigt wurde. Aber nach dessen frühem Tod zeigte sich, dass er zwar die Einigung erreicht hatte, aber keine Einheit. Die alte Zerrissenheit Italiens lebte im neuen Staat weiter in den Formen des scharfen Nord-Süd-Gefälles, der harten Scheidung der Klassen und des bald aufflammenden Parteienkampfes.

Doch diese Zerrissenheit wurde vorerst verdeckt von der viel wichtigeren Frage, was Italien überhaupt sei! Anderthalb Jahrtausende hatte es kein Italien mehr gegeben; jetzt war es wieder da – aber wo waren seine Grenzen? Gehörte zu Italien nicht alles, was italienisch sprach, auch das Tessin, die bündnerischen Südtäler? Waren nicht alle Täler, die zur Adria gingen, italienisch, auch das Südtirol? Musste zu Italien nicht kommen, was seine Republiken einst besessen hatten – auch Korsika, Istrien, Dalmatien?

Und endlich: Gehörte nicht zu Italien, was in der Geschichte einmal zu ihm gehört hatte? Schon Giuseppe Mazzini hat 1866 den Anspruch auf viele Gebiete mit dem Hinweis geltend



gemacht, dass sie einst zu Rom gehört hätten! Jetzt tauchte das gefährliche Wort von der «Irredenta» auf, von jenen unerlösten Gebieten, die dem neuen italienischen Staat noch nicht angeschlossen waren, aber aus irgendwelchen historischen, geographischen oder ethnographischen Gründen zu ihm gehören sollten.

Da war er wieder: Der alte Traum von der Grösse, und geisterte der italienischen Politik voran wie ein Irrlicht, das sie in immer gefährlichere Wagnisse hinauszog.

## Verstümmelter Sieg

Im halben Jahrhundert von seiner Einigung bis zum Ersten Weltkrieg hat Italien im Durchschnitt alle 10 Jahre Krieg geführt, Feldzüge mit zunächst irredentistischem, dann mit einem immer deutlicher imperialistischen Charakter. Es hat sich in Afrika in koloniale Abenteuer gestürzt und dabei 1896 eine schmachvolle Niederlage in Abessinien erlitten; 1911 gelang es ihm, dem zerbrechenden Osmanenreich Libyen zu entreissen.

Selten waren die italienischen Waffentaten glänzend; dennoch fielen vom Tisch der europäischen Grossmächte immer wieder Brocken für Italien ab, so 1866 Venetien im preussisch-österreichischen und 1870 Rom im deutsch-französischen Krieg. In den Ersten Weltkrieg trat es 1915 auf der Seite der Alliierten, weil diese seinem «sacro egoismo» mehr zu bieten hatten und ihm grosse Gewinne in Aussicht stellten. Aber der Versailler Friede erfüllte diese Versprechungen nur zum Teil. Zwar erhielt es das Südtirol und Istrien mit Triest, aber in Italien hatte man aufgrund der Versprechungen weit mehr erwartet. Die italienische Kriegsführung war zwar auch diesmal wenig erfolgreich gewesen; aber dem italienischen Volk, das das Leben so liebt, erschienen die gebrachten Opfer gross und eines höheren Lohnes wert. Nun fühlte man sich betrogen und von der Regierung und den Verbündeten verraten. Das böse Wort vom «verstümmelten Sieg» entstand, und Zorn und Erbitterung verbreiteten sich nicht zuletzt unter den Hunderttausenden von Kriegsheimkehrern.

Unter diesen war ein 35jähriger, schwer verwundeter Bersagliere-Korporal namens Benito Mussolini. Einst war er kämpferischer Sozialist gewesen. Aber der Krieg hatte in ihm eine tiefere Leidenschaft geweckt: Sein Nur-Italienerum! Im März 1919, bevor der Friedenskongress in Versailles noch zu Ende war, verkündete er den Italienern das Programm seiner neuen faschistischen Bewegung mit den Worten: «Dies ist das nationale Programm einer durch und durch italienischen Bewegung. Es ist revolutionär ..., es ist ein Programm der Erneuerung ... Wir stellen die Vollendung der Ergebnisse des revolutionären Krieges über alles, und über alle ... Der italienische Faschismus will ... – in der Form einer Anti-Partei oder einer Über-Partei – die Italiener aller Überzeugungen und produktiven Klassen geeint halten, um sie zu jenen unvermeidlichen Schlachten zu führen, die zur Vollendung des grossen Krieges geschlagen werden müssen ...»

## Mare nostrum

Das war das ganze, ziemlich jämmerliche Programm des Faschismus: Fortsetzung des Kriegs im Frieden. Mehr brauchte es nach Ansicht Mussolinis nicht; denn Programme waren Gefängnisse, und entscheidend war die Tat. «Man fragt uns nach unserem Programm» – sagte Mussolini. «Unser Programm ist einfach. Wir wollen Italien regieren; es gibt bereits zu viele Programme; es sind nicht rettende Programme, die Italien fehlen, sondern die Männer und der Wille.»

Der Faschismus wollte auch nicht Partei sein, sondern eine gewaltsame Bewegung, die anrollte gegen alles, was da war: Gegen das liberale Italien mit seinen schwächlichen Kompromissen; gegen die schleppende Demokratie; gegen die Parteien, die das Land spalteten; gegen die So-

zialisten und Bolschewisten mit ihrem faden Internationalismus; gegen die Sieger von Versailles und gegen den Frieden selbst; gegen den Völkerbund, der ihn schützte, gegen Präsident Wilson und gegen Lenin ... Wenn es eine Formel gab, die die Faschisten unterschreiben konnten, dann hiess sie: Verneinung der Gegenwart. Wenn es ein Ziel gab, zu dem sie standen, dann war es der Kampf für Italiens Grösse. Als Italien am 10. Juni 1940 in den Krieg eintrat, verkündete Mussolini vom Balkon des Palazzo Venezia herab: «Wir greifen zu den Waffen, um, nachdem das Problem unserer Kontinentalgrenzen gelöst ist, auch das Problem unserer Meeresgrenzen zu lösen. Wir wollen die territoriale und militärische Kette sprengen, mit der man uns in unserem Meer ersticken will, denn ein Volk von 45 Millionen ist nicht wahrhaft frei, wenn es nicht den freien Zugang zu den Weltmeeren hat...» Das Vorbild Roms rief – wie Mussolini ein andermal sagte – die Italiener noch einmal dazu auf, «... aus dem Mittelmeer unser Meer (zu) machen ...»

Das war nicht möglich ohne Überwindung der alten Zerrissenheit Italiens. Darum mussten die Parteien mit ihren Kämpfen und die Regionen mit ihrem Egoismus verschwinden. Der alte Sozialist Mussolini erinnerte sich auch der Nöte des Proletariats, aber nicht, weil er dieses, sondern weil er Italien stärken wollte. «Eine grosse Nation» – sagte er – «die in Gegenwart und Zukunft zu besonderer Grösse berufen ist, kann dieses Ziel nicht erreichen, wenn die Arbeitermassen gezwungen sind, in einem Zustand der Verwilderung zu leben.»

So versuchte Mussolini die Quadratur des Kreises: Die Disziplinierung Italiens! Das Volk musste sich uniformieren, drillen und militarisieren lassen; es sollte soldatisch und kämpferisch werden und seinem Duce folgen und siegen lernen. Dieses Volk, dessen Lebensklugheit – wie J. R. von Salis einmal sagte – «nicht zuletzt darin besteht, dass es die Politik nicht ganz ernst zu nehmen vermag», sollte sich ganz und ausschliesslich der Politik und der Totalität des Staates ergeben. Eine neue, dramatisierende Parole wurde ausgegeben: «Credere – obbedire – combattere» – glauben, gehorchen, kämpfen!

Aber die Italiener haben auch dies nicht ganz ernst genommen, was den Aufstieg des Faschismus zum Teil erklärt.



*Mussolini: «La lotta è l'origine di tutte le cose!»*

## Erfolge

Unbestreitbar hatte Mussolini Erfolge. Der erste bestand darin, dass er überhaupt an die Macht kam. Obwohl seine Partei in den Wahlen von 1921 nur etwa sechs Prozent der Stimmen erhalten hatte, konnte Mussolini sich im Oktober 1922 die Macht fast widerstandslos nehmen. Er schickte seine Rüpel- und Schlägerbanden nach Rom, stellte der Regierung ein Ultimatum und sass in Mailand in den Zug, um in Rom als Regierungschef anzukommen. Dieser erstaunliche Vorgang findet seine Erklärung darin, dass Mussolini die Macht nicht gegen den Staat, sondern mit Hilfe des Staates übernahm. Der brutale Kampf seiner Squadristen gegen die Sozialisten und Bolschewisten führte ihm alles zu, was Macht besass: Bürgertum und Unternehmer, Monarchie und Kirche, Grundbesitzer und Bauern, Armee und Polizei.

Erfolgreich war er sodann in der Ausschaltung dieser Machtträger. Nach kurzer Zeit gab es nur noch den Duce. Erfolge hatte er in der Förderung des öffentlichen Wohls: Die Streiks verschwanden, Ordnung kehrte ein, die öffentlichen Dienste funktionierten und wurden ausgebaut, und vorübergehend festigte sich die Wirtschaft. Unbestreitbar ist auch, dass Mussolini der populärste Staatsmann Italiens seit Garibaldi wurde. Er hatte eine direkte Beziehung zu den Massen, und wenn er hemdsärmelig in die Getreideschlacht eingriff, wenn er ein Bauernmädchen zum Tanz führte oder sich ans Steuer schneller Sportwagen setzte, dann war er ganz ein Mann des Volkes, dessen breite Schichten ihm ein genuines Vertrauen entgegenbrachten. Und wenn er sagte, die Menschen seien der Freiheit müde geworden und Ordnung und Hierarchie übten eine viel grössere Faszination auf sie aus, dann hatte er wohl nicht ganz unrecht. Dem Anschauungsbedürfnis der Massen kam auch der Staat Mussolinis mit seinen Aufzügen, Festen und Paraden und mit der Selbstverkörperung in der vitalen Virilität des Duce selbst weit besser entgegen als die abstrakte parlamentarische Demokratie.

Erfolge auch in der Aussenpolitik: Solange Mussolini eine konservative Linie einhielt – und das war bis etwa 1934 der Fall –, konnte er des Beifalls der Hüter von Versailles, Englands und Frankreichs, sicher sein. Dank ihnen konnte Italien seinen Einfluss in Nordafrika und im östlichen Mittelmeer verstärken. Auf dem Balkan gewann es durch Bündnisse mit Österreich und Ungarn an Einfluss, und 1926 erreichte es die Abtretung eines militärischen Stützpunktes in Albanien. Als Hitler 1933 die Macht ergriff, wurde Mussolini für die Westmächte ein so kostbarer Verbündeter, dass er den kühnen Streich wagen und den alten Traum Italiens erfüllen konnte: Die Eroberung des Kaiserreichs Abessinien.

## Fehler

Aber im Grunde genommen war diese konservative Haltung eine glatte Täuschung. In Wahrheit war Mussolinis Aussenpolitik revolutionär und revisionistisch. Er wollte den Status quo im Mittelmeer radikal beseitigen, und das ging nicht ab ohne Bruch mit den herrschenden Mächten England und Frankreich. Als 1935 im Abessinien-Krieg dieser revolutionäre Charakter sich zeigte, brach diese Feindschaft aus und drängte Italien hinüber ins Lager der Revisionisten, das heisst an die Seite Hitler-Deutschlands.

Mussolini erkannte die Verwandtschaft des Nationalsozialismus mit seiner eigenen Bewegung sehr wohl. Dennoch verfolgte er dessen Aufstieg mit gemischten Gefühlen. Sein Rassismus und Antisemitismus waren ihm unsympathisch, und die deutschen Emporkömmlinge verachtete er wie ein Aristokrat den Neureichen. Von den Deutschen sprach er herablassend als von Nachkommen jener Leute, «... welche zu einer Zeit noch Analphabeten waren, als Rom Cäsar, Vergil und Augustus hatte ...» Auch erkannte er sehr wohl, dass dieser neue Germanismus, gegen den er ja noch im Ersten Weltkrieg gekämpft hatte, Italien gefährlich werden musste, sobald er sich Österreichs bemächtigte. Aber nach dem Abessinien-Krieg blieb ihm nur noch

dieser eine Partner, der ihm in kritischen Lagen wirtschaftlich beigestanden war. Von nun an wuchs naturbedingt die Abhängigkeit Italiens von Deutschland. 1936 entstand die Achse Berlin-Rom, die in makabrer Anspielung schon als «Spiess» bezeichnet wurde, an dem Österreich gebraten werden sollte. 1937 trat Italien dem Antikominternpakt bei und machte deutlich, dass es mit Deutschland und Japan zwei Ziele gemeinsam hatte: Antibolschewismus und Imperialismus. Im gleichen Jahr verliess Italien den Völkerbund.

Dem Anschluss Österreichs 1938 setzte Mussolini keinen Widerstand mehr entgegen. Damit war Italien zum Nachbarn einer erdrückenden Grossmacht geworden und hatte alle Freiräume seiner Aussenpolitik verspielt. Es befand sich in der fatalen Lage, Gegner zu haben, gegen die zu siegen es zu schwach war, und einen übermächtigen Verbündeten, der seine Unabhängigkeit bedrohte. Im Stahlpakt vom Mai 1939 versprachen sich Hitler und Mussolini gegenseitige Hilfe in allen künftigen Kriegen. Aber in diesem Bündnis war Mussolini nur der Juniorpartner, ein subalternen Mitläufer. Nicht er war es, der den Krieg jetzt wollte, sondern Hitler, und als der Krieg im Herbst 1939 ausbrach, musste Mussolini ihm mitteilen lassen, dass er noch für mindestens zwei Jahre nicht gerüstet war – eine peinliche Demütigung nach all der Kriegspropaganda dieser Jahre!

### Italiens Schwächen im Jahre 1940

Die italienische Industrie war nicht sehr stark. 40 Prozent der Arbeitskräfte waren noch in der Landwirtschaft tätig. Die Rohstoffbasis war schmal; von Autarkie konnte keine Rede sein. Kohle, Öl und zahlreiche andere Rohstoffe mussten eingeführt werden. Nach dem Kriegseintritt Italiens kam als Lieferant fast nur noch Deutschland in Frage, so dass Italien nicht nur ideologisch, politisch und militärisch, sondern auch wirtschaftlich von diesem abhängig wurde. Deutschland lieferte Italien während des Krieges 40 Millionen Tonnen Kohle und 20 Millionen Fass Benzin.

Im Dezember 1939 wurde festgestellt, dass die italienische Kriegsindustrie in zwei Schichten arbeiten musste, wollte man bis zum Jahr 1944 eine günstige Ausgangslage für den Krieg gewinnen. Als Italien im Juni 1940 in den Krieg eintrat, war dieses Plansoll erst zu 40 Prozent erreicht. Durch die hohen Kriegsaufgebote – im Juni 1940 standen etwa 1,7 Millionen Mann unter den Fahnen – wurde nicht nur der Staatshaushalt belastet, sondern auch die Kriegsindustrie geschwächt.

Die Waffenproduktion deckte den Bedarf nicht. Aus Gründen des Staatshaushalts hatten zudem bis 1939 fast alle produzierten Waffen ins Ausland verkauft werden müssen. Ein Drittel des gesamten Kriegsmaterials ging im spanischen Bürgerkrieg verloren. 1942 konnten nur noch 50 Prozent des für 20 Divisionen vorgesehenen Waffenmaterials produziert werden. Die öffentlichen Finanzen waren zerrüttet. 1939 konnten noch 72 Prozent der Staatsausgaben durch die Einnahmen gedeckt werden, 1943/44 nur noch 25 Prozent!

Der Panzer- und Fliegerabwehr war zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die Divisionen verfügten nur über 8 Panzerabwehrkanonen, die zudem ein zu geringes Kaliber besaßen. Die Motorisierung war unzulänglich. 1940 gab es nur 3 motorisierte Divisionen, die in Italien standen, während sie im Wüstenkrieg dringend benötigt worden wären. Die Produktion von Panzern war gering. Der deutsche Generalstabschef Halder war entsetzt, als er bei einem Manöverbesuch 1939 diese Lücke feststellte. Die mangelnde Motorisierung und die geringen Bestände an Panzern erklären weitgehend das rasche Steckenbleiben der italienischen Offensiven, namentlich in Nordafrika.

Die Qualität der italienischen Truppen wird im Allgemeinen als gut bezeichnet, doch fehlte es an Berufsoffizieren. Die Masse der eingesetzten Offiziere bestand aus oberflächlich ausgebildeten Reservisten. Die Kommandoordnung der obersten Ränge war chaotisch.

Gesamthaft gesehen war Italien wegen seiner prekären Versorgungslage nicht fähig, einen längeren Krieg zu führen, und für einen Blitzkrieg war das Heer zu schwach.

## Niederlagen

Von nun an folgte Mussolini Hitler Schritt für Schritt, aber immer einen Zug hintennach wie ein Schachspieler, der die schwarzen Steine führt. Hitler hat ihn über seine Absichten und nächsten Schritte nie informiert, was Mussolini so wütend machte, dass er im Oktober 1940 zu seinem Außenminister sagte: «Hitler stellt mich immer vor vollendete Tatsachen. Diesmal werde ich ihm in der gleichen Münze heimzahlen: Er wird aus der Zeitung erfahren, dass ich in Griechenland einmarschiert bin. So wird das Gleichgewicht wieder hergestellt sein.» Aber das Gleichgewicht liess sich nie herstellen; dafür war Italien viel zu schwach.

Diese Schwäche war den Chefs der italienischen Streitkräfte, den Marschällen Badoglio und Graziani, wohl bekannt, und sie versuchten wiederholt, Mussolini von vorzeitigen Angriffen abzuhalten. Aber dieser wollte den Krieg jetzt unbedingt. Er hoffte, im Sog der deutschen Erfolge seine Geschäfte machen zu können. Er wollte seine Parallelkriege führen, «... nicht mit und für Deutschland, sondern für Italien.» Osteuropa überliess er Hitler; dieser sollte ihm dafür das Mittelmeer überlassen.

So besetzte er im April 1939 Albanien, nachdem Hitler im März die Tscheche! erledigt hatte. Und nachdem dieser Frankreich schon fast erobert hatte, startete auch Mussolini am 10. Juni 1940 mit 22 Divisionen und 300'000 Mann seine Offensive. Aber die Erfolge blieben bescheiden. Nach dem Waffenstillstand forderte er Nizza, Korsika, Tunesien, einen Teil Algeriens und eine breite Verbindung durch den Sudan von Libyen nach Abessinien. Aber Hitler konnte ihm das nicht geben, weil er das Frankreich Pétains nicht an Englands Seite treiben wollte.

Im August besetzte Mussolini Britisch-Somaliland, das von nur 1'500 Mann verteidigt wurde. Am 13. September begann von Libyen aus der Angriff auf Ägypten mit sechs Divisionen, acht Panzer-Bataillonen und etwa 100'000 Mann. Den Engländern standen in ganz Ägypten 36'000 Mann zur Verfügung. Aber nach 80 Kilometern kam die italienische Offensive vor Sidi Barrani zum Stillstand. Da die Italiener weiter nichts mehr taten, traten die Engländer im Dezember zu einer erfolgreichen Gegenoffensive an.

Auch der italienische Angriff auf Griechenland, der am 28. Oktober begann, blieb nach wenigen Tagen stecken. Von da an war es aus mit den italienischen Parallelkriegen. Hitler konnte den Husarenritten seines unzuverlässigen Verbündeten nicht mehr untätig zusehen und griff auf den neuen Kriegsschauplätzen ein. Mussolini aber hatte den Krieg, der in seinem ersten Jahr im Ganzen eine mittel- und westeuropäische Angelegenheit gewesen war, in den Mittelmeerraum, auf den Balkan und nach Nordafrika ausgedehnt. Diese neuen Fronten wurden die ersten weichen Flanken der Achsenmächte.

## Das Kriegsgeschehen im September 1940

- 2.9. Die USA überlassen England 50 alte Zerstörer gegen Einräumung von Stützpunkten auf den Bahamas, auf Jamaica, Trinidad usw.
- 7. 9. Ab diesem Datum folgen 65 Nächte lang deutsche Fliegerangriffe auf London.
- 13.9. Beginn der italienischen Offensive gegen Ägypten, die aber am 18. 9. zum Stehen kommt.
- 15.9. «Battle-of-Britain-Tag»: In der Luftschlacht über London werden 56 deutsche und 26 britische Maschinen abgeschossen.
- 17.9. Hitler verschiebt die Landung in England bis auf Weiteres.
- 23./25.9. Ein Angriffsversuch britischer Seestreitkräfte auf Dakar, dem die Landung von Truppen de Gaulles folgen soll, scheitert.
- 27.9. Abschluss des Dreimächtepakts Deutschland-Italien-Japan.

Fast sprichwörtlich heisst es von den Historikern, sie sollten das Prophezeien lassen, sie hätten mit der Vergangenheit genug zu tun. Wer Voraussagen wagt, wird vom Verlauf der Dinge ja meist lächerlich gemacht. Unser Wissen um die Vergangenheit reicht nicht hin zur Erhellung der Zukunft. Und wenn wir noch so viele sogenannte Gesetze in ihr gefunden zu haben glauben, so lehrt uns die Geschichte doch jedesmal nur ihre Unwiederholbarkeit. Denn so viel ist richtig: Man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen.

Packend aber bleiben die wenigen Voraussagen, die erfüllt wurden. Von ihnen geht eine un-gemeine Faszination aus. Zu den berühmtesten Prophezeiungen gehört, was der Franzose Alexis de Tocqueville 1835 über die künftige Entwicklung von Russland und Amerika gesagt hat. Mehr als hundert Jahre, bevor seine Prognose sich erfüllte, schrieb er in seinem Werk «Über die Demokratie in Amerika»:

«Es gibt heute auf der Erde zwei grosse Völker, die – von verschiedenen Punkten ausgehend – zum selben Ziel vorzurücken scheinen: die Russen und die Anglo-Amerikaner. Beide sind im Verborgenen gross geworden; und während die Aufmerksamkeit der Menschen anderswo gefesselt war, sind sie plötzlich in die vorderste Reihe der Nationen getreten, und die Welt hat fast zur gleichen Stunde wie ihre Geburt ihre Grösse vernommen ... Freiheit ist dem einen der Antrieb, Knechtschaft dem anderen. Ihr Ausgangspunkt ist verschieden, verschieden ist ihr Weg; und doch, nach einem geheimen Plan der Vorsehung, scheint jede von ihnen berufen, dereinst die Geschicke der halben Erde zu lenken.»

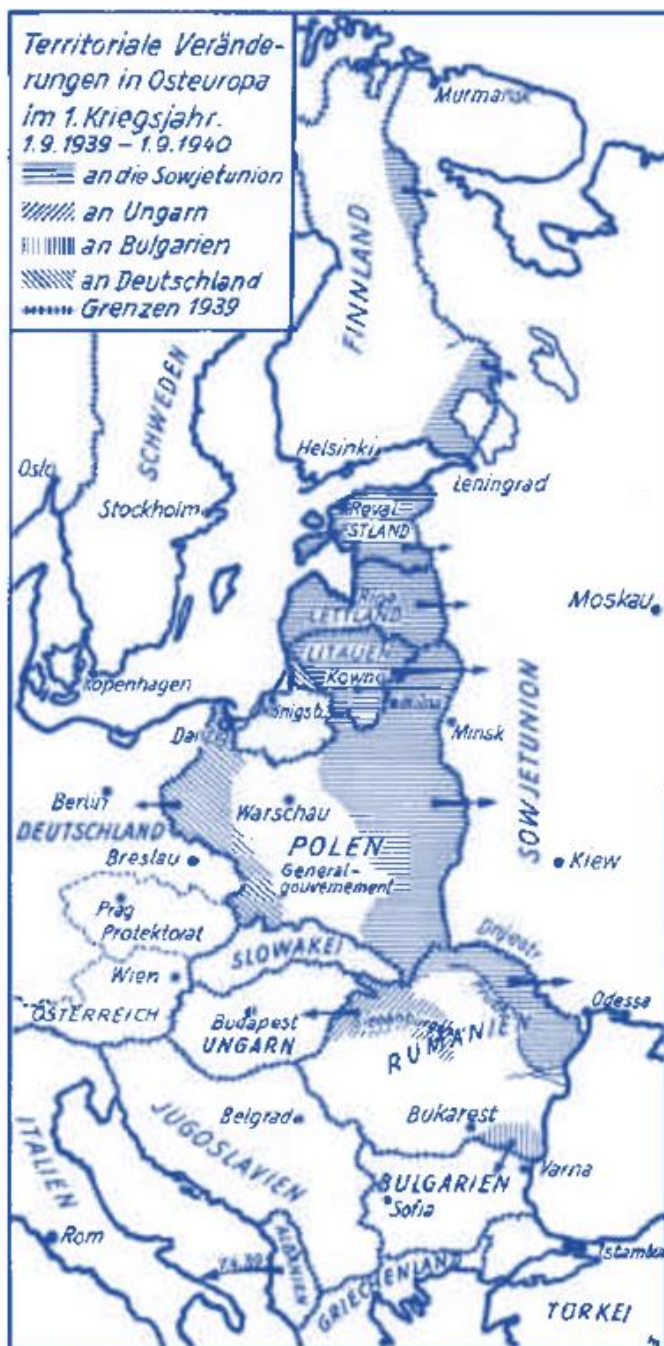
Wer hätte hundert Jahre später dies noch zu sagen gewagt? Wer hätte im Herbst 1940 zu behaupten gewagt, dass Deutschland, das Europa nun fast völlig beherrschte, in ein paar Jahren geschlagen sein würde, und dass auf seinen Trümmern die Vertreter zweier Mächte sich als Sieger die Hand reichen würden, die jetzt noch Hunderte und Tausende von Meilen voneinander entfernt waren und sich selber völlig fremd, ja feindselig gegenüberstanden? So hatte Alexis de Tocqueville 1835 einen klareren Blick für das, was 1945 eintrat, als die Zeitgenossen des Weltkrieges selber. Ihnen nahm die Nähe der Ereignisse den Überblick, und weil sie selber mit ihren Ängsten und Hoffnungen in sie verstrickt waren, wurden sie – wie die Menschen aller Epochen – von ihrer eigenen Gegenwart geblendet.

## Moskaus stiller Vormarsch

Die Worte Alexis de Tocquevilles, Russland sei im Verborgenen gross geworden und gewachsen, «... während die Aufmerksamkeit der Menschen anderswo gefesselt war ...», liest man heute nicht ohne aufzumerken: War das nicht wieder so mit Afghanistan? Ohne Zweifel treffen sie zu auf die Vorgänge, die sich im Sommer und Herbst 1940 in Osteuropa abgespielt haben. Während Hitler nach Westen stürmte und die Aufmerksamkeit der Welt durch den Untergang Frankreichs gefangen war, hatte der russische Bär – wie Churchill sagte – seine Tatzen weit ausgestreckt, die rechte auf die Ostsee, die linke auf das Schwarze Meer.



Der Weg nach dem Westen, den Peter der Grosse schon um 1700 eingeschlagen hatte, wurde wieder aufgenommen, nun allerdings unter ganz anderen Vorzeichen. Denn Peter der Grosse hatte Russland an das von ihm so bewunderte Europa heranschieben wollen; Stalin aber ging es nach dem Schock, den Hitlers rasche Erfolge auch in Moskau ausgelöst hatten, darum, einen Riegel zwischen sich und das bedrohliche Deutschland zu legen.



Am 15. Juni forderte die Sowjetunion Litauen in ultimativer Form auf, russische Truppen ins Land zu lassen und eine neue Regierung zu bilden. Am 17. Juni – dem Tag, an dem Marschall Pétain um Waffenstillstand ersuchte – ergingen gleiche Ultimaten an die Regierungen von Estland und Lettland. Alle drei Staaten waren ausserstande, die Ultimaten abzulehnen. Sowjetfreundliche Regierungen wurden gebildet, und neugewählte Parlamente, in denen fast nur Kommunisten sass, beschlossen schon an ihrem ersten Sitzungstag den Beitritt zur Sowjetunion. Zwischen dem 3. und 6. August gingen Litauen, Lettland und Estland als 14., 15. und 16. Sowjetrepublik in der UdSSR auf.

Am 26. Juni – einen Tag, nachdem im Westen der Waffenstillstand in Kraft getreten war – richtete die Sowjetunion auch an Rumänien ein Ultimatum, in dem sie Bessarabien und den nördlichen Teil der Bukowina verlangte. Zwar war Rumänien seit dem 13. April 1939 im Besitz einer von Frankreich und England ausgestellten Garantie für die Unverletzbarkeit seines Territoriums. Aber Frankreich konnte jetzt keine Hilfe mehr bringen, und England war von der deutschen Invasion bedroht. So war auch Rumänien zum Nachgeben gezwungen. Zwischen dem 28. Juni und dem 3. Juli rückten russische Truppen vom Dnjestr an den Pruth vor. In grosser Eile wurden die Rumänen aus Bessarabien evakuiert, während Russen und Ukrainer aus Rumänien in die nun von den Russen besetzte Zone umgesiedelt wurden. In diesem ersten Kriegsjahr hatte die Sowjetunion insgesamt 457'000 Quadratkilometer und 21 Millionen Einwohner gewonnen – alles Gebiete, die sie auch heute noch besitzt. Die Zahl ihrer Republiken hatte sich von 11 auf 16 erhöht. Von Lappland bis zur Mündung der Donau ins Schwarze Meer hatte sie auf einer Front von zweieinhalbtausend Kilometern ihre Grenze auf Kosten von Finnland, der baltischen Staaten, Polens und Rumäniens vorgeschoben. Sie hatte alle Gebiete, die ihr Hitler in den Abkommen vom August und September 1939 als Interessensphären zugestanden hatte, besetzt; an zwei Stellen – in Litauen und in der Bukowina – war sie sogar darüber hinaus vorgestossen. Der Korridor, der die beiden Mächte auseinanderhielt, war schmal geworden.

## Zwischen den Fronten

Im Vormarsch der Sowjetunion nach Westen und Hitler-Deutschlands nach Osten spiegelt sich die ganze neuzeitliche Tragik Osteuropas. Wie immer die Geschichte laufen mochte – für diesen Völkergürtel von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer schien sie stets nur Unheil bereitzuhalten.

Der eigentliche Name für dieses Gebiet heisst Ost-Mitteleuropa; er allein schon zeigt die unglückselige Lage dieser Zone zwischen den Fronten, zwischen dem Osten und der Mitte, zwischen Russland und Deutschland. Ihr Schicksal war die Zwischenlage, ihre Geschichte war es, stets umkämpft zu sein. Wenn ihre mächtigen Nachbarn sich einigten, geschah es auf ihre Kosten, und Ost-Mitteleuropa wurde geteilt. Waren die Nachbarn aber entzweit und herrschte Krieg, so wurde er auf ihrem Boden ausgetragen. Deutschen Zügen nach Osten folgten russische nach Westen. Bleibender und konstanter in den letzten 250 Jahren aber war der russische Zug nach Westen. Wenn die grossen Zaren – Peter und Katharina im 18., Alexander I. im 19. und dann nochmals Stalin im 20. Jahrhundert – die russische Grenze nach Westen schoben, verschwanden grosse Teile dieser Zone hinter einem schwer durchdringbaren Vorhang, und schienen kaum mehr zu Europa zu gehören. Nur Schwäche und Zerfall ihrer mächtigen Nachbarn – wie nach den Niederlagen Deutschlands, Österreichs und Russlands im Ersten Weltkrieg – konnten den Völkern Ostmitteleuropas Freiheit bringen. Aber selbst dann noch blieb die stete Furcht vor dem Wiederaufstieg und der Revanche dieser Mächte.

Überhaupt kann die Tatsache, von der Schwäche der Nachbarn leben zu müssen, diesen Völkern im Zeitalter der Grossmächte wenig Hoffnung gewähren. Es ist auch wenig wahrscheinlich, dass es ihre Lage zwischen den Fronten diesen Völkern je möglich macht, für die Dauer in jenem Zustand nationaler Selbstbestimmung zu leben, der ihnen und uns als ein Ziel der modernen Geschichte erscheint. Sie finden ein Minimum an Sicherheit offenbar nur in irgendeiner Form der Abhängigkeit von einer Grossmacht, habe diese nun die Gestalt eines Vielvölkerstaates à la Habsburg oder eines Reiches mit seinem Satellitenkranz, wie es die Sowjetunion verkörpert.

### Saisonstaaten?

Nach 1918 gab es das böse Wort von den «Saisonstaaten». Gemeint waren die neu entstandenen Staaten vom Baltikum bis zum Balkan, denen man kein langes Leben prophezeite. Effektiv befanden sich diese Staaten von Anfang an in einer prekären Lage. Mühselig war schon die Grenzziehung. Keiner dieser zwölf Staaten war ohne Nationalitätenprobleme. Die Geschichte hat die Völker in diesem Raum so durcheinandergeschüttelt, dass es unmöglich war, klare Grenzen zu ziehen.

Hätte man alle Minderheiten berücksichtigen wollen, hätte man Hunderte von Exklaven und Enklaven schaffen müssen. Da dies nicht möglich war, wurden ungezählte Spannungsherde geschaffen. Staaten wie Polen, Ungarn und Rumänien lebten praktisch mit allen Nachbarn ringsherum in Grenz- und Irredentakonflikten. In Fällen wie der Tscheche! und Jugoslawien war es schwierig zu sagen, welches überhaupt das Staatsvolk war; in der Tschechoslowakei war sogar der Bindestrich im Namen ein Anlass von Streitigkeiten. Wer wegen Nationalitätenfragen gegen einen Staat vorzugehen entschlossen war, durfte sicher sein, immer Verbündete zu finden, die auch Forderungen anzumelden hatten.

Auch die Verlierer des Ersten Weltkrieges – Deutschland und die Sowjetunion – hatten nationale Forderungen und Rückforderungen zu stellen, so Deutschland an Polen, die Tscheche! und Österreich, die UdSSR an Finnland, die baltischen Staaten, Polen und Rumänien. Ein Ost-Locarno, das die Grenzen wie im Westen garantierte, gab es nie. Bündnissysteme wurden geschlossen, die ausschliesslich gegen die Revisionswünsche einzelner Staaten gerichtet waren, wie die Kleine Entente der Tscheche!, Jugoslawiens und Rumäniens gegen Ungarn, oder die Balkanentente, der Jugoslawien, Griechenland, die Türkei und Rumänien angehörten und die vornehmlich gegen Bulgarien gerichtet war.

Mit der Grenzziehung hatten zum Teil auch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten dieser Länder zu tun. Grosse Freihandelsgebiete wie das Habsburgerreich waren zerstört; die Länge der Staats- und Zollgrenzen in Europa hatte sich durch den Ersten Weltkrieg verdoppelt. Die Wirtschaft in Ostmitteleuropa war noch stark von der Landwirtschaft geprägt; in Polen waren 68 Prozent der Bevölkerung Bauern. Die Handelsbilanzen dieser Länder, die nur durch Agrarexporte einigermassen im Gleichgewicht gehalten werden konnten, wurden durch die tiefen Agrarpreise der Zwischenkriegszeit schwer getroffen.

Vordringliches Problem in fast allen Ländern war die Agrarreform. In Estland beispielsweise befanden sich 58 Prozent des Landes in den Händen von Grossgrundbesitzern, deren Güter nicht selten über 2'000 Hektaren umfassten. Die Aufteilung dieser Gebiete war dringend nötig, konnte aber in manchen Ländern wegen des Widerstandes der Grundbesitzer nicht durchgeführt werden. Starke soziale und politische Spannungen führten zu dauernden Unruhen. Die Sowjetunion als kommunistischer Infektionsherd war nahe. Die Angst vor der Linken förderte die Bemühungen der konservativen Kreise. Unter dem Druck der schweren

innen- und aussenpolitischen Probleme zerbrachen die demokratischen Regierungen dieser Länder. Diese waren, wie die Verfassungen überhaupt, fast ausschliesslich nach französischem Vorbild gebildet worden. Aber mit dem Vorbild hatte man auch dessen Mängel übernommen, namentlich ein schrankenloses Proporzsystem, das zu einer starken Aufsplitterung der Parlamente führte. In der lettischen Kammer – der Seima – waren beispielsweise über 20 Parteien vertreten. Koalitionsregierungen und häufige Regierungswechsel waren die Folge. Die drängenden Fragen blieben ungelöst, und die Spannungen nahmen zu.

Fast alle Länder mussten in der Folge durch Verfassungskrisen hindurch, in denen die Exekutive zu Lasten der Legislative gestärkt wurde. In den dreissiger Jahren musste die Demokratie in praktisch allen Ländern Ostmitteleuropas als gescheitert betrachtet werden. Diktaturen nach faschistischem Muster kamen auf, und der Einfluss Deutschlands wuchs.

## **Der Fall Rumänien**

Als Schicksalsnation Ostmitteleuropas gilt Polen. Seit jeher war seine Lage zwischen Deutschland und Russland die Lage Ostmitteleuropas überhaupt. Wenn es frei war, waren alle Staaten dieser Zone frei; wenn es unter fremde Herrschaft kam, ging die Unabhängigkeit aller verloren.

Ähnlich schicksalhaft war in diesen Jahren aber auch die Rolle Rumäniens. Es zählte im Ersten Weltkrieg zu den Siegern und machte gewaltige Gewinne. Von Österreich erhielt es die Bukowina, von Ungarn Siebenbürgen und einen Teil des Banats, von Bulgarien die südliche Dobrudscha und von der Sowjetunion Bessarabien. Sein Gebiet vergrösserte sich auf mehr als das Doppelte, von 138'000 auf 294'000 Quadratkilometer. Die Bevölkerung stieg von 9 auf 17 Millionen; aber davon waren 25 Prozent Minderheiten – Ungarn, Deutsche, Ukrainer, Bulgaren und Russen –, und die gekränkten Nachbarn warteten nur auf ein Zeichen der Schwäche Rumäniens, um ihre verlorenen Völkerschaften wieder zurückzuholen. Dieses Zeichen war das sowjetische Ultimatum vom 26. Juni 1940. Im August forderten auch Bulgarien und Ungarn die Rückgabe ihrer 1919 verlorenen Gebiete. Darauf erhielt Bulgarien die südliche Dobrudscha mit ihren 7'500 Quadratkilometern und 330'000 Einwohnern zurück; unter diesen waren auch etwa 100'000 Rumänen. Mit Ungarn aber war ein Ausgleich unmöglich. Schliesslich entschied ein Schiedsspruch der um Vermittlung angerufenen Achsenmächte Deutschland und Italien vom 30. August 1940, dass Rumänien 45'000 Quadratkilometer mit 2,3 Millionen Einwohnern an Ungarn abzutreten hatte. Von diesen waren mehr als 40 Prozent Rumänen, während weiterhin 300'000 Ungarn in Rumänien verblieben.

## **Die Spannung steigt**

Während Ostmitteleuropa schrumpfte, wuchsen die Spannungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Schritt für Schritt waren diese Mächte im ersten Kriegsjahr auf die von ihnen ein Jahr zuvor festgelegte Linie, die die beiderseitigen Interessensphären trennte, zugegangen; jeder Schritt aber hatte den «cordon sanitaire», den Schutzgürtel, der sie auseinanderhielt, geschmälert.

Hitler war empört über das sowjetische Vorgehen gegenüber Rumänien, namentlich über die Einverleibung der Bukowina. Er fürchtete um die Ölfelder von Ploesti, die für die deutsche Versorgung von Wichtigkeit waren. Am 30. August 1940 gab er zusammen mit Italien

eine Garantierklärung für die Unverletzlichkeit des rumänischen Staatsgebietes ab. Im Oktober wurde eine deutsche Heeres- und Luftwaffenmission nach Rumänien entsandt, die bald 50'000 Mann umfasste. Sie hatte die Ölgebiete zu schützen und die rumänischen Truppen auszubilden. Ein Umsturz in Rumänien brachte die faschistische Eisernen Garde unter General Antonescu an die Macht. Das Land wurde zu einem deutschen Aufmarschgebiet. Im September standen an der deutsch-russischen Interessengrenze bereits 30 deutsche Divisionen.

Hitlers Verhältnis zur Sowjetunion war in diesen Monaten zwiespältig. Einerseits zeigte er sich bereits im Juli entschlossen, Russland spätestens im Frühjahr 1941 anzugreifen, um England jene Stütze zu nehmen, die – wie er glaubte – allein schuld war, dass England nicht aufgab. Man hatte in diesem Zusammenhang schon vom «1812-Syndrom» gesprochen, weil Hitler – wie Napoleon – glaubte, England und Russland besiegen zu müssen. Daneben träumte er aber auch immer noch von einem gewaltigen Kontinentalblock, der Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland und die Sowjetunion umfassen und dem sich auch Japan anschliessen sollte.

Am 13. November sprach Hitler zum russischen Aussenminister Molotow von seinen Visionen. Er stellte ihm die 40 Millionen Quadratkilometer des britischen Weltreichs vor Augen, die bald als gewaltige Konkursmasse den Siegern zur Verfügung stehen würden. Indien erklärte er zum russischen Interessengebiet; die Sowjetunion sollte durch die Liquidation des britischen Weltreichs endlich den Weg zu eisfreien und wirklich offenen Weltmeeren finden.

Aber Molotow blieb Realist. Er lenkte das Gespräch immer wieder auf den Balkan und sprach vom Sicherheitsbedürfnis der Sowjetunion an ihrer Westgrenze. Die deutsche Garantie für Rumänien und der italienische Angriff auf Griechenland, der am 28. Oktober begann, hatten ihn irritiert.

Hitler brach das Gespräch, das in Berlin stattfand, schliesslich ab mit dem Hinweis, die Zeit sei weit vorgerückt, und es sei mit englischen Nachtangriffen zu rechnen. Molotow dürfte die beispiellose Ironie nicht entgangen sein, mit der die Realität den Träumereien Hitlers ein Ende setzte.

## Das Kriegsgeschehen im Oktober 1940

1. 10. Deutschland liefert Finnland Waffen, wofür es von diesem Vorkaufsrechte für alle Erzkonzessionen in Finnland erhält.
23. 10. Treffen zwischen Hitler und Franco in Hendaye; kein Ergebnis, was Hitlers Wunsch nach einem Kriegseintritt Spaniens und den Angriff auf Gibraltar betrifft.
24. 10. Treffen Hitler – Pétain und Laval in Montoire. Keine konkreten Ergebnisse.
28. 10. Italienischer Angriff auf Griechenland.  
Stärkeverhältnisse: Italienische Verbände mit 1 Pz., 1 Geb.-Division und 6 Inf.-Divisionen, total 155'000 Mann, dazu etwa 400 Flugzeuge.  
Griechische Armee: 1 Kav.-Division und 14 Inf.-DiVisionen, total 430'000 Mann und 150 Flugzeuge.

Alle vier Jahre am ersten Dienstag nach dem ersten Montag im November wählt das amerikanische Volk seinen Präsidenten. 1940 war der 5. November Wahltag. Es gab eine Neuheit in der 150jährigen Geschichte der Vereinigten Staaten: Ein Kandidat – Präsident Franklin Delano Roosevelt – wurde zum dritten Mal gewählt. Aber der Wahlkampf stand nicht mehr wie 1932 und 1936 im Bann der Wirtschaftskrise, sondern ganz im Zeichen der Aussenpolitik. Der ferne Krieg beschäftigte die Amerikaner mehr als alles andere. Im Wahlkampf hatte der Präsident versprochen, die USA würden nicht in den Krieg eintreten. Einmal hatte er gesagt: «Während ich zu euch Müttern und Vätern spreche, gebe ich euch noch eine Versicherung. Ich habe es bereits früher gesagt und werde es wieder und wieder sagen: Eure Jungen werden nicht in irgendwelche fremde Kriege geschickt.»

Aber als er dies sagte, war das amerikanische Heer bereits von knapp 200'000 auf eine Million Mann verstärkt worden, und ein Jahr später stand das Land im Krieg. Die europäischen Ereignisse hatten Amerika eingeholt. Zum zweiten Mal in wenig mehr als 20 Jahren mussten die Amerikaner erkennen, dass sie gegen ihren Willen eine Weltmacht geworden waren, und dass sie sich nicht vom Kampf um die Weltmacht, den Hitler entfesselt hatte, fernhalten konnten.

## Insel oder Vorbild?

Seit den Anfängen haben zwei sich scheinbar widersprechende Maximen die Aussenpolitik der USA geprägt. Da war einerseits das Bewusstsein, eine Insel zu sein, eine Welt für sich, die mit dem Rest der Welt nichts zu tun haben wollte. Aber mit diesem Bewusstsein verband sich auch der Anspruch, Vorbild und eine bessere Welt zu sein als beispielsweise die europäische. Die eine Haltung führte zum Isolationismus, die andere zum Interventionismus. Zwischen diesen beiden Polen hat sich die Aussenpolitik der USA bewegt von George Washington bis in unsere Tage.

Washington hat mit seiner Abschiedsbotschaft von 1796 den Isolationismus begründet. In ihr beschwor er seine Mitbürger, «... sie sollten Allianzen nur als Ausnahmen für den Notfall betrachten, sich aber niemals permanent in irgendeines der europäischen Bündnissysteme hineinziehen lassen ...» Diese kanonische Weisung behielt ihre Gültigkeit bis zur Gründung der Nato 1949. Präsident Monroe hat sie 1823 zur Doktrin erhoben, als er die Formel prägte: «Amerika den Amerikanern – Europa den Europäern.» Aber in dieser Formel drückte sich zugleich auch ein amerikanisches Sendungsbewusstsein aus: Auf diesem Kontinent, auf den Meeren ringherum und in der westlichen Hemisphäre überhaupt sind die USA die Herren, sie geben das Beispiel und haben für Recht und Ordnung zu sorgen. Es war um 1900 für Theodore Roosevelt ein leichtes, aus Monroes isolationistischer Formel ein Instrument des Interventionismus zu machen. Der Isolationismus ist zwar – wie Waldemar Besson einmal sagte – «... der Hauptstrang der amerikanischen aussenpolitischen Tradition ...»; aber wenn es sich gleichzeitig auch als neues Jerusalem und weltpolitischer Messias verstand, war das



nur Ausdruck ein- und derselben Sache. «Indem Amerika sich als Abgetrenntes verstand» – schreibt Besson – «sah es sich zugleich auch als Besonderes, verband sich der Isolationismus mit dem Anspruch des Beispielhaften im Experiment einer amerikanischen Demokratie ... In der eigenen Demokratie hatte man den Massstab, mit dem man das Verhalten anderer Völker und Staaten mass. Das führte zu einer moralisierenden Tendenz, einer Schwarz-Weiss-Malerei, die immer wieder so charakteristisch in den amerikanischen Urteilen über weltpolitische Vorgänge hervorgebrochen ist.»

Es ist ganz klar, dass vor diesem Massstab Hitler und die faschistischen Systeme in den denkbar dunkelsten Farben erschienen.

### Zwischen Isolationismus und Intervention

Als Franklisch Delano Roosevelt 1932 Präsident wurde, waren die USA ganz isolationistisch gestimmt. Sie hatten zwar den Ersten Weltkrieg entschieden, und Präsident Wilson hatte versucht, Amerika in der Welt zu engagieren und seinen Ideen zum Durchbruch zu verhelfen. Aber die Amerikaner selbst verstanden diesen Krieg nur als Episode. Kaum war er vorbei, ertönte der Ruf «Zurück zur Normalität», und Normalität hiess Isolationismus. Die Vereinigten Staaten haben die Friedensverträge nicht unterschrieben, sie sind dem Völkerbund nicht beigetreten, und sie haben keine Bündnisverpflichtungen gegenüber ihren ehemaligen Verbündeten beibehalten. Das Kriegserbe brachte ihnen nur Verdruss. Die Verbündeten zahlten ihre Schulden nicht, und sie schuldeten immerhin zehn Milliarden Dollar. Noch 1937 betrachteten 70 Prozent der Amerikaner die Beteiligung am Ersten Weltkrieg als einen Fehler.

Die Weltwirtschaftskrise nach 1929 hat diesen Isolationismus noch verstärkt. Roosevelt musste sich zuerst den traurigen Zuständen im Lande selbst widmen. Sein «New Deal» war das Programm einer nationalen Renaissance; auf internationale Beziehungen wurde nicht viel Wert gelegt. Der Isolationismus führte in diesen Jahren zu einer übertriebenen Neutralität, die fast neurotische Züge annahm. Während in Europa die faschistische Expansion begann, erliessen die USA 1935 und 1936 Neutralitätsgesetze, die jeden Verkauf von Waffen und jeden Kredit an Kriegführende untersagte. Sie haben damit den europäischen Demokratien ihren Widerstand gegen Hitler nicht erleichtert.

Der Präsident selbst erkannte allerdings früh die Gefahr, die für sein Land vom Aufstieg Deutschlands in Europa und Japans in Ostasien ausging. Er wusste, wie sehr die Sicherheit der USA von der pax britannica und von der Stärke der britischen Flotte abhing. Den Antikominternpakt, den Deutschland, Italien und Japan 1936/37 schlossen und den Hitler als «Bund der Habenichtse» bezeichnete, empfand er nicht zu Unrecht als ein Abkommen, das sich auch gegen die USA richtete. Von 1937 an wurde der Präsident nicht müde, die Amerikaner daran zu erinnern, dass ihre Sicherheit vom Gleichgewicht auf weit entfernten Kontinenten abhing. 1937 setzte er im Kongress die «Cash and carry-Formel» durch, die es kriegführenden Staaten erlaubte, in den USA wichtige Güter zu kaufen, sofern sie bar bezahlten und die Waren auf eigenen Schiffen transportierten. Diese Formel half natürlich vor allem den Seemächten, in erster Linie also England.

Als Japan im Juli 1937 China überfiel, antwortete Roosevelt am 5. Oktober mit seiner «Quarantäne-Rede». Er stellte fest, Friede, Freiheit und Sicherheit für 90 Prozent der Weltbevölkerung würden durch die restlichen 10 Prozent bedroht. Eine Epidemie der Gesetzlosigkeit greife um sich, und die Grundlagen der Zivilisation seien in Gefahr. Den Isolationisten rief er zu: «Wenn so etwas in anderen Gegenden der Welt passiert, dann soll niemand sich einbilden, dass Amerika entrinnen werde, dass es Pardon erwarten dürfe, dass die westliche

Hemisphäre keinen Angriff zu befürchten habe ...» Dem Zustand der internationalen Anarchie könne man «... nicht einfach durch Isolierung oder Neutralität ...» entrinnen. Er sprach von der Interdependenz aller Vorgänge dieser Welt, die keinen Isolationismus zulasse. Schon klang der Begriff der «one world» an, der später so bedeutsam werden sollte. Schliesslich gebrauchte er eines seiner geliebten Gleichnisse und sagte: «Wenn eine ansteckende Krankheit sich zu verbreiten beginnt, verordnet die Gemeinschaft eine Isolierung der Patienten, um die eigene Gesundheit vor der Epidemie zu schützen ...» Die Angreifer müssten in eine wirtschaftliche und politische Quarantäne gesetzt werden. Die friedliebenden Völker rief Roosevelt auf, gemeinsame Front zu machen gegen die Vertragsbrüchigen. Die Welt war wieder geteilt in Schwarz und Weiss.

## Arsenal der Demokratie

Der Kriegsausbruch in Europa und die Niederlage Polens, Norwegens und Frankreichs haben den Isolationismus in den USA nicht sofort zerschlagen. Es gab immer noch einflussreiche Kreise, die jede Unterstützung Englands für sinnlos hielten, da es ohnehin verloren sei. Der frühere Präsident Herbert Hoover meinte, es werde für Amerika zwar «nicht angenehm, aber möglich» sein, in einer vom Faschismus beherrschten Welt zu leben.

Aber Roosevelt gelang es nun Schritt für Schritt, die Hilfe für England auszudehnen und das eigene Land auf den Krieg vorzubereiten. Bei Kriegsausbruch in Europa waren die USA wie gewöhnlich wenig gerüstet. Im September 1939 zählte das reguläre Heer nur 188'500 Mann. Am 26. Juni 1940 wurde die Höchststärke auf 365'000 Mann festgesetzt. Am 16. September erliessen die USA – zum ersten Mal in ihrer Geschichte – ein Wehrpflichtgesetz in Friedenszeiten. Über 16 Millionen Wehrpflichtige vom 18. bis 45. Lebensjahr wurden registriert, und 630'000 Mann wurden zu einjähriger Dienstzeit eingezogen. 10'000 Firmen erhielten genaue Produktionspläne, damit sie am M-day, dem Tag der Mobilisation, unverzüglich zu produzieren beginnen konnten. 1940 wurden 17 Milliarden, 1941 nochmals über 10 Milliarden Dollar für die Modernisierung der Ausrüstung gesprochen. Da die Rüstungsproduktion der USA im Ersten Weltkrieg gerade erst angelaufen war, als der Krieg aufhörte, gab es jetzt riesige veraltete Bestände; sie genügten, um 1,8 Millionen Mann auszurüsten, während die moderne Ausrüstung nur für 75'000 Mann reichte. Schon im Januar 1940 wurden 2,5 Milliarden Dollar für den Bau von 150 Kriegsschiffen bewilligt, und im Juli trat die «two-ocean-navy-bill» in Kraft; sie brachte praktisch eine Verdoppelung der bisherigen Flottenstärke. Im Juni 1940 wurde die Produktion von 50'000 Flugzeugen für die nächsten Jahre zum Ziel gesetzt.

## Bestände der Armee

### Heeresbestände:

1939	188'500 Mann (ohne Nationalgarde)
1941	1'460'998 Mann (inkl. Nationalgarde)
1943	6'993'102 Mann
1945	8'266'373 Mann

### Heeresluftwaffe:

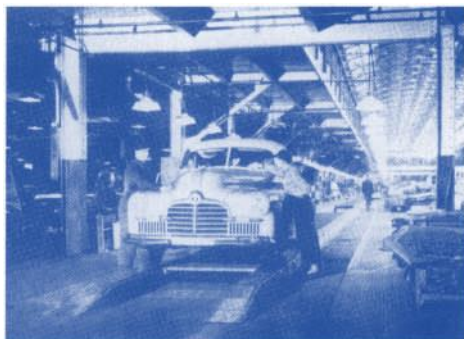
1939	2'473 Flugzeuge
1941	6'777 Flugzeuge
1943	49'018 Flugzeuge
1945	63'745 Flugzeuge

### Kriegsschiffe:

	1939	1945
Schlachtschiffe	15	25
Flugzeugträger	6	30
Eskortträger	—	84
Schwere Kreuzer	18	24
Leichte Kreuzer	19	51
Zerstörer	222	391
U-Boote	90	277
usw.		
Total ca.	550	4'000

Ein Teil der veralteten Flotten- und Waffenbestände war nach Dünkirchen den Engländern überlassen worden. Schon im November 1939 waren die Neutralitätsgesetze zugunsten der Alliierten revidiert worden, die nun auch Waffen und Munition auf der «Cash and carry-Basis» in den USA einkaufen konnten. Diese wurden – nach einem Ausdruck von Roosevelt – immer mehr zum Arsenal der Demokratie. Bis Ende 1940 kaufte England in den USA Rüstungsgüter im Wert von fast zweieinhalb Milliarden Dollar. Diese Aufträge kurbelten nicht nur die Rüstungsindustrie der Vereinigten Staaten an, sondern erlaubten auch die Eingliederung von über 8 Millionen Arbeitslosen in die Wirtschaft.

Aber am 8. Dezember 1940 musste Winston Churchill dem amerikanischen Präsidenten mitteilen, dass England nicht mehr lange in der Lage sein werde, das angeforderte Rüstungsmaterial zu bezahlen, doch bedürfe es dringend weiterer grosser Lieferungen. Auf diesen Hilferuf antwortete Präsident Roosevelt mit der Ankündigung des Leih- und Pachtgesetzes. Er verglich das englische Hilfegesuch mit demjenigen eines Nachbarn, dessen Haus in Brand geraten sei und der nun in seiner Not um einen Gartenschlauch bitte, damit er den Brand löschen könne. Niemand werde – so sagte er – in einem solchen Fall zuerst Rechnung stellen und sich bezahlen lassen; ein guter Nachbar werde vielmehr sagen: Nimm den Schlauch und gib ihn zurück, wenn der Brand gelöscht ist. Auf dieser Basis kam im März 1941 das «Lend-lease»-Gesetz zustande, das die pachtweise Überlassung gewaltiger Mengen von Kriegsmaterial an England ermöglichte. Der Kongress hat später an die 50 Milliarden Dollar dafür bewilligt. Churchill hat es vor dem Unterhaus als «... die uneigennützigste Tat in der Geschichte aller Nationen ...» bezeichnet. Aber so uneigennützig war dieses Ge-



*Kriegs- statt Luxusgüter! Oben: Der letzte Pontiac-Personenwagen verlässt am 2.2.1942 das Fliessband. Unten: Grant-Panzer für Nordafrika.*

setz nicht; Roosevelt selber hatte vor dem Kongress gesagt, wenn England falle, müssten die USA «... vor der Mündung einer Kanone...» leben.

## Die zweite Front

Es ist eine alte Streitfrage, ob der pazifischen Front in der amerikanischen Geschichte eine grössere Bedeutung zukommt als der atlantischen. Tatsache ist, dass die USA schon Mitte des 19. Jahrhunderts in diesem Raum eine lebhaftige Politik betrieben und sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufmerksam allen Versuchen widersetzen, die das labile Gleichgewicht in Ostasien stören konnten. Daher haben die Artikel 156 bis 158 des Versailler-Vertrages, die Japan eine grosse Machtzunahme in China und in der pazifischen Inselwelt brachten, in Amerika grosse Entrüstung ausgelöst; sie waren mit ein Grund, dass diese den Friedensvertrag nicht unterschrieben.

Im pazifischen Raum entstand in der Zwischenkriegszeit ein Vakuum, das immer grösser wurde. China befand sich in einer Art Bürgerkrieg, in dem sich drei Parteien – die Kuomintang Tschiang Kaischeks, die in einzelnen Provinzen herrschenden «warlords» und die Kommunisten Mao Tse-Tungs – gegenüberstanden. Die beiden mächtigsten Anrainer am Pazifik – die Sowjetunion und die USA – hatte keine Beziehungen untereinander. In den dreissiger Jahren waren die USA wegen der Wirtschaftskrise und die Sowjetunion infolge von Stalins Säuberungswellen aussenpolitisch kaum handlungsfähig. Mit dem Aufstieg Hitlers wurden auch Frankreich und die Niederlande von ihren grossen Kolonialreichen in Südostasien abgelenkt.

Dies ermöglichte dem von Wirtschaftskrisen geschüttelten, überbevölkerten und von einer aggressiven Militärpartei geführten Japan eine Expansionspolitik ohnegleichen. 1932 eroberte es die Mandschurei und gliederte sich einen Satellitenstaat von 1,3 Millionen Quadratkilometern und 32 Millionen Einwohnern an. 1933 besetzte es auch die chinesische Provinz Jehol. 1937 überfiel es China und entriss ihm innert 18 Monaten einen Fünftel seines Staatsgebiets mit den reichsten Provinzen und 40 Prozent seiner Bevölkerung. Nach dem Fall von Frankreich besetzte es im September 1940 auch Französisch-Indochina.

Am 27. September 1940 unterzeichneten Deutschland, Italien und Japan einen Dreimächtepakt. In den USA hatte man seit Langem befürchtet, die faschistischen Mächte in Europa und Asien könnten sich verbinden, und ihr Opfer wären in erster Linie die Vereinigten Staaten. Der Vertrag vom 27. September bestätigte diese Befürchtung. Die drei Mächte vereinbarten, sich mit allen – auch militärischen – Mitteln gegenseitig zu unterstützen, «... falls einer der drei vertragschliessenden Teile von einer Macht angegriffen wird, die gegenwärtig nicht in den europäischen Krieg oder in den chinesisch-japanischen Konflikt verwickelt ist.» Diese Macht konnte nur Amerika sein.

So gerieten die USA immer mehr in eine Zweitfrontenlage. Zwar war noch kein Krieg erklärt; aber spätestens mit dem Pacht- und Leihgesetz hatten die USA ihre Neutralität aufgegeben. Der Dreimächtepakt zeichnete künftige Fronten schon deutlich ab.

## Hitler und Amerika

Hitler war ein Mensch, der alle seine Pläne in der kurzen Frist seines Lebens verwirklichen, die Weltgeschichte also seiner Biographie unterordnen wollte. Bei Amerika machte er insofern eine Ausnahme, als er des Öfteren sagte, der Entscheidungskampf zwischen der Weltmacht USA werde erst nach seiner Zeit erfolgen. Deutschland müsse zuerst Stufe für Stufe die Kontinentalherrschaft in Europa erringen und so aufsteigen zu einer der vier Weltmächte

neben England, Japan und den USA. Erst wenn es diese Herrschaft errungen und eine starke Flotte gebaut habe, könne der See- und Luftkrieg in ozeanischen Weiten beginnen und könne Deutschland «... der drohenden Hegemonie des nordamerikanischen Kontinents ...» begegnen.

Aber Hitler hatte sich getäuscht, wenn er hoffte, die USA warteten zu, bis er sein Kontinentalreich errichtet habe. Frühzeitig schon hatten ihn entsprechende Warnungen des deutschen Botschafters in Washington erreicht. Dieser schrieb schon 1937, die USA würden «... in einem Konflikt, in dem es um die Existenz Grossbritanniens geht,... ihr Schwergewicht in die englische Waagschale legen.» Spätestens im Sommer 1940 musste es Hitler klar geworden sein, dass diese Prognose richtig war, und dass er es jetzt schon mit diesem neuen, mächtigen Gegner zu tun bekam. Nun geriet sein ganzer Stufenplan durcheinander, und er sah nur noch einen Ausweg: Durch die Niederwerfung der Sowjetunion sollte Englands «letzte Hoffnung» in Europa genommen werden; gleichzeitig würde eine Aufwertung Japans in Ostasien erfolgen, die zu einer stärkeren Bedrohung der USA an ihrer pazifischen Flanke führen würde. Wenn es gelang, die Sowjetunion in einem Blitzkrieg auszuschalten, würde auch England friedensbereit; die USA – die Hitler nicht vor 1942 für den Krieg bereit hielt – würden dadurch aus dem Krieg gehalten.

Hitler geriet in Zeitnot. Die Gefahr eines amerikanischen Kriegseintritts drängte ihn zur Eile. Immer wieder sagte er, die Zeit arbeite gegen ihn. In fieberhafter Eile wurden für das Jahr 1941 Blitzkriege im Weltmassstab vorbereitet. Der europäische Krieg nahm rascher, als Hitler es gewollt hatte, weltweite Dimensionen an.

## Das Kriegsgeschehen im November 1940

- 2.11. Beginn der griechischen Gegenoffensive gegen Italien.
- 4. 11. Hitler fasst den Entschluss, einen Entlastungsangriff auf Griechenland zu unternehmen, wo die italienische Offensive zum Stillstand gekommen ist.
- 10.11. Truppen General de Gaulles haben die ganze Kolonie Französisch-Äquatorialafrika erobert.
- 11./12. 11. Schwere Verluste der italienischen Flotte bei einem Angriff britischer Flugzeuge auf den Hafen von Tarent.
- 12./13.11. Besuch Molotows in Berlin. Gespräche über die Aufteilung der Welt in Interessensphären nach der Niederlage Englands.

In seiner Weltgeschichte der neuesten Zeit macht J. R. von Salis einmal die lapidare Feststellung: «Wo das Prinzip einer Politik falsch ist, kann sie nur fortlaufend zu falschen Schlussfolgerungen führen.»

Zu den falschen Prinzipien von Hitlers Politik gehört ohne Zweifel, dass sie über die Sicherheitsbedürfnisse der Völker hinwegging. Hitler hatte Polen erobert ohne zu bedenken, dass auf diese Störung der europäischen Machtverhältnisse der Kriegseintritt Englands folgen würde. Um England zu besiegen, hatte er Norwegen und Frankreich erobert, damit aber das Sicherheitsbedürfnis der USA tangiert. Als sich im Herbst 1940 zeigte, dass England nicht auf direktem Weg niederzuzwingen war, entstand der Gedanke, es im Mittelmeer, in den Kolonien und in Russland anzugreifen. Nun weitete sich der Krieg rasch aus auf neue Kontinente. Afrika und Asien wurden Kriegsschauplätze. Neue Fronten entstanden in Nordafrika, auf dem Balkan und dann in Russland. Fast gleichzeitig erliess Hitler im Dezember 1940 die Weisungen für drei neue Feldzüge: Am 10. Dezember verlegte er deutsche Fliegerverbände nach Süditalien, damit sie in den Krieg in Nordafrika eingreifen konnten. Am 13. Dezember unterzeichnete er den Aufmarschplan «Marita» gegen Griechenland. Fünf Tage später erliess er die «Weisung Nr. 21» («Fall Barbarossa»), die die Niederwerfung der Sowjetunion zum Ziel hatte.

Es besteht kein Zweifel, dass sich Hitler jetzt zu Unternehmungen genötigt sah, die ihm ungelegen kamen und die seine Pläne störten. Die falschen Prinzipien seiner Politik hatten dazu geführt, dass der Krieg weitere Kreise zog, als sein «Programm» vor sah. Von einer etappenweisen Annäherung an seine Ziele – immer nur ein Gegner auf einmal! – war keine Rede mehr. Eigentlich war Hitler Ende 1940 der Gefangene der von ihm provozierten, aber nicht gewünschten Umstände. Seine Aktionen wurden zusehends zu Reaktionen. Er hatte wichtige Prinzipien aus der Hand gegeben: Die Prinzipien der Handlungsfreiheit und der Initiative.

## Kampf ums Mittelmeer

Im Dezember 1940 trat das Mittelmeer immer stärker ins Zentrum von Krieg und Kriegsplanung. Seit Ende Oktober gab es den Krieg in Griechenland. Wie so oft in der Geschichte wurde diesem Land seine wichtige strategische Lage zum Schicksal. Die Achsenmächte betrachteten es als Aufmarschgebiet gegen britische Positionen im Nahen Osten, die Alliierten als mögliche Angriffsfront gegen die Achsenmächte. Von Griechenland aus waren sowohl der Suezkanal als auch die rumänischen Ölfelder – höchst neuralgische Stellen beider Parteien also – verwundbar.

Am 12. November hatte Hitler seine Weisung Nr. 18 erlassen, in der es vor allem um Operationen gegen Gibraltar, in Nordafrika und auf dem Balkan ging. Massnahmen sollten ergriffen werden, um Spanien zum baldigen Eintritt in den Krieg zu bewegen. Das Ziel des deutschen Eingreifens, das unter dem Decknamen «Felix» stand, sollte sein, «... die Engländer aus dem westlichen Mittelmeer zu vertreiben.» In Nordafrika sollten deutsche Fliegerverbände Alexandria und den Suezkanal angreifen, sobald die italienische Offensive Mersa Matruh in Ägypten erreicht hatte. Eine Panzerdivision war für den Einsatz in Nordafrika



bereitzustellen. Auf dem Balkan waren Vorbereitungen zu treffen, um aus Bulgarien heraus Griechenland anzugreifen «... und damit die Voraussetzung für den Einsatz deutscher Fliegerverbände gegen Ziele im ostwärtigen Mittelmeer zu schaffen, insbesondere gegen diejenigen englischen Luftstützpunkte, die das rumänische Ölgebiet bedrohen.» Die deutsche Heeresmission in Rumänien war zu verstärken.

In Briefen an Mussolini vom 20. November und in Darlegungen vor Offizieren am 5. Dezember präzisierte Hitler diese Pläne. Mussolini schrieb er, Spanien müsse sofort bewegt werden, in den Krieg einzutreten. Durch die Eroberung Gibraltars werde England «... gezwungen, seine gesamten Transporte um Südafrika zu leiten ...» Deutsche Truppen könnten dann auch in Marokko einrücken und verhindern, dass das französische Kolonialreich in Nord- und Zentralafrika von Vichy-Frankreich abfiel. Von Mersa Matruh aus wollte Hitler versuchen, «... den Suezkanal so mit Minen zu verseuchen, dass er für den tatsächlichen Verkehr praktisch ausfällt.» «England muss fallen» – sagte er am 5. Dezember – «nicht durch ein Kampfmittel, sondern durch eine Mehrheit von Schlägen (Luftwaffe, U-Boote), darunter auch Abriegelung der internationalen Verbindungen. Dabei ist der Fall Gibraltars – eines Wahrzeichens der englischen Grösse – ein entscheidendes Element.» Und Mussolini schrieb er, die Mittelmeerfrage «... müsse noch in diesem Winter bereinigt werden ...»; er wolle «... im Frühjahr, spätestens bis Anfang Mai ...», seine deutschen Kräfte wieder zurück haben. Wofür sagte er nicht, aber es war klar. Er brauchte sie gegen die Sowjetunion.

### Schwarzer Dezember für die Achsenmächte

Die Aktionen der Achsenmächte im November und Dezember brachten diesen praktisch nur Misserfolge. Die italienische Offensive, die am 28. Oktober von Albanien aus gegen Griechenland begonnen hatte, kam schon nach einer Woche zum Stehen. Am 3. November begann die griechische Gegenoffensive, die in kurzer Zeit über 50 Kilometer in albanisches Gebiet hineinführte. Die griechische Regierung hatte auch – unter Berufung auf die Beistandsgarantie vom Frühjahr 1939 – England um Hilfe ersucht. Darauf besetzten britische Truppen und Jagdverbände Kreta und zahlreiche Basen in Griechenland, und begannen von hier aus ihre Operationen. Das italienische Heer musste fast vollständig remobilisiert werden, was der Wirtschaft beträchtlichen Schaden zufügte. Am 6. Dezember wurde Marschall Badoglio als Chef des Generalstabs des Heeres abgesetzt.

Eine schwere Niederlage erlitt Italien auch zur See. Am 11. November wurden durch einen Angriff von einem englischen Flugzeugträger aus mehrere im Hafen von Tarent ankernde Schlachtschiffe so beschädigt, dass sie für Monate ausfielen. Die italienische Flotte hatte schon vor diesem Ereignis an Minderwertigkeitsgefühlen gelitten und sich wenig aggressiv gegenüber der unterlegenen britischen Mittelmeerflotte gezeigt; nunmehr wagte sie sich kaum mehr aus den Häfen heraus. Am gleichen 11. November hatte übrigens auch das erste und einzige Mal ein italienisches Bombergeschwader an einem deutschen Luftangriff auf England teilgenommen. Dabei wurden 13 Maschinen abgeschossen. Churchill meinte ironisch, diese italienischen Maschinen «... hätten bei der Verteidigung ihrer Flotte in Tarent bessere Verwendung gefunden.»

Aber auch Hitler kassierte im Dezember bittere Niederlagen. Die Mission, die Admiral Canaris nach Spanien geführt hatte mit dem Ziel, die Operation «Felix» klar zu machen, scheiterte. General Franco liess sich nicht in den Krieg ziehen. Das Unternehmen Felix musste abgeschrieben werden. Auch aus Frankreich kamen schlechte Nachrichten. Am 13. Dezember entliess Marschall Pétain seinen Stellvertreter Pierre Laval, der als Freund einer Zusammenarbeit mit Deutschland galt. Die Politik der «collaboration» wich zusehends einer

abwartenden Haltung, dem «Attentisme». Schon am 10. November war ganz Französisch-Äquatorialafrika vom Atlantik bis zum Tschadsee in die Hand der Befreiungsbewegung General de Gaulles gefallen.

Vor allem der Fehlschlag auf dem Balkan beunruhigte Hitler. Mussolini schrieb er, diese Misserfolge würden die Position jener stärken, die glaubten, «... dass in diesem Kriege das letzte Wort möglicherweise doch noch nicht gesprochen ist». Militärisch wog dieser Misserfolg darum so schwer, weil England in Griechenland Stützpunkte gewonnen hatte, «... die es in nächste Nähe des Petroleumgebietes von Ploesti, ebenso aber in greifbare Nähe ganz Süditaliens ...» brachten. Diese Lage sei – schrieb der Duce – «... militärisch gesehen drohend, wirtschaftlich gesehen ... geradezu unheimlich». Gegenmassnahmen müssten sofort ergriffen werden, um «... in kürzester Frist die Krise zu überwinden und aus einem scheinbaren Misserfolg erst recht eine endgültige Niederlage des Gegners zu erzwingen».

Aber der schwerste Schlag für die Achsenmächte stand noch bevor. Am 9. Dezember begann die britische Offensive in Nordafrika.

### Krieg in der Wüste

Der Krieg in der Wüste folgt eigenen Gesetzen. Strategie und Taktik werden wesentlich beeinflusst durch die Schwierigkeiten der Versorgung und die weite Sichtbarkeit. Der Tross schwillt im Wüstenkrieg beträchtlich an, da zusätzlich zu den üblichen Versorgungsgütern wie Verpflegung und Munition grosse Mengen an Wasser, Betriebsstoffen und Ersatzteilen nachgeführt werden müssen. Angriffe bedürfen der sorgfältigen Nachschubplanung. Magazine müssen angelegt und rasch nachgeführt werden. Die Wallensteinsche Lehre, dass der Krieg sich aus dem Lande selbst ernährt, hat hier keine Geltung. Zwar haben moderne Waffen und Maschinen – Flugzeuge und Panzer – den Wüstenkrieg erleichtert; aber sie sind – wie jüngste amerikanische Erfahrungen in der persischen Wüste wieder gezeigt haben – stark anfällig auf Einflüsse aus der Wüste, auf Hitze, Sand und Staub.

Auch die weite Sichtbarkeit erschwert die Aktionen. Herbert von Moos zitiert in seiner Chronik des Zweiten Weltkriegs das arabische Sprichwort «Liebe und Kamele sind nicht zu verbergen». Effektiv ist Tarnung in der Wüste schwierig, Deckung ist rar. Aufmärsche und Bereitstellungen können praktisch nur nachts erfolgen. Grosse Kolonnen sind Fliegerangriffen fast schutzlos preisgegeben.



*Tarnung in der Wüste ist schwierig, Deckung ist selten.*

Man wird sagen dürfen, dass die Wüste eher den Angreifer bevorteilt. Der Verteidiger hat es schwer, Abwehrstellungen zu schaffen. Ist er einmal aus einer vorbereiteten Stellung geworfen, ist es für ihn schwierig, neu Position zu fassen, da es oft über Hunderte von Kilometern kaum natürliche Hindernisse gibt. Allerdings sind auch der Aktionsweite des Angreifers aus den genannten Gründen Grenzen gesetzt.

So ist das Bild des modernen Wüstenkriegs geprägt durch rasche Aktionen motorisierter Kräfte, die meist in kurzer Zeit zu grossen Geländegewinnen führen. Diese sind allerdings nicht leicht zu halten, und das Kriegsgeschehen kann unverhofft umschlagen. Jedenfalls hat es auf keinem Schauplatz des Zweiten Weltkriegs so oft und so grundsätzlich gewechselt wie in Nordafrika.

### Wenn Churchill schnurrt

Über den italienischen Aktionen in Nordafrika stand von Anfang an kein guter Stern. Marschall Balbo, der dortige Oberbefehlshaber, wurde am 28. Juni von der eigenen Fliegerabwehr über Tobruk abgeschossen. Sein Nachfolger, Marschall Graziani, sträubte sich, die von Mussolini verlangte Offensive gegen Ägypten auszulösen. Zwar war Italien dem Gegner zahlenmässig weit überlegen; seinen 250'000 Mann konnten die Engländer in Ägypten nur 36'000 Mann entgegenstellen. Aber Graziani wusste um die Schwächen seiner Armeen, namentlich um die ungenügende Motorisierung und die unterdotierte Panzer- und Fliegerabwehr. Auch seine gepanzerten Mittel waren schwach. Vorerst verfügte Graziani nur über kleinere Einheiten mit leichten 3-Tonnen-Panzern, die bloss mit Maschinengewehren bestückt waren. Später kamen noch zwei Bataillone mit 11-Tonnen-Panzern hinzu.

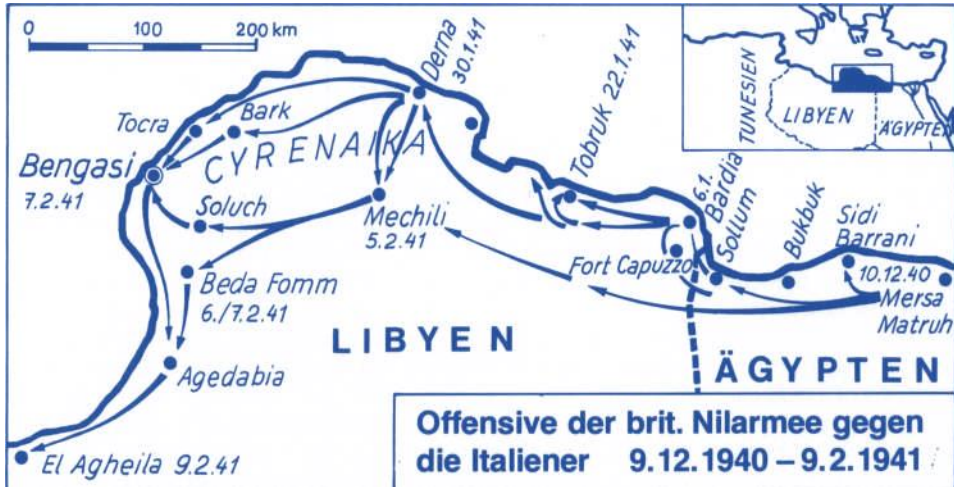
Auf Mussolinis Drängen musste Graziani seine Offensive am 13. September beginnen. Noch nie – schrieb damals der italienische Aussenminister Graf Ciano in sein Tagebuch – sei ein Krieg so sehr gegen den Willen des Befehlshabers durchgesetzt worden. Die Offensive führte etwa 90 Kilometer in ägyptisches Gebiet hinein, kam aber nach der Besetzung von Sidi Barrani zum Stillstand. Graziani liess diese Stellung befestigen und Minenfelder anlegen; auch die Versorgungswege wurden ausgebaut. Dann geschah nichts mehr. Von Sidi Barrani bis Mersa Matruh, wo die vorderste englische Garnison lag, waren es noch 120 Kilometer. Das britische Nahostkommando unter General Sir Archibald Wavell beschränkte sich vorerst darauf, Verstärkungen aus dem Mutterland heranzuführen. Die Transporte mussten den Weg um Afrika nehmen. Ein Kontingent von 7'000 Mann, das im Mai 1940 auf den Weg geschickt worden war, kam erst Ende August in Ägypten an.

Am 8. November traf der aus Ägypten zurückgekehrte Heeresminister Anthony Eden mit Churchill zusammen und berichtete ihm, Wavell wolle nicht länger in der Defensive verharren, sondern binnen Monatsfrist zum Angriff übergehen. Diese Meldung versetzte Churchill in eine behagliche Stimmung. «Ich schnurrte wie sechs Kater», schrieb er später in seiner Kriegsdarstellung. «Das war endlich etwas, das den Einsatz lohnte.»

### Von Wüstenratten und Matildas

Die britische Western Desert Force unter Sir Richard O'Connor übte den Angriff auf Sidi Barrani einen Monat lang an Modellen im Massstab eins zu eins. O'Connor unterstand die 4. Indische Division und die 7. Panzerdivision, deren Angehörige bald als «Wüstenratten» bekannt wurden. Insgesamt verfügte diese Division über 265 Panzer. Ihr Kernstück waren 50 schwerbewaffnete 24-Tonnen-Panzer, die den Spitznamen «Matildas» trugen. Diesen er-

hielten sie von einer Ente Matilda aus einer damals populären Comic-Serie, der sie äusserlich, aber auch in der Art der Fortbewegung, ähnlich sahen. Die Matilda-Panzer hatten eine Bugpanzerung von 80 Millimetern, die von den italienischen Geschossen nicht durchschlagen werden konnte. Aus späteren Kämpfen ist ein Fall bekannt, wo eine Matilda 38 Einkerbungen, die von Geschosstreffern stammten, aufwies; sie blieb dennoch einsatzfähig.



In der Nacht des 7. Dezembers verliess die Western Desert Force Mersa Matruh und legte die Hälfte der Distanz zu den italienischen Stellungen zurück. Tagsüber lag sie regungslos und von den Italienern unbemerkt in der Wüste. In der nächsten Nacht wurde der Vormarsch fortgesetzt. Erst jetzt erfuhr die Truppe, dass sie sich nicht in einer Übung befand, sondern einen effektiven Angriff ausführte – so streng hatte man es mit der Geheimhaltung genommen. Am Morgen des 9. Dezembers begann der Angriff auf die völlig überraschten Italiener. Schon am nächsten Tag fiel Sidi Barrani. Es wurden so viele Gefangene gemacht, dass sie die Engländer kaum zählen konnten. Churchill wurde gemeldet, es gebe an Gefangenen «... fünf Morgen voll von Offizieren und 200 Morgen voll von Soldaten».

Die Angriffe auf Bardia und Tobruk wurden dann allerdings um einige Wochen verzögert, weil O'Connor die 4. Division abgeben musste, die – statt dass sie nach Westen vorrückte – nach Osten abgezogen wurde. Aber Anfang Februar erhielt O'Connor die Erlaubnis, Bengasi anzugreifen. Am 3. Februar ergab die Luftaufklärung, dass die Italiener Bengasi verliessen und sich auf den Engpass von El Agheila zurückzogen. Sofort fassten die Briten den Entschluss, durch einen Marsch quer durch die Wüste dem Gegner den Rückweg abzuschneiden. In dreiunddreissig Stunden gelang es ihnen, die 270 Kilometer von Mechili bis Beda Fomm zurückzulegen, wo die zurückeilenden Italiener in die Falle liefen. Am 9. Februar fiel El Agheila. In zwei Monaten hatten die Engländer die ganze Cyrenaika erobert und waren fast 800 Kilometer vorgertückt. Sie hatten 130'000 Gefangene gemacht. Die eigenen Verluste beliefen sich auf 2'000 Mann. Die zwei Divisionen O'Connors schienen imstande, ganz Nordafrika für England zu erobern und den Achsenmächten die erste entscheidende Niederlage in diesem Weltkrieg beizubringen.

## Verspielter Sieg

Aber am 12. Februar gebot Churchill den Abbruch des Vormarsches. Er schickte den Grossteil der Truppen O'Connors nach Griechenland und beließ ihm nur ein schwaches Kontingent, das die Cyrenaika halten sollte. Die Engländer gingen in Nordafrika zur Defensive über.

Der Militärpublizist Liddell Hart hat in seiner Geschichte des Zweiten Weltkriegs Churchill für diese Massnahme schwer getadelt. Er sagte, Tripolis und der Rest Libyens hätten noch im Frühjahr 1941 erobert werden können. Erwin Rommel, der von Hitler am 6. Februar mit dem Oberkommando über die deutschen Hilfstruppen in Nordafrika betraut worden war, habe mit seinen zwei Divisionen nicht vor dem April in Afrika sein können. Hätten die Engländer ihre Offensive fortgesetzt, so wäre es nach der Meinung von Liddell Hart für Rommel sehr schwer gewesen, an der vom Gegner beherrschten Küste Nordafrikas zu landen.

Churchill dagegen behauptet, die von ihm nach Griechenland beorderten Divisionen hätten dazu beigetragen, dass Hitler den Balkan nicht kampflos erobern konnte. Wäre der britische Widerstand nicht gewesen, hätte Hitler Russland mit stärkeren Kräften und zu einem früheren Datum angreifen können, und wäre dann nicht vor Moskau und Stalingrad gescheitert. In Wirklichkeit nützten die britischen Truppen in Griechenland nicht viel. Als Hitler am 6. April angriff, erlebten sie ein zweites Dünkirchen und mussten sofort und unter grossen Verlusten evakuiert werden.

Der schwache Gegner in Nordafrika erlaubte es aber Rommel, schon Ende März – bevor seine Streitkräfte vollständig gelandet waren – zur Offensive überzugehen. In weniger als zwei Wochen trieb er die Briten wieder bis über die ägyptische Grenze zurück. Die Engländer hatten ihren Sieg vom Dezember 1940 vollständig verspielt.

## Das übrige Geschehen im Dezember 1940

7. 12. In Besprechungen mit Admiral Canaris lehnt Franco nochmals den Kriegseintritt Spaniens ab; Hitler bläst darauf das Unternehmen «Felix» – die Besetzung Gibraltars – ab.
9. 12. Beginn der britischen Gegenoffensive in Ägypten gegen die 10. italienische Armee.
13. 12. Marschall Pétain entlässt seinen Stellvertreter Pierre Laval. Der «attentisme» löst die «collaboration» ab.
18. 12. Hitler unterzeichnet die Weisung Nr. 21 «Barbarossa» für den Feldzug gegen die UdSSR.
23. 12. Anthony Eden wird britischer Aussenminister.



Im Herbst 1940 erhielt Thomas Mann von der BBC London den Auftrag, monatlich zu seinen Landsleuten in Deutschland zu sprechen. Der emigrierte Dichter, der seit 1939 in den USA lebte, sprach seine Sendungen jeweils in einem Studio in Los Angeles auf eine Platte, die dann auf dem Luftweg nach New York gebracht wurde. Dort wurde ihr Inhalt auf eine andere Platte in London überspielt, und von dort mittels Langwellen nach Deutschland und in die von den Deutschen besetzten Gebiete ausgestrahlt. So konnte Thomas Mann – «hinter dem Rücken der Nazi-Regierung», wie er sagte – mit den Deutschen Kontakt aufnehmen und ihnen seine Meinung über Hitler und den Krieg kundtun.

Diese Reden Thomas Manns an seine deutschen Hörer waren inständige Warnungen vor den faschistischen Verführern. Besonders eindringlich waren sie an Weihnachten 1940 und zum Neujahr 1941. An Weihnachten sagte er zu seinen Mitbürgern: «Nun rüstet ihr euch wieder, das christliche, das deutsche Fest zu begehen – zum zweiten Male in dem Kriege, den eure gegenwärtigen Führer über euch und die Welt verhängt haben – in Trauer viele von euch um Söhne und Väter, die umkamen beim Überfall auf Nachbarvölker, beklommenen Herzens gewiss ihr alle bei dem Gedanken, wie lange dies alles noch dauern, wohin dies alles noch führen soll. Ihr deckt die Gabentische – sie werden kümmerlich bestellt sein, denn gute Dinge sind nicht erhältlich, obgleich doch eure Herren den verheerten Kontinent geplündert haben in eurem Namen. Aber die Weihnachtskerzen brennen. Ich möchte euch fragen, wie euch in ihrem Lichte die Taten vorkommen, die eure Führer euch als Nation im vergangenen Jahr haben begehen lassen ... Würdet ihr mir sagen, wie zu diesen Taten die schönen alten Lieder stimmen, die ihr mit euren Kindern, und selbst von Kindheitsgefühlen erfüllt, nun wieder singt – oder singt ihr sie nicht mehr ... ?»

Thomas Mann sagte seinen Mitbürgern auch, dass dieser Krieg von Deutschland niemals zu gewinnen sei und dass am Ende dieses Frevels unbeschreibliches Elend auf die Deutschen warten werde. Zum Schluss sagte er: «Es ist Weihnachten, deutsches Volk. Lass dich bewegen und auch empören von dem, was die Glocken meinen, wenn sie Frieden verkünden, Frieden auf Erden.»

Nochmals vom Frieden sprach er in der Sendung vom Januar 1941. Er sagte, solange die Deutschen für Hitler kämpften, würde es keinen Frieden geben. «Endlos, uferlos wird das wüste Abenteuer weitergehen, in das diese Elenden euch verstrickt haben, Jahr über Jahr.» Sie wüssten es ja selbst, dass der Endsieg in weitere Fernen gerückt sei als je. Und er fragte seine deutschen Hörer, warum sie sich von ihren Herren eine Rolle aufzwingen liessen, die sie gar nicht wollten, die Rolle des Amokläufers unter den Völkern!

## In Deutschland

Was mag in denen vorgegangen sein, die in Deutschland diese Worte vernahmen, im geheimen, in abgeriegelten Zimmern, aus denen selbst die Familienmitglieder und Freunde verbannt waren, aus Angst vor Verrat? Es gibt kaum Zeugnisse von diesen Hörern; sie haben ihre Geheimnisse nicht besprochen und nicht beschrieben. Und doch gibt es genug Hinweise, die zeigen, dass viele diese Stimme hören wollten. Ihre Zahl war so gross, dass sogar Hitler einmal verärgert auf diese Reden Thomas Manns anspielte.

Die Tatsache aber, dass ungezählte Deutsche zuhörten, auch wenn sie dabei grosse Gefahr liefen, wirft ein Licht auf die dramatische Lage, in der sich viele damals befanden. Sie haben sich wohl in diesen Neujahrstagen 1941 keine Illusionen darüber gemacht, was ihrer und



ihrem Land noch wartete. Sie wussten, dass der Krieg weiterging. Neue deutsche Siege waren zu erwarten. Aber in der Ferne zeichnete sich schon die deutsche Katastrophe ab. Die Tragik dieser Menschen «vom anderen Deutschland» lag darin, dass sie dieses Verhängnis nicht aufhalten konnten. Sie mussten mitansehen, wie die Ereignisse – welchen Lauf sie auch nehmen mochten – auf ein unheilvolles Ende zuliefen; denn sie konnten ja weder den Sieg noch die Niederlage Deutschlands wünschen.

Einer von ihnen, der ehemalige Botschafter Ulrich von Hassell, hat in diesen Tagen der Jahreswende die Lage in seinem Tagebuch nüchtern analysiert. Er sah, wie bedrohlich die innere, äussere und wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands wurde. Am 19. Januar 1941 schrieb er: «Die grosse Zerstörung geht weiter, die Uferlosigkeit nimmt zu. Die Erkenntnis der üblen Entwicklung auch, aber weit entfernt bleibt irgendein Riss in den Wolken, die den einzuschlagenden Weg verdecken.» Er hoffte noch, die Generäle würden eines Tages Hitler die Gefolgschaft verweigern, aber er erkannte auch, dass sie von ihrem «... stur-militärischen Denken mit den Händen an der Hosennaht...» kaum loskamen.

Unterdessen prophezeite Hitler neue Kriege. Im Kampf der plutokratischen Vorrechte gegen die nationalsozialistischen Volksrechte würden die letzteren siegen. Hitlers Pläne kreisten vor allem um das Mittelmeer, den Balkan und Russland. Zu Mussolini, mit dem er am 20. Januar auf dem Berghof zusammenkam, sagte er, in «... einem Eingreifen der Vereinigten Staaten sähe er keine Gefahr. Unangenehm sei nur die Existenz des russischen Kolosses, der wichtige Kräfte binde ...» Er musste gestehen, dass er lieber 60 Divisionen entlassen hätte, um sie in der Produktion einzusetzen. Seine Kriegspläne liefen den wirtschaftlichen Realitäten davon.

## In Italien

In Italien herrschte um die Jahreswende Ernüchterung und Katzenjammer. Nach all den Siegesprognosen nun all diese Niederlagen! Die Dinge in Albanien standen schlecht, in Libyen miserabel. Mussolini konnte sich diese Niederlagen nicht erklären. Er sprach von geheimnisvollen Vorgängen, die sich in der Armee abspielten, schimpfte auf die Offiziere und meinte melancholisch, die Italiener seien nicht mehr, was sie im Ersten Weltkrieg gewesen seien. Wenn ihm Marschall Graziani sagen liess, er könne die feindlichen Tanks «nicht mit den Fingernägeln aufreissen», zweifelte Mussolini am Mut und an den Fähigkeiten seiner Offiziere. Im Ministerrat verlas er lange Listen abgesetzter Generäle und Obersten. Nur der König sah die Dinge realistischer, wenn er sagte, es räche sich jetzt, dass man in Italien seit Langem einen Stuhl für einen Palast gehalten habe.

Gierig wurden in Italien alle Nachrichten, die irgendeine Besserung der Lage versprochen, ergriffen und als Beginn der ganz grossen Wende gedeutet. In Rom gingen zeitweise Gerüchte von phantastischen italienischen Siegen mit Zehntausenden von Gefangenen um. Aber alle Hoffnungen wurden stets wieder zerstört. General Cavallero versprach seit Mitte Dezember eine Offensive gegen Griechenland, aber die Offensive kam nicht. Als am 9. Januar 1941 ein neuer griechischer Angriff erfolgte, taten ihn die italienischen Militärs als letzte Flammen eines verlöschenden Feuers ab. Graf Ciano notierte in sein Tagebuch: «Hoffen wir, dass dem wirklich so ist: bisher sind wir in der Beurteilung der Lage immer in die Irre gegangen.»

Mussolini genierte sich, mit all diesen Misserfolgen vor Hitler erscheinen zu müssen; er fürchtete versteckte Beileidsbezeugungen. Zur Hebung der Moral erliess er feurige patriotische Appelle, die immer proletarischere Züge annahmen. In der Niederlage erwachte in

Mussolini wieder der alte Sozialist, der sich an die Massen wandte und die Bürger und Offiziere zu Verrätern und Sündenböcken stempelte. Schliesslich beschloss er am 17. Januar, alle faschistischen Würdenträger zu mobilisieren und an die Front zu schicken. So erlebte Italien das seltsame Schauspiel, dass seine Minister und Abgeordneten und die gesamte Parteispitze ihre Arbeitsplätze verliessen und – murrend und zähneknirschend – in den Krieg zogen. Aussenminister Graf Ciano übernahm das Kommando über ein Geschwader in Albanien. Der Duce regierte das Land allein mit der Bürokratie.

Aber die Niederlagen gingen weiter, und ein paar Wochen später war jedermann zurück am angestammten Bürotisch.

## In England

Auf London fielen noch immer die Bomben. Besonders heftige Angriffe erfolgten gegen Jahresende, am 28. und 29. Dezember. Aber London – dieses, wie Churchill einmal sagte, mächtige prähistorische Tier, das unzählige Verstümmelungen erlitten hatte und aus vielen Wunden blutete – London lebte weiter. Es hielt stand und mit ihm die vielen anderen Städte Englands, gegen die sich seit Mitte November die deutschen Luftangriffe mehr und mehr



*Winston Churchill - der Geist des Widerstands.*

gerichtet hatten. Als Wendell Willkie, der unterlegene amerikanische Präsidentschaftskandidat, am 1. Februar 1941 nach London kam, geriet er mitten am Tag auf dem Trafalgar Square in einen deutschen Bombenangriff. Er war verblüfft, dass trotz Bombeneinschlägen und krachenden Fliegerabwehrgranaten alles seinen gewohnten Gang nahm. Der Verkehr lief weiter, und an der Nelsonssäule fütterten alte Damen die Tauben wie jeden Tag.

Als Winston Churchill Ende Jahr Bilanz zog, sah er Licht und Schatten scharf getrennt; aber er sah auch Licht! «Wir lebten noch... Wir hatten nicht versagt... Unsere Insel stand unantastbar, unversehrt... Wir hatten der Welt gezeigt, dass wir uns behaupten konnten.» Die

Invasion hatte nicht stattgefunden. Der Gegner hatte die Luftherrschaft nicht errungen. England war von Tag zu Tag besser gerüstet. Trotz der Luftangriffe stieg die Rüstungsproduktion rasch an. In Nordafrika gab es glänzende britische Siege. Die Vereinigten Staaten kamen dem Konflikt immer näher. «Wir dürfen» – schrieb Churchill – «dieses furchtbare Jahr als das grossartigste Jahr in unserer langen englischen und britischen Geschichte bezeichnen, so wie es auch das bedrohlichste war.» Aber Churchill wusste auch um die grossen Bedrohungen, die England noch bevorstanden. Die schwerste von ihnen war die Bedrohung zu See. Die Schiffsverluste lagen ständig höher als die Neubauten. Die Häfen waren immer mehr verstopft. Die Importe, die im Juni 1940 noch 1,2 Millionen Tonnen in der Woche betragen hatten, waren auf 800'000 Tonnen gesunken.

Der Mann von der Strasse glaubte noch nicht an die englischen Erfolge im Mittelmeerraum. Allgemein war man überzeugt, der entscheidende deutsche Schlag stehe noch bevor. Am 26. Januar 1941 trug Harold Nicolson, damals Staatssekretär im Informationsministerium, im Arbeitszimmer seines Schlosses Sissinghurst folgendes in sein Tagebuch ein: «Wir wissen, dass der grosse Angriff bevorsteht. Wir wissen, dass wir in ein oder zwei Wochen der schrecklichsten Prüfung ausgesetzt sein werden, die wir je ertragen haben ... Ich sitze hier in meinem vertrauten Arbeitszimmer mit meinen Büchern und Bildern um mich herum, und wieder einmal überfällt mich der Gedanke, dass ich sie vielleicht nie wiedersehen werde. Sie mögen sehr wohl ihre Fallschirmjäger und Luftlandetruppen hinter Sissinghurst absetzen, und die Schlacht mag über unseren Leichen toben. Nun, wenn sie's versuchen wollen, sollen sie's tun. Schliesslich werden wir doch siegen.»

## In Amerika

Ende Dezember 1940 und im Januar 1941 hat Präsident Roosevelt drei grosse Reden gehalten, in denen er sich vehement gegen die faschistische Expansion wandte. Nimmt man noch das Pacht- und Leihgesetz dazu, das er am 10. Januar vor dem Kongress einbrachte, so kann man sagen, Roosevelt habe in diesem Monat vier «Beinahe-Kriegserklärungen» an die faschistischen Diktatoren in Europa und Asien gerichtet.

Die erste formulierte er in seiner «Plauderei am Kaminfeuer» vom 28. Dezember 1940. Er versuchte seinen Mitbürgern klarzumachen, dass für Amerika seine Politik, die die Unterstützung der Feinde der Achsenmächte anstrebte, im Augenblick das geringste Risiko und für die Zukunft die grösste Hoffnung bedeutete. Die Achsenmächte dürften keinesfalls siegen, sonst kontrollierten sie Europa, Afrika, Asien und die Meere. Dann würde ein gewaltiges Wettrüsten einsetzen, und die USA müssten, um in dieser von den Faschisten beherrschten Welt leben zu können, sich «... in eine Militärmacht umwandeln und dauernd auf Kriegswirtschaft leben». Mit der Grausamkeit gebe es keinen Frieden, sagte Roosevelt; unter der «Drohung des nationalsozialistischen Revolvers» könne man nicht leben. England dürfe nicht im Stich gelassen werden.

Die zweite «Kriegserklärung» stand in Roosevelts Rede vom 7. Januar 1941, in der er von den vier Freiheiten sprach. Er sagte: «Wir wollen in Zukunft eine Welt sichern, die auf vier Grundfreiheiten aufgebaut ist.

- Die erste ist Rede- und Ausdrucksfreiheit – überall in der Welt.
- Die zweite ist Religionsfreiheit – überall in der Welt.
- Die dritte ist Freiheit von Not – was\* allgemein verständlich bedeutet, dass Wirtschaftsabkommen getroffen werden müssen, die allen Angehörigen jedes Volkes der Welt ein gesundes, friedliches Leben zusichern.
- Die vierte ist Freiheit von Furcht, was allgemein verständlich eine so umfassende

und so gründliche, weltweite Rüstungsbeschränkung bedeutet, dass kein Staat wo immer in der Welt in der Lage sein wird, einen Nachbarn physisch anzugreifen. – Dies ist kein Traumbild eines fernen tausendjährigen Reiches. Es ist die endgültige Grundlage für eine in unserer Zeit und in unserem Geschlecht erreichbare Welt. Diese Welt ist die genaue Antithese der sogenannten ‚neuen Ordnung‘ der Tyrannei, – die von den Diktatoren mit Bombenkrach geschaffen werden soll.»

Auch in der Inaugurationsrede vom 20. Januar 1941 steckte eine Art Kriegserklärung. Zu Beginn seiner dritten Präsidentschaft sprach Roosevelt von der Rolle der Demokratie in der Weltgeschichte. Das Sehnen nach Demokratie betrachtete er nicht als eine neue Phase der Geschichte, sondern als die Geschichte der Menschheit schlechthin. In Amerika sei dieses Sehnen zuerst erfüllt worden. Roosevelt erinnerte an Washingtons Antrittsbotschaft von 1789, in der der erste Präsident der USA die Erhaltung der Freiheit und der Demokratie als Hauptaufgabe, die den Amerikanern anvertraut worden war, bezeichnet hatte. Roosevelts Schlussworte – «Wir weichen nicht zurück. Es genügt uns nicht, stillzustehen» – machten klar, dass er diese Aufgabe nicht auf den eigenen Kontinent beschränkt wissen wollte.

Nach so viel halben Kriegserklärungen kann man fragen: Was hinderte Roosevelt daran, den Krieg wirklich zu erklären? Aber für den Krieg waren die USA nicht bereit. Die Rüstungsproduktion lief erst an. Ausserdem hätte eine Kriegserklärung den Zweifrontenkrieg mit Deutschland und Japan zur Folge gehabt und die amerikanischen Möglichkeiten zur Unterstützung Englands nur beeinträchtigt. Das Kriegsrisiko für die Vereinigten Staaten war am geringsten, wenn sie ihre Politik darauf anlegten, die Feinde der Achsenmächte zu unterstützen.

## In der Schweiz

Der Leitartikel der «Neuen Zürcher Zeitung» zum Neujahr 1941 begann mit den Worten: «Ein Jahr ist verflossen –, es könnte ein Jahrhundert sein: So seltsam, so bestürzend und erschütternd hat sich das Gesicht Europas in dieser kurzen Zeit gewandelt...» Was diesem schweizerischen Betrachter des Weltgeschehens vor allem Sorgen machte, war das grosse Sterben, das 1940 die europäische Kleinstaaten weit heimgesucht hatte. Drei baltische und zwei skandinavische Staaten, dazu die drei Beneluxländer waren von der Sowjetunion und Deutschland erobert worden. Es war ein Wunder, dass es die Schweiz noch gab, aber ohne Zweifel stand auch sie in einem ernsten nationalen Existenzkampf.

Ähnliche Gedanken finden sich auch in der Neujahrsansprache von Bundespräsident Ernst Wetter an das Schweizervolk. Bis jetzt sei mehr die Bequemlichkeit als die Existenz bedroht gewesen, meinte er; aber das werde sich ändern. Er erinnerte daran, dass es genau 650 Jahre her waren seit dem ersten Schweizerbund von 1291, der auch «in böser Zeit» geschlossen worden war. Wolle die Schweiz überleben, müsse die Losung für dieses Jahr «... die Steigerung der Produktion auf allen Gebieten ...» sein.

Diese Parole war verständlich angesichts der beängstigenden Versorgungslage. 1940 waren die Importe gegenüber 1939 um fast 30 Prozent zurückgegangen, die Exporte um sieben Prozent. Auch im erwähnten Leitartikel der «NZZ» war die Rede davon, dass jetzt der Mangel spürbar werde und man in der Schweiz lernen müsse, viel viel einfacher zu leben. Not tue aber auch die politische Straffung, «... die innere Disziplinierung der Demokratie...» Zwar habe es selten mehr Grund zum Schimpfen gegeben als jetzt, aber angesichts der ernsten Lage sei doch zu hoffen, dass sich «... der in alter Manier drauflos schimpfende Eidgenosse ...» überlebt habe.

Alle Stimmen riefen zu Einheit und Zusammenarbeit auf, so der Bundespräsident in seiner Neujahrsansprache, der General in einem Aufruf am Silvesterabend und auch der zurücktretende Bundesrat Minger in einer Art Abschiedsbotschaft. Willy Bretscher, der Chefredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», sagte am Schluss seines Neujahrsartikels, man habe gegenüber der hausbackenen Schweizer Demokratie oft den Vorwurf erhoben, sie setze ihren Bürgern und besonders der Jugend keine hohen Ziele. Jetzt seien solche Ziele da und seien Aufgaben gestellt, die den höchsten Einsatz eines jeden wert seien.

### Das Geschehen im Januar 1941

- 10. 1. Im amerikanischen Kongress wird die Vorlage für das Leih- und Pachtgesetz eingebracht.
- 19.1. Beginn der britischen Offensive gegen Eritrea.
- 12.-20.1. Hitler trifft Mussolini auf dem Berghof. Er teilt ihm seinen Entschluss mit, über Bulgarien nach Griechenland vorzustossen und deutsche Truppen nach Libyen zu entsenden.
- 21.1. Kaiser Haile Selassie, seit 1936 im Exil, überschreitet die abessinische Grenze.

Der Winter 1940/41 gilt nicht als eine Zeit akuter Bedrohung der Schweiz. Die Kriegswolken hatten sich verzogen, die unmittelbare Gefahr schien vorüber. Ein grosser Teil der Truppen hatte entlassen werden können; im Februar 1941 waren nur noch 140'000 Mann aufgeboden. Im deutschen Hauptquartier war von der Schweiz weniger die Rede als in den Monaten zuvor. Die Wirtschaftslage war ernst, aber noch nicht bedrohlich. Man hatte zwar kalt in diesem harten Winter, in dem viele Schweizer Seen zufroren. Aber man verlor deswegen den Humor nicht. Es wurde empfohlen, beim herrschenden Mangel an Kohle jenem Volkslied zu folgen, in dem es hiess: «Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiss als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiss.»

Im Februar 1941 stellte der Zürcher Geschichtspräsident Gottfried Guggenbühl die Lage der Schweiz mit folgenden Worten dar: «In unserer Nachbarschaft gibt es keine Fronten sich bekämpfender Heere mehr. Der Krieg hat sich weit weg an die Ränder unseres Erdteils, in fremde Kontinente und auf ferne Meere verzogen. Er scheint uns, da wir inmitten des europäischen Festlandes wohnen, weniger anzugehen als noch vor einem Jahre. – Aber wir erfahren doch wieder einmal, dass man unter Krieg leiden kann, auch wenn man ihn nicht sieht und nicht hört...»

Aber nicht diese Leiden und nicht der spürbarer werdende Mangel haben damals der Schweiz am meisten zu schaffen gemacht. Diese Entbehrungen haben Einigkeit und Zusammenhalt wohl eher gefördert. Schlimmer waren die Ungewissheit über die Zukunft und die Angst, die sich langsam einschlich. Als im Sommer zuvor die äussere Bedrohung höchst akut gewesen war, hatte es für solche Gefühle kaum Platz gegeben. Ab Juni 1941, nach Hitlers Einfall in Russland, konnte man aufatmen, und ein Ausweg zeichnete sich ab. Aber in diesen langen Monaten des zweiten Kriegswinters war das Schicksal der umzingelten Schweiz völlig ungewiss. Auch die Unverzagten hatten bange Fragen: Was würde Deutschland tun? Wie lange konnte man durchhalten? Wie weit reichte die Versorgung?

Dies war die Stunde der Zweifel, der Verdächtigungen, der Gerüchte und der geheimen Eingaben an den Bundesrat. Aus Ungewissheit und Angst erwachsen manche Gespenster: Das Gespenst des Verrats, der Not, der Inflation. Es hat für die Schweiz im Zweiten Weltkrieg manchen Augenblick gegeben, wo sie von aussen mehr bedroht war als damals; aber innerlich unsicherer und mehr uneins ist sie kaum je gewesen. In der Uneinigkeit bestand für sie die Bedrohung dieses zweiten Kriegswinters.

## Einfacher leben

Die Lebensmittelkarten des Februars 1941 wiesen gegenüber jenen des Januars keine grossen Veränderungen auf. Rationiert waren Zucker, Reis, Teigwaren, Hülsenfrüchte, Hafer und Gerste, Mehl, Griess und Mais sowie Öle und Fette. Brot war noch nicht rationiert, durfte aber erst in den Verkauf gebracht werden, wenn es 48 Stunden alt war; dadurch konnte der Konsum um 10 Prozent gesenkt werden. Auch für Fleischwaren gab es noch keine Rationierung, da wegen der Ausdehnung des Ackerbaus der Viehbestand beträchtlich abgebaut wurde und daher der Markt noch gut versorgt war. Zwei fleischlose Tage pro Woche gab es erst ab Mai 1941. Butter war seit Dezember 1940 ebenfalls rationiert, und Rahm war nur



noch aufgrund eines ärztlichen Zeugnisses zu haben. Im Januar 1941 verbot das Volkswirtschaftsdepartement den Gaststätten und Bäckereien die Abgabe von in schwimmendem Fett gebackenen Speisen.

Die Wohnungen waren in diesem Winter schlechter geheizt als früher. Während die Schweiz vor dem Krieg jährlich etwa 3,5 Millionen Tonnen Kohle eingeführt hatte, kamen 1940 nur noch 2,7 Millionen, 1941 noch 2,2 Millionen Tonnen herein. Schon vor Kriegsausbruch 1939 waren die Kraft- und Brennstoffe rationiert worden. Weil die Industrie auf die Brennstoffe nicht verzichten konnte, wurde in erster Linie der private Kohlenverbrauch gedrosselt. Im Kriegs-, Industrie- und Arbeitsamt ging man von der Parole aus: «Besser eine kalte Wohnung und einen warmen Arbeitsplatz!» Schulen und Kirchen wurden zeitweise geschlossen, und mancherorts ging man zur Fünftageweche über, um Fabriken und Büros nicht ständig heizen zu müssen. Inserate priesen Ofenaufsätze an, die Einsparungen von Brennstoff ermöglichten. Holzsammeln in den Wäldern wurde wieder aktuell.

Auch der Fahrzeugverkehr wurde stark gedrosselt. Vor dem Krieg hatte die Schweiz jährlich etwa 200'000 Tonnen Benzin verbraucht. Im Jahre 1940 konnten noch 137'000 Tonnen, 1941 noch 36'000 Tonnen abgegeben werden; das waren noch 18 Prozent des Vorkriegsverbrauchs. Seit Kriegsbeginn war die Benzinzuteilung rationiert. Die Normalration betrug im März 1941 für einen Personenwagen der Kategorie A bis 7,5 PS 20 Liter im Monat, für einen Lieferwagen 25 Liter, für ein Motorrad 10 Liter. Die Rationierung allein genügte aber nicht; es mussten auch zahlreiche Verkehrseinschränkungen erlassen werden. Vergnügungsfahrten mit Motorfahrzeugen wurden verboten, und im April 1941 wurden etwa 60'000 Personenwagen – von insgesamt 78'000 – und 23'000 Motorräder – von insgesamt 26'000 – kurzerhand stillgelegt. Die Traktoren sollten wenn immer möglich auf Ersatztreibstoffe umgebaut werden; die Sektion «Kraft und Wärme» stellte Bewilligungen für Acetylgasanlagen aus.

Alle diese Massnahmen waren umso nötiger, als bei Kriegsbeginn die Benzinvorräte ganz ungenügend waren und der Vorratsäufnung grösste Bedeutung zukam. Die Benzinvorräte reichten bei Kriegsbeginn für ganze drei Monate, und die Armee verfügte über einen Vorrat von nur gerade 2'200 Tonnen. Ab Februar 1941 unterstanden auch Pneus und Schläuche der Bewilligungspflicht, da kein Gummi mehr importiert werden konnte.

### Ein Volk von Pflanzern ...

Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte die Schweiz nur einen Drittel ihres Brotgetreides – aber 96 Prozent des Fleischbedarfs – aus der eigenen Landwirtschaft decken können. Als sie seit dem Sommer 1940 durch den doppelten Blockadering – den deutschen und den englischen – von den überseeischen Versorgungsgebieten fast völlig abgeschnürt war, wurde die Ausdehnung des Ackerbaus lebenswichtig. Der Beauftragte für das Anbauwerk, Professor Dr. Friedrich T. Wahlen, errechnete damals, dass die Schweiz eine Ackerfläche von 500'000 Hektaren haben musste, wenn sie den Krieg ohne Hunger überstehen wollte. Bei Kriegsausbruch machte das offene Ackerland aber nur 185'000 Hektaren aus. Das zusätzliche Ackerland konnte nur zu einem geringen Teil durch Rodungen und Meliorationen gewonnen werden. Zu einem grossen Teil musste Wiesen- und Weideland umgepflügt werden. Das hatte vorerst eine Herabsetzung des Grossviehbestandes und damit natürlich der Fleisch-, Milch-, Butter- und Käseproduktion zur Folge. Man nahm das aber hin in der Überzeugung, dass der Ackerbau – wie die Eidgenössische Zentralstelle für Kriegswirtschaft damals in einer Aufklärungsschrift schrieb – «... auf die Einheit der Bodenfläche bezogen, wesentlich mehr Menschen als die Gras- und Viehwirtschaft ernähren kann». Nach ihren Berechnungen er-

zeugte eine Hektare Grasland, die der Milch- und Viehwirtschaft diente, Nahrung für 4 bis 5 Personen; aus einer Hektare Brotgetreide aber konnten 8 bis 10 Personen, aus einer Hektare Kartoffelfeld 16 bis 20 Personen ernährt werden. Damit stand im Mittelpunkt der sogenannten Anbauschlacht der Kartoffelanbau. Teiche und Sümpfe wurden entwässert, Wälder gerodet, aber auch Sport- und Spielplätze, Parkanlagen und private Blumenbeete umgepflügt und umgestochen, um kleine und grosse Gemüsegärten und Kartoffelpünten zu erhalten. Die Bundesversammlung hatte schon im April 1939 für das Jahr 1940 eine Ausdehnung der Ackerbaufläche um 25'000 Hektaren auf ca. 209'000 Hektaren angeordnet. Diese Pflichtanbaufläche wurde dann um etwa 8'000 Hektaren überschritten. Im Januar 1941 wurde wegen der Verschlimmerung der Versorgungsanlage ein neuer Mehranbau von 50'000 Hektaren für das Frühjahr 1941 angeordnet. Den Wehrmännern aus der Landwirtschaft sollte weitgehende Dienstbefreiung gewährt werden. Dreissig- bis fünfzigtausend zusätzliche Arbeitskräfte wurden für den Einsatz in der Landwirtschaft gesucht.

Der Einsatz lohnte sich. 1940 konnte der Endrohertrag der schweizerischen Landwirtschaft um 15,7 Prozent von 1'289 auf 1'491 Millionen Franken gesteigert werden. Die Zunahme im Getreidebau betrug 8 Prozent, im Kartoffelbau 23 Prozent.

### Tabellen zur Versorgungslage

#### Aussenhandel mit Deutschland (in Mio. Fr.)

	Einfuhr	Ausfuhr
1938	373,1	206,1
1940	411,3	284,8
1942	660,3	655,6
1944	433,5	293,6

#### Inlandgetreide – Anbau (in ha)

1938	126 260
1940	136 844
1942	189 165
1944	214 110

#### Anbauflächen diverser Kulturen (in ha)

	1934	1940	1944
Kartoffeln	45 819	51 369	89 878
Zuckerrüben	1 501	3 126	5 693
Gemüse	—	11 823	22 592
Mohn/Raps	8	182	8 099
Hanf/Flachs	10	47	218

#### Gestaltung der persönlichen Ration

pro Kopf und Monat (Ganze A-Lebensmittelkarte) in kg

	Zucker	Reis	Hülsenfrüchte	Teigwaren
1939*	2,2	0,35	0,14	0,75
1940	1,9	0,7	—	0,6
1942	0,8	0,1	0,275	0,3
1944	0,95	0,4	0,35	0,375
1946	1,27	0,4	frei	0,69
1940-48**	54,5	50	167,5	62

\* Effektiver Verbrauch in den Vorkriegsjahren

\*\* Durchschnittliche Rationen 1940-48 in Prozenten des Vorkriegsverbrauches.

### ... ein Volk von Sammlern ...

Im Februar 1941 ordnete das Volkswirtschaftsdepartement die Sammelpflicht für alle verwertbaren Abfälle an. Von jetzt an galt das Schlagwort: «Altstoff ist Rohstoff.» Schulklassen, Frauenvereine und die FHD, Pfadfinder, Kadetten und andere Jugendgruppen, aber auch Berufssammler trugen alle jene Altstoffe zusammen, die in Familien und Betrieben abfielen und die als Rohstoffquelle für die schweizerische Wirtschaft immer wichtiger wurden. Im Januar 1941 wurde die Bevölkerung aufgerufen, die Stanniol- und Silberpapiere der Weihnachtspakete abzuliefern; der Erlös kam der Wäschebeschaffung der Soldatenfürsorge zu. Im Februar wurde ein schweizerischer «Tubentag» durchgeführt; die Zufuhr von Buntmetallen stockte damals fast völlig. In Basel wurden in einem Monat 20 Tonnen Kaffeezusatz gesammelt, aus denen zwei Tonnen Fett gewonnen werden konnten. In der Stadt Solothurn wurden in einem Monat 7'250 Kilo Papier gesammelt, dazu 550 Kilo Knochen, 520 Kilo Lumpen, 1'280 Kilo Konservendbüchsen, 800 Kilo Metalle, 180 Kilo Scherben und 12 Kilo Zinntuben. Da im November 1940 auch für Textilien, Schuhe, Seife und Waschmittel die Rationierung eingeführt worden war, wurde auch das Sammeln von Lumpen, Lederabfällen und Knochen sehr wichtig. Aus den Wollabfällen konnte fast der vollständige Bedarf für die Herstellung von Militärtuch gedeckt werden.

Auch die 45'000 Tonnen Altpapier, die die Industrie jährlich benötigte, konnten schliesslich durch die Sammlungen gedeckt werden. Aus einem Kilo Knochen konnten 100 Gramm Fett für die Seifen- oder Kerzenherstellung gewonnen werden, ferner 140 Gramm Knochenleim und 500 Gramm Knochenmehl für die Düngerfabrikation. Auch Schmieröle und Altgummi wurden gesammelt. Alle Sammelaktionen verfolgten natürlich auch ein erzieherisches Ziel; denn wer Abfälle sammelt, sollte ja auch mit den Rohstoffen und Produkten sparsamer umgehen.

### ... und ein Volk von Kriegern

Im Januar und Februar 1941 wechselten die deutschen Truppenverbände in der schweizerischen Nachbarschaft häufig. Zeitweise befanden sich 12 bis 14 Divisionen im Raum zwischen Jura und Burgund und etwa 10 Divisionen in Süddeutschland. Gegen Ende des Winters wurde ein Teil dieser Verbände nach Osten abgezogen und an der jugoslawischen Grenze stationiert.

Häufig kam es zu Verletzungen des schweizerischen Luftraums durch englische, gelegentlich auch durch deutsche Flieger. Seit dem 15. September 1940 wurden ab zehn Uhr abends die schweizerischen Radiosendungen eingestellt, da sie von den britischen Bombern, die das Mittelmeergebiet anfliegen, zur Funkpeilung benützt wurden. Am 6. November 1940 ordnete der General auch die Verdunkelung von zehn Uhr abends bis zur Morgendämmerung an; er löschte damit den «Leuchtturm Schweiz», der die Überfliegungen ebenfalls erleichtert hatte. Die Armee war unterdessen fast vollständig ins Reduit zurückgezogen worden. Die Grenzen und die Einfallsachsen wurden nur noch von schwachen Grenztruppen und einigen leichten Brigaden geschützt. Die Schweiz bestand fortan aus zwei sehr ungleichen Teilen: Aus dem äusserst stark verteidigten Zentralraum und dem fast deckungslosen Mittelland, in dem die grosse Mehrheit der Bevölkerung lebte.

Diese Situation war nicht ungefährlich. Die Zivilbevölkerung konnte leicht in Panik geraten, wenn Gefahr aufzog. Sie konnte der Versuchung erliegen, ebenfalls im Zentralraum Zuflucht zu suchen, was unter allen Umständen verhindert werden musste. Der Feind konnte diese Lage ausnützen für Sabotageakte, für Luftlandeoperationen oder handstreichartige Überfälle auf wichtige Objekte im Mittelland.

Um dies zu verhindern, hatte der Bundesrat schon am 16. September 1940 die Aufstellung von Ortswehren angeordnet. Damit sollten die letzten Verteidigungsreserven – Frauen, Jugendliche von 16 bis 19 Jahren und Männer, die nicht oder nicht mehr wehrpflichtig waren – erfasst werden. Der Beitritt war freiwillig. Der Andrang war ausserordentlich. Schon am 1. Januar 1941 gab es 2'835 Ortswehren mit einem Totalbestand von 127'563 Männern und Frauen. Etwa die Hälfte der Ortswehrangehörigen waren Leute im Alter von 50 bis 70 Jahren. Sie galten als Freiwillige im Hilfsdienst. Sie erhielten die



*Die Hälfte der Ortswehrangehörigen stand im Alter von 50 bis 70 Jahren.*

eidgenössische Armbinde, damit sie nicht als Franktireure behandelt werden konnten, und wurden – soweit die Bestände reichten – mit dem Langgewehr Modell 89 ausgerüstet. Am 22. November 1940 übertrug ihnen der General vor allem die Bekämpfung jener feindlichen Massnahmen gegen Land und Volk, die nicht durch die Armee selbst abgewehrt werden konnten. Dazu gehörten, wie der Generalstabschef in seinem Bericht über den Aktivdienst ausführte, «... Sabotage, Spionage, Nachrichtenübermittlung an den Feind, Gerüchtemachelei, Defaitismus, Panikstimmung, Überwachung der Bevölkerung, besonders der verdächtigen Ausländer und Schweizer (sog. 5. Kolonne), Beobachtung und Meldung von Fallschirmabspringern und deren Bekämpfung..., ferner die Bewachung von Objekten, Bahn- und Strassenanlagen, Internierten, ... Verhinderung der Teilnahme der Bevölkerung am Kampf und deren Abwanderung». Ausserdem wurden die Ortswehren eingesetzt bei Flüchtlingswellen, zur Sicherung der Mobilmachung, bei Katastrophenfällen, in der Bedienung von Tanksperren und im örtlichen Sanitätsdienst.

Die Ortswehren hatten nicht zuletzt aber auch eine psychologische Bedeutung. Die Zivilbevölkerung wusste, an wen sie sich zu halten hatte, und die Offiziere und Soldaten im Reduit sahen, dass ihre Angehörigen nicht einfach schutzlos waren. Sicher waren die Ortswehren nicht mit kombattanten Verbänden zu vergleichen, und Kampfaufträge konnten sie nur in geringem Mass erfüllen. Aber sie haben dennoch eine Lücke, die das System des Reduit notwendigerweise mit sich bringen musste, zu einem guten Teil gefüllt; in einem gewissen Sinn haben sie die uralte Tradition des schweizerischen Landsturmaufgebots auch im Zweiten Weltkrieg fortgeführt.

## Schweizerpflicht

Was Schweizerpflicht sei, war selten im Krieg so umstritten wie in diesen Monaten. Bestand sie darin, trotzig den einsamen Weg der Schweiz zu gehen und dem feindlichen Ausland die eigene Meinung und die Stacheln zu zeigen? Oder sollte man vorsichtig nachgeben und sich anpassen, wo dies möglich war, um Deutschland – von dem man wirtschaftlich ja weitgehend abhängig war – nicht zu reizen? Es ging nicht nur um Widerstand oder Anpassung damals, um Heldentum oder Verrat. Die besseren unter den Anpassern waren keine Verräter; auch sie wollten die Unabhängigkeit von Land und Volk, doch waren sie überzeugt, dass die Schweiz nur überleben konnte, wenn sie nicht zu laut auftrat. Zu ihnen mochte ein Teil der Unterzeichner jenes Dokuments gehört haben, das als Eingabe der 200 in die Geschichte eingegangen ist.

Dieses Dokument war dem Bundesrat am 15. November 1940, versehen mit 105 Unterschriften, eingereicht worden. Im Dezember 1940 und im Frühjahr 1941 folgten weitere 68 Unterschriften. Zu den sieben Erstunterzeichnern gehörten der Glarner Industrielle Kaspar Jenny, der Zürcher Mittelschullehrer Dr. Heinrich Frick, der Maienfelder Jurist Dr. Andreas von Sprecher und der Aargauer Staatsarchivar Dr. Hektor Ammann. In ihrer Eingabe beschuldigten sie die Schweizer Presse, durch einseitige Berichte die Neutralität zu verletzen und das Land in schwere Gefahr zu stürzen. Die Unterzeichner verlangten, «... dass den Urhebern von notorischen und andauernden Vergiftungen unserer Beziehungen zu Nachbarvölkern in kürzester Frist das Handwerk gelegt wird».

Ohne Zweifel war das eine gefährliche, politisch und juristisch unmögliche Forderung. Der Bundesrat hat ihr denn auch nicht stattgegeben. Erst nach dem Krieg wurde die Eingabe weitherum bekannt, und ihre Unterzeichner wurden mit den übelsten Verrätern und Kapitulanten gleichgesetzt. Sie konnten aber immerhin einen Brief General Guisans vom 4. April 1941 vorweisen, in dem dieser feststellte, dass sich die Meinung der Unterzeichner «... über die Haltung der Presse mit der meinigen deckt». Selbst der General war in dieser kritischen Zeit, und namentlich nach dem Aktenfund von La Charité, der die Beziehungen zu Deutschland schwer belastete, zu einem gewissen Nachgeben bereit. Das belegen auch die beiden eigenartigen Briefe, die er am 14. August und am 9. November an Bundesrat Minger und an Bundespräsident Pilet-Golaz richtete und in denen er die Entsendung einer Sondermission nach Berlin vorschlug. Diese sollte – «... à l'aube d'une ère nouvelle...» –, wie Guisan sich ausdrückte, engere kulturelle, politische und touristische Kontakte mit Deutschland herstellen.

Einer der Unterzeichner der Eingabe der 200 sagte nach dem Krieg auf die Frage, warum er seine Unterschrift gegeben habe: «... nicht aus Angst, sondern zum Zeitgewinn; aus der Besorgnis, dass durch einen lauten Ton, während wir die Steilhalde traversierten, die Lawine ausgelöst werden könnte.»

## Das weitere Geschehen im Februar 1941

8. 2. Erster Konvoi mit Truppen und Material für das deutsche Afrikakorps geht von Neapel nach Tripolis.
10. 2. Britische Truppen stossen gegen Italienisch-Somaliland vor.
12. 2. Generalleutnant Erwin Rommel trifft einen Tag nach den ersten deutschen Truppen in Libyen ein. Ab 15.2. übernimmt er das Oberkommando des deutschen Afrikakorps.
25. 2. Britische Truppen erobern Mogadiscio, die Hauptstadt Italienisch-Somalilands.
25. 2. Admiral Darlan wird Stellvertreter und designierter Nachfolger Marschall Pétains und übernimmt das Aussen-, Innen- und Marineministerium der Vichy-Regierung.

Im Jahre 1878 unterhielt sich Bismarck mit dem russischen Diplomaten Graf Schuwalow über die Schwierigkeiten, mit denen es die deutsche Aussenpolitik zu tun hatte. Weil Deutschland in der Mitte Europas lag und spät zu seiner Machtstellung aufgestiegen war, musste es stets mit Koalitionen seiner Nachbarn rechnen, die sein Aufstieg alle direkt oder indirekt getroffen hatte. Im Verlauf dieser Diskussion sagte Schuwalow zu Bismarck: «Vous avez le cauchemar des coalitions». Bismarck gab zu, dass der Gedanke an Koalitionen ihm wirklich böse Träume verursache. Keine Gestalt ist ihm ständig so präsent gewesen wie die Friedrichs des Grossen, der von 1756 bis 1763 gegen die übermächtige Koalition von Frankreich, Österreich und Russland hatte kämpfen müssen. In diesem Krieg hatte er Land und Leben beinahe verloren, und Preussen war beinahe untergegangen; einmal in diesem Krieg waren die Russen bis vor die Tore Berlins vorgedrungen.

Bismarck hat diese Lektion des Siebenjährigen Kriegs nie vergessen. Er war überzeugt, dass Deutschland sich mit mindestens einer, wenn möglich mit zwei der kontinentalen Grossmächte – nämlich mit Österreich und Russland – verbinden musste, um seine Existenz zu sichern. Er hat immer wieder, auch in den schwierigsten Lagen, die Rückendeckung von Seiten Russlands angestrebt und dieses vom inoffensiven Charakter der deutschen Politik zu überzeugen gesucht. In «Gedanken und Erinnerungen» schreibt er, er habe die Pflege nachbarlicher Beziehungen zu Russland immer für ein wichtiges Gebot gehalten. Von kriegerischen Auseinandersetzungen mit Russland hielt er nichts. «Der deutsche Krieg bietet für Russland ebenso wenig unmittelbare Vorteile, wie der russische für Deutschland ...», schrieb er in seinem Erinnerungswerk.

Bismarcks «cauchemar des coalitions» war eigentlich der Alptraum jedes guten deutschen Aussenpolitikers, von Karl V. bis zu Konrad Adenauer. Hitler hatte ihn mit Bestimmtheit nicht.

## Die Deutschen und die Russen

Hitler war allerdings nicht der erste, der die russophile Haltung Bismarcks auf gab. Die Einschätzung der Russen als eines minderwertigen Volks hatte in Deutschland bereits Tradition, als Hitler sie zum Dogma erhob. Schon in wilhelminischer Zeit gab es Stimmen, die verlangten, Deutschland habe Osteuropa zu kolonisieren, um dann von diesem festen Kern aus nach Übersee zu expandieren. Solche Ideen kamen der Verwirklichung nahe, als am Schluss des Ersten Weltkrieges Russland zusammenbrach und den Deutschen in der Eisenbahnoffensive des Frühjahrs 1918 die riesigen Westgebiete Russlands fast kampflos in die Hand fielen. Damals hat es nicht an Plänen gefehlt, die Gebiete vom Weissen Meer bis zur Ukraine von Russland abzulösen und von Deutschen besiedeln zu lassen. Unausgesprochen mag hinter solchen Plänen die Überzeugung gestanden haben, alle Zivilisation gehe den Weg vom Westen nach Osten, und alle kulturellen Leistungen in der Geschichte Russlands seien von Völkern aus dem Westen ausgegangen. Gleichzeitig taucht aber in der wilhelminischen Zeit



auch schon die Angst vor Russland auf. Die deutsche Bevölkerung zählte Anfang des Jahrhunderts 65, die russische 170 Millionen, und sie wuchs dreimal so rasch. Führende deutsche Kreise waren – wie Robert Cecil schrieb – «... besessen von der Furcht vor der ersten Bedrohung, zu der Russland werde, wenn es sein militärisches und wirtschaftliches Potential voll entwickelt haben würde.» Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges spielte diese Angst eine nicht zu unterschätzende Rolle. Oft kann man aus deutschen Aktenstücken jener Tage die Meinung heraushören, jetzt fühle man sich noch imstande zu siegen, später sei es zu spät. Der Erste Weltkrieg hatte, wie auch der Angriff Hitlers vom Juni 1941, den Charakter eines deutschen Präventivschlags gegen Russland.

## Hitler und die Russen

Auf keinen Punkt seines aussenpolitischen Programms war Hitler von Anfang an so völlig fixiert wie auf den Kampf gegen Russland, der Deutschland Lebensraum im Osten und dem bolschewistischen Russland den Untergang bringen sollte. Dieses Vorhaben stand von Anfang an unverrückbar fest: Es musste Hitlers Lebenswerk werden. Und wenn dann auch 1941 die Verhältnisse ganz anders waren, als Hitler sie sich vorgestellt hatte, und er nicht mit England als Verbündetem, sondern als Gegner im Rücken losziehen musste, so konnte ihn das nicht von seinem Vorhaben abbringen. Damals hätte man zwar meinen können, England sei der Hauptgegner und Russland nur dessen Festlanddegen, den Hitler ihm aus der Hand schlagen wollte, um England auf die Knie zu zwingen. Aber solche Propagandastücke Hitlers waren schon darum falsch, weil England ja gar nicht auf Russland, sondern auf Amerika als künftigen Verbündeten zählte. Wie Sebastian Haffner sagte: «Der Angriff auf Russland erfolgte nicht wegen, sondern trotz des andauernden Krieges gegen England; und er erfolgte auch nicht wegen der Reibereien mit Russland, die sich in der zweiten Jahreshälfte 1940 ergeben hatten und im Sommer 1941 schon wieder beigelegt waren; sondern weil Russland auf Hitlers innerer Landkarte immer als deutscher Lebensraum vorgemerkt war und weil in Hitlers Zeitplan jetzt nach dem Sieg über Frankreich der Augenblick gekommen war, dieses Hauptstück seines Eroberungsrepertoires in Szene zu setzen.»

In «Mein Kampf» hatte Hitler 1925 diese innere Landkarte ausgebreitet, als er schrieb: «Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schliessen endlich die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit ab und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft. Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Russland und die ihm Untertanen Randstaaten denken.» Und an anderer Stelle: «Wollte man in Europa Grund und Boden, dann konnte dies im Ganzen und Ganzen nur auf Kosten Russlands geschehen, dann musste sich das neue Reich wieder auf der Strasse der einstigen Ordensritter in Marsch setzen, um mit dem deutschen Schwert dem deutschen Pflug die Scholle zu geben.»

Zu Herbert Rauschnig sagte Hitler, Deutschland müsse dort fortfahren, wo seine Armeen im Weltkrieg aufgehört hatten, als der Waffenstillstand kam. Dann kommt auch bei ihm die alte deutsche Angst vor dem erwachenden Russland zum Vorschein, wenn er sagt: «Es gilt nach wie vor, die drohende Masse des allslavischen Imperiums für alle Zeit zu zerschlagen. Unter dieser Übermacht kann Deutschland nicht hochkommen. Vergessen wir nicht, dass der slavische Osten geburtenkräftiger ist als das ganze übrige Europa.»

## Über die Versteppung Europas

Aber Hitlers Kampf gegen Russland war nicht nur ein Kampf für Deutschland. Er war ein Feldzug für Europa, ja für die Menschheit überhaupt. Europa drohte von den Slawen her die Versteppung und Verödung. Deren vorrückende Massen, die kaum kulturfähig waren, drohten, die hochstehenden Völker Europas zu sich herabzuziehen. Deutschland als Vorvolk Europas musste den Kampf aufnehmen, in dem ihm der Sieg sicher war. Wie Hitler zu Rauschning sagte: «Den Austrag des Kampfes zwischen deutschem Rassendenken und panslawischem Massendenken kann uns nichts ersparen... Hier heisst es nur Herrschaft des deutschen Rassenbewusstseins über eine, ewig zum Dienen und zum Gehorsam bestimmte Masse.»

Aber Hitlers Kampf gegen Russland hatte nicht nur diese eine Antriebskraft der Lebensraumeroberung; sie ruhte ebenso sehr auf den Pfeilern des Antibolschewismus und des Antisemitismus. Russland war in seinen Augen immer der «Hort des Bolschewismus und des Judentums» gewesen. Alles Minderwertige, alle Feinde des menschlichen Fortschritts waren in diesem Staat vereint. Das erleichterte die Propaganda; die Feinde der Juden, der Slawen und der Bolschewisten konnten gegen den gleichen Gegner marschieren. Erstes Opfer dieser Propaganda war vermutlich Hitler selbst; denn es ist ja nicht leicht einzusehen, wie er Bolschewismus und Judentum einfach gleichsetzen konnte. Aber diese Kumulation des Minderwertigen bestimmte Russlands Schicksal: Das Riesenreich im Osten war – wie Hitler schrieb – «... reif zum Zusammenbruch ...», und die Deutschen waren «... vom Schicksal ausersehen, Zeugen einer Katastrophe zu werden, die die gewaltigste Bestätigung für die Richtigkeit der völkischen Rassentheorie sein wird.»

Hitlers Krieg gegen Russland war damit kein auf traditioneller Machtpolitik beruhender «Normalkrieg» mehr. Er musste zum Vernichtungskrieg werden. Folgerichtig sagte er zu Rauschning schon 1934: «Wir haben die Pflicht zu entvölkern, wie wir die Pflicht der sachgemässen (!) Pflge der deutschen Bevölkerung haben. Es wird eine Technik der Entvölkerung entwickelt werden müssen.»

## Auf dem Weg zu «Barbarossa»

Ende Juni 1940 – wenige Tage nach dem Fall Frankreichs – deutete Hitler erstmals an, es gelte jetzt, den Blick nach Osten zu richten. Drei Wochen später erhielt Feldmarschall von Brauchitsch den Auftrag, die Probleme eines Feldzugs gegen die Sowjetunion zu untersuchen. Am 22. Juli schätzte Franz Halder, der Generalstabschef des Heeres, dass für den Feldzug 80 bis 100 Divisionen benötigt würden, und dass diese Kräfte in vier bis sechs Wochen zusammengezogen werden könnten. Am 5. Dezember erhielt Hitler den Entwurf des Oberkommandos des Heeres.

Am 18. Dezember erliess er die «Weisung Nr. 21 Fall ‚Barbarossa‘». Sie begann mit den Worten: «Die deutsche Wehrmacht muss darauf vorbereitet sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrußland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen.» Die Vorbereitungen sollten bis zum 15. Mai 1941 abgeschlossen sein, wobei entscheidender Wert darauf zu legen war, dass die Absicht des Angriffs nicht erkennbar wurde. Als allgemeine Absicht formulierte Hitler: «Die im westlichen Russland stehende Masse des russischen Heeres soll in kühner Operation unter weitem Vortreiben von Panzerkeilen vernichtet, der Abzug kampfkraftiger Teile in die Weite des russischen Raumes verhindert werden. In rascher Verfolgung ist dann eine Linie zu erreichen, aus der die russische Luftwaffe reichsdeutsches Gebiet nicht mehr angreifen kann. Das Endziel der Operation ist die Abschirmung

gegen das asiatische Russland aus der allgemeinen Linie Wolga-Archangelsk. So kann erforderlichenfalls das letzte Russland verbleibende Industriegebiet am Ural durch die Luftwaffe ausgeschaltet werden.»

Die Operation, die bisher den Decknamen «Fritz» getragen hatte, wurde jetzt in «Barbarossa» umgetauft nach jenem deutschen Kaiser des Mittelalters, der sich als Kreuzfahrer einen Namen gemacht hatte. Dabei scheint man übersehen zu haben, dass Barbarossa auf seinem Kreuzzug im Orient umgekommen ist!

Nach anfänglichen Differenzen zwischen dem Oberkommando der Wehrmacht und jenem des Heeres einigte man sich auf einen Vorstoss in drei Kolonnen. Eine Heeresgruppe Nord sollte von Ostpreussen aus das Baltikum und Leningrad nehmen. Die Heeresgruppe Mitte hatte von Warschau aus über Minsk und Smolensk nach Moskau vorzurücken, während eine dritte Heeresgruppe in verschiedenen Keilen von Polen und Rumänien aus vorrücken und südlich der 250 Kilometer breiten Pripjet-Sümpfe nach Kiew und in die Ukraine vorstossen sollte.

Uneinigkeit ergab sich aber vor allem in der Frage, wie die Gewichte zu verteilen waren. Während das Oberkommando des Heeres das Schwergewicht auf die Heeresgruppe Mitte legen wollte, drängte Hitler auf eine Verstärkung der Flügel. Schon im Dezember vertrat er die Meinung, Moskau sei nicht so wichtig. Er wollte vor allem Leningrad nehmen, weil es die «Wiege des Bolschewismus» war, und die Ukraine und das Donez-Becken wegen ihrer Rohstoffe und ihrer Industrie. Von den Flügeln aus sollte dann der Gegner eingekesselt und vernichtet werden. Am 3. Februar sagte Hitler: «Es kommt darauf an, grössere Teile des Gegners zu vernichten, nicht zum Laufen zu bringen. Dies wird erreicht, wenn wir die Flankengebiete mit stärksten Kräften in Besitz nehmen, dabei in der Mitte verhalten, von den Flanken aus dann den Gegner aus der Mitte herausmanövrieren.»

Es ist später natürlich immer wieder gesagt worden, dass Hitler damit die Eroberung Moskaus verhindert hat, zu der ja im Herbst 1941 nicht mehr viel fehlte. Aber wenn Moskau auch erobert worden wäre: Was hätte sich dann geändert? Der Krieg wäre auch dann für Deutschland nicht gewonnen gewesen, und die deutschen Truppen wären nur noch weiter in die russischen Weiten hineingezogen worden. Es ist wirklich nicht einzusehen, wie dieser Krieg überhaupt hätte gewonnen werden können.

## Einwände und Warnungen

Dass es ein unmöglicher Krieg war, hätte auch Hitler wissen müssen. Da gab es die unübersehbaren historischen Beispiele vom Schwedenkönig Karl XII. bis zu Napoleon, die jeder Gymnasiast kannte und die auch Hitler von einem Angriff hätten abhalten sollen. Auch die reiche deutsche Militärliteratur hätte ihn warnen müssen, in der Russland seit mehr als hundert Jahren als kaum zu eroberndes Reich dargestellt wurde. Clausewitz hatte schon um 1820 geschrieben, Russland habe durch Napoleons Feldzug von 1812 gelehrt, «... dass ein Reich von grossen Dimensionen nicht zu erobern ist (welches man füglich vorher hätte wissen können).» Seit Clausewitz haben Generationen deutscher Offiziere bis zu den beiden Moltkes, zu Schlieffen, Falkenhayn und Seeckt die Meinung von der Uneinnehmbarkeit Russlands vertreten. Noch 1927 schrieb der spätere Reichswehrminister General Groener, wer den russischen Kriegsschauplatz erkennen wolle, dürfe «... nicht vorbeigehen an der historischen Erinnerung. Vor der Pforte zu der ungeheuren, ein Reich und ein Volk umspannenden Tiefebene zwischen Weichsel und Ural steht die warnende Gestalt Napoleons II., dessen Schicksal jedem Angreifer Russlands eine unheimliche Scheu vor dem Betreten des rätselhaften Landes einflössen muss.»

Auch in Hitlers Umgebung wurden warnende Stimmen erhoben, wenn auch nicht mit grossem Nachdruck; Hitler wischte alle Einwände mit dem Hinweis weg, er habe bisher immer recht gehabt. General Halder notierte sich über den Russlandfeldzug Ende Januar 1941 in sein Kriegstagebuch: «Sinn nicht klar. Die Engländer treffen wir nicht. Unsere Wirtschaftsbasis wird nicht wesentlich besser.» Auch die Luftwaffe machte ihm Sorgen, da ein grosser Teil von ihr gegen England eingesetzt werden musste; ausserdem fehlten Langstreckenbomber. Auch Feldmarschall von Rundstedt, der die Heeresgruppe Süd kommandierte, wandte sich gegen den Krieg. Er hatte Russland im Ersten Weltkrieg kennengelernt, wobei ihn die

Aus dem Kriegstagebuch Franz Halders vom 30. März 1941:

### **Ideologische Kriegführung gegen die Sowjetunion**

«30.3.1941 (Sonntag) ... 11 Uhr Generals-Versammlung beim Führer: Fast 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub>stündige Ansprache ... Russlands Rolle und Möglichkeiten. Begründung der Notwendigkeit, die russische Lage zu bereinigen. Nur so werden wir in der Lage sein, in zwei Jahren materiell und personell unsere Aufgaben in der Luft und auf den Weltmeeren zu meistern, wenn wir die Landfragen endgültig und gründlich lösen.

Unsere Aufgaben gegenüber Russland: Wehrmacht zerschlagen, Staat auflösen ... Problem des russischen Raumes: Unendliche Weite des Raumes macht Konzentration auf entscheidende Punkte notwendig. Masseneinsatz von Luftwaffe und Panzern an entscheidender Stelle ... Der Russe wird versagen gegenüber dem Masseneinsatz von Tanks und Luftwaffe ...

Nach Lösung der Aufgaben im Osten werden 50-60 Divisionen (Panzer) genügen. Ein Teil der Landmacht wird entlassen werden können für Rüstungsarbeiten für Luftwaffe und Marine, ein Teil wird für andere Aufgaben benötigt sein, z.B. Spanien, koloniale Aufgaben!

Kampf zweier Weltanschauungen gegeneinander. Vernichtendes Urteil über Bolschewismus, ist gleich asoziales Verbrechen, Kommunismus ungeheure Gefahr für die Zukunft. Wir müssen von dem Standpunkt des soldatischen Kameradentums abrücken. Der Kommunist ist vorher kein Kamerad und nachher kein Kamerad. Es handelt sich um einen Vernichtungskampf ... Wir führen nicht Krieg, um den Feind zu konservieren. Künftiges Staatenbild: Nordrussland gehört zu Finnland. Protektorate Ostseeländer, Ukraine, Weissrussland.»

Unempfindlichkeit dieses Landes gegenüber Verlusten beeindruckt hatte. Der Oberbefehlshaber der Marine, Admiral Raeder, war gegen diesen Krieg, weil er deutsche Kräfte band, die unbedingt hätten gegen England eingesetzt werden sollen. Im Aussenministerium opponierte Staatssekretär Ernst von Weizsäcker dem Krieg. Am 28. April 1941 warnte er Aussenminister von Ribbentrop, Deutschland werde diesen Krieg höchstens militärisch gewinnen, wirtschaftlich werde es ihn verlieren. Ausserdem sei es verfehlt zu glauben, in Russland einen englischen Verbündeten treffen zu können. «Mit Russland vernichten wir keine englische Hoffnung», schrieb er. Andere Einwände betrafen die schlechte Versorgungslage Deutschlands, die mangelnden Reserven und die Ausweitung der Front, die zunächst nur etwa 2'200 Kilometer breit war, sich aber bald wie ein Trichter auf etwa 4'000 Kilometer ausweiten musste.

Wenn man alle diese Faktoren nüchtern einberechnete, musste man zum Schluss kommen, dass ein deutscher «Normalkrieg» gegen die Sowjetunion ein höchst risikoreiches und nahezu unsinniges Abenteuer war. Als «Vernichtungskrieg» aber, wie ihn Hitler plante, war er schlicht und einfach unmöglich. Clausewitz hatte einmal gesagt, wenn man ein Volk entwaffnen wolle, müsse man sich in den Besitz von drei Dingen setzen: seiner Streitkräfte, seines Landes und des Willens seiner Bevölkerung. Nichts von den dreien war hier möglich!

## Kollektiver Wahnsinn

Vom Gegner wusste man wenig. Brauchbare Karten von Russland gab es kaum. Über die Zahl der russischen Verbände, ihre Standorte und Ausrüstung war man weitgehend auf Vermutungen angewiesen. Aber sowohl die deutschen wie die westlichen Geheimdienste schätzten die Kampfkraft der Roten Armee gering ein. Zu dieser Einschätzung trugen ihre mässigen Waffenerfolge, nicht zuletzt im Finnisch-Sowjetischen Winterkrieg, und die Säuberungen Stalins, denen etwa 25'000 Offiziere zum Opfer gefallen waren, massgeblich bei.

Wegen dieser Unterschätzung des Gegners waren die deutschen Zeitpläne völlig unrealistisch. Robert Cecil meint, in Hitlers Umgebung seien viele wie von «einem kollektiven Wahnsinn befallen» gewesen. Hitler sprach von einem dreiwöchigen Feldzug, und auch der Oberbefehlshaber des Heeres, Feldmarschall von Brauchitsch, glaubte, nach vierwöchigen heftigen Grenzschlachten sei nicht mehr mit starkem Widerstand zu rechnen.

Daher wurde auch der Verschiebung der Operation «Barbarossa» um vier Wochen, die Hitler am 27. März wegen den Vorgängen auf dem Balkan vornehmen musste, keine sehr grosse Bedeutung zugemessen. Man glaubte, mit der Sowjetunion auch dann noch vor Einbruch des Winters fertigzuwerden, wenn der Angriff erst in der zweiten Hälfte Juni beginnen konnte.

## Das übrige Geschehen im März 1941

- 1.3. Bulgarien tritt dem Dreimächtepakt bei.
- 2.3. Deutsche Verbände marschieren in Bulgarien ein.
- 4.3. Beginn der Verlegung britischer Verbände nach Griechenland.
- 24.3. Ein Aufklärungsvorstoss Rommels gegen El Agheila leitet zur ersten Offensive des deutschen Afrikakorps über.
- 25.3. Jugoslawien tritt dem Dreimächtepakt bei.
- 27.3. Staatsstreich in Jugoslawien, nachdem der Beitritt zum Dreimächtepakt grosse Proteste ausgelöst hat. Anstelle von Prinzregent Paul besteigt der 17jährige Peter II. den Thron; der ehemalige Chef des Generalstabs, General Simovic, bildet eine neue Regierung. Darauf beschliesst Hitler Jugoslawien anzugreifen und zu zerschlagen.

# Letzter Blitzsieg in Europa

April 1941

## Hitlers Feldzug auf dem Balkan

Kaum ein Land auf unserem Kontinent ist in unserem Jahrhundert so oft vom Krieg heimgesucht worden wie Jugoslawien. Es lebte mitten in der Unrast, die durch den Zusammenbruch der alten Balkanvorfürsten ausgelöst wurde. Am ersten und zweiten Balkankrieg, 1912 und 1913, hat es teilgenommen. In einer seiner Provinzhauptstädte, in Sarajewo, sind am 28. Juni 1914 die Schüsse jenes Attentats gefallen, das den Ersten Weltkrieg ausgelöst und nicht nur die Welt des Balkans, sondern die Welt überhaupt von Grund auf verändert hat. Auch in den Zweiten Weltkrieg ist es hineingezogen worden, wider Willen, einfach weil es am Weg der Eroberer lag.

Sprichwörtlich heisst es, die Staaten stünden unter dem Gesetz, unter dem sie in der Geschichte angetreten seien. Auch Staaten haben ihre Sternzeichen. Die geschichtliche Konstellation, unter der Jugoslawien in die Geschichte eingetreten ist, war bestimmt durch den Zusammenbruch des Osmanenreiches und des Habsburgerreiches, jener beiden Mächte also, die den Balkan seit Jahrhunderten beherrscht hatten. Durch ihre Herrschaft war die ohnehin schon reiche Völkerwelt des Balkans noch bunter geworden. Bei ihrem Abgang von der weltgeschichtlichen Bühne hinterliessen sie auf dem Balkan eine wirre Vielfalt von Völkern, Sprachen, Religionen und Kulturen, und eine Unzahl von Streitpunkten und Konfliktherden. Sie hinterliessen aber auch ein Vakuum, in das bald neue Mächte vorzudringen sich anschickten.

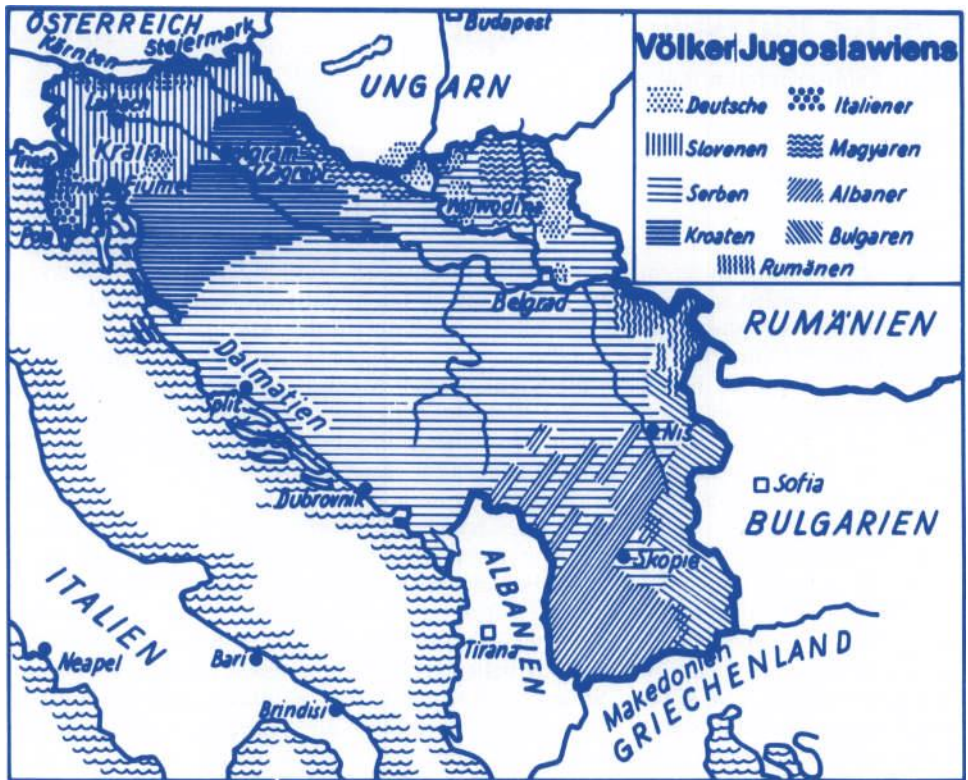
## Land der Gegensätze

Der Staat der Südslawen, der Ende November 1918 entstand, hiess anfänglich nicht Jugoslawien, sondern wurde als «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen» bezeichnet. Dieser Name – er galt bis 1929 – wies also mehr auf das Trennende als auf das Gemeinsame hin und machte damit jenes Problem deutlich, das diesem Staat von Anfang an wie eine Erbkrankheit anhing. Jugoslawien ist ein Land der Gegensätze, und im Grunde genommen ist es ein Wunder, dass dieser Staat überhaupt entstand. Wäre damals bei den südslawischen Völkern nicht die Begeisterung über den Sieg im Weltkrieg gewesen und das Verlangen, sich endlich von der Herrschaft fremder Mächte zu befreien, dann aber auch der Herrschaftswille der Serben, die als einzige schon 1878 selbständig geworden waren, dann hätte es diesen Staat wohl nie gegeben.

Dem Königreich Serbien wurden 1919 ehemals österreichische, ungarische, montenegrinische und bulgarische Gebiete angeschlossen. Der neue Staat zählte etwas über 17 Prozent an völkischen Minderheiten, vor allem Deutsche, Magyaren, Albaner, Rumänen, Bulgaren, Slowaken und Italiener. Als Staatsvolk galten die Serben, Kroaten und Slowenen. Aber das war eine Fiktion; denn zwischen diesen Völkern – und namentlich zwischen den Serben und den Kroaten – bestanden so tiefe Gegensätze, dass man sie unmöglich als Staatsvolk bezeichnen konnte.

Die Serben gehörten vorwiegend dem griechisch-orthodoxen Glauben an und schrieben in cyrillischer Schrift. Ihre Geschichte war von der türkischen Herrschaft geprägt, und es gab unter den Serben starke islamische Minderheiten. Leben und Kultur in Serbien wiesen auf den Balkan, im Gegensatz zu Kroatien, das ganz auf Wien und Rom ausgerichtet war. Die





Kroaten waren katholisch und benutzten die lateinische Schrift. Sie schauten mit einem gewissen aristokratischen Hochmut auf die Serben hinunter, die ihnen als ärmliche Balkanbewohner erschienen.

Eine andere Atmosphäre wiederum herrschte an der dalmatischen Küste, wo das Leben einen italienischen Anstrich hatte, und auch in Slowenien mit seiner mitteleuropäischen, westlichen Lebensweise. Die Kroaten hatten in ihrer jahrhundertelangen Vereinigung mit Ungarn gewisse staatliche Rechte bewahrt, die sie jetzt zu erweitern hofften. Die Slowenen hingegen, die kulturell den Kroaten am nächsten standen, waren in der Habsburgermonarchie so sehr zurückgesetzt gewesen, dass sie den neuen Staat trotz seiner starken zentralistischen Tendenzen als Befreiung empfanden. Im Unterschied zu den separatistischen Kroaten konnten sie daher als staatstragend gelten.

### Terrorismus und Tumulte

Die heftigen inneren Spannungen des jungen Staates äusserten sich in zahlreichen Attentaten und terroristischen Anschlägen. Im Parlament, das aus den Wahlen von 1920 hervorgegangen war, kam es häufig zu Tumulten, und zeitweise war es kaum arbeitsfähig. Ein Drittel der Abgeordneten – darunter die Kommunisten und die Vertreter der kroatischen Bauernpartei – gehörte Gruppierungen an, die dem neuen Staat feindselig gegenüberstanden und ihn bekämpften. Die kroatische Bauernpartei unter Stefan Radie bekannte sich erst 1925 zum jugoslawischen Staat und seiner Monarchie aus dem serbischen Haus der Karageorgewitsch.

## Jugoslawien 1931

<b>Einwohner:</b>	13'934'038	<b>Fläche:</b>	248'987 km <sup>2</sup>
<b>Religionszugehörigkeit:</b>		<b>Völker:</b>	
Griechisch-Orthodoxe	48,7 %	Serben	ca. 6 Mio. = 43 %
Katholiken	37,45%	Kroaten	ca. 4 Mio. = 28,5%
Mohammedaner	11,2 %	Slowenen	ca. 1,5 Mio. = 10,7%
Protestanten	1,66%	Deutsche	ca. 0,5 Mio. = 3,6%
Juden	0,49%	Magyaren	ca. 470 000 = 3,4%
		Albaner	ca. 340 000 = 2,2%
<b>Grenzen:</b>		Slowaken	ca. 175 000 = 1,3%
mit Ungarn	570 km	Türken	ca. 132 000 = 1 %
mit Rumänien	542 km	Rumänen	ca. 64 000 = 0,4%
mit Bulgarien	456 km	Russen	ca. 45 000
mit Albanien	446 km	Polen	ca. 15 000
mit Österreich	257 km	Italiener	ca. 10 000
mit Griechenland	245 km	Bulgaren	ca. 5 000
mit Italien	213 km		
Total	2'729 km		

Als 1921 der Innenminister einem kommunistischen Attentat zum Opfer fiel, wurde diese Partei verboten und ihre 54 Abgeordneten verloren die Mandate. Führende kroatische Politiker – wie Radie – sassen bald in der Regierung und bald im Gefängnis. Eine schwere Staatskrise brach aus, als Radie am 20. Juni 1928 zusammen mit zwei anderen Abgeordneten während einer Rede im Parlament erschossen wurde.

Darauf ersetzte der König, der in zehn Jahren 44 Regierungskrisen hatte lösen müssen, die Verfassung von 1921 durch seine persönliche Diktatur, in der Hoffnung, dadurch die Einheit des Staates retten zu können. Aber der König selbst fiel am 9. Oktober 1934 in Marseille, wo er auf Staatsbesuch weilte, einem Anschlag kroatischer Terroristen zum Opfer. Deren Leiter, Ante Pavelic, wurde zweimal zum Tode verurteilt, fand aber Asyl in Italien. Erst Ende August 1939 wurde zwischen Serben und Kroaten ein Ausgleich gefunden, der Kroatien weitgehende Selbstverwaltung verschaffte. Aber wenige Tage später brach der Zweite Weltkrieg aus und stellte Jugoslawien vor neue, schwere Probleme.

### Die Schlinge wird enger

Die aussenpolitische Lage Jugoslawiens nach dem Ersten Weltkrieg war nicht einfach. Drei von seinen sieben Nachbarn – Italien, Ungarn und Bulgarien – hatten Gebietsforderungen, die auf Kosten Jugoslawiens gingen; ein vierter, Albanien, stand bald unter starkem italienischem Einfluss. Ungarn und Bulgarien waren, wie auch Österreich, Verlierer des Ersten Weltkrieges und zählten zu den revisionistischen Mächten, die die Friedensverträge beseitigen wollten. Gleiche Ziele verfolgte Italien, das seine hohen Erwartungen auf Gebietsgewinne am Ende des Krieges nicht erfüllt sah.

Jugoslawien hingegen, das den Friedensverträgen seine Existenz verdankte, zählte wie die Tschechoslowakei und Rumänien zu den Siegermächten, die an der Aufrechterhaltung des status quo von 1919 interessiert waren. Es lag daher in der Natur der Sache, wenn diese drei Mächte 1920 und 1921 untereinander Verträge abschlossen, die vor allem gegen den ungarischen und bulgarischen Revisionismus gerichtet waren. Sie bildeten fortan die «Kleine

Entente», der auch Frankreich durch sein Bündnis mit der Tschechei angeschlossen war. Italien hingegen suchte seine Interessen auf dem Balkan durch Abkommen mit den revisionistischen Mächten – vor allem mit Ungarn und Bulgarien – zu fördern. Die Beziehungen zu Bulgarien wurden durch die Heirat des Bulgaren-Königs mit einer Tochter aus dem italienischen Königshaus noch vertieft.

Am gespanntesten waren durch all diese Jahre die Beziehungen Jugoslawiens zu Italien. Die alte Rivalität, die zwischen Italien und dem Habsburgerreich wegen der Vorherrschaft an der Adria bestanden hatte, übertrug sich nun auf die italienisch-jugoslawischen Beziehungen. Italien wollte keine neue Macht an der Adria. 1919 kam es wegen der Frage, wem Fiume gehöre, beinahe zum Konflikt. Ein gefährlicher Nachbar wurde Italien erst recht nach der Machtergreifung Mussolinis 1922, als seine expansiven Tendenzen und seine Ansprüche auf Albanien und Griechenland immer deutlicher wurden. Von 1935 an verschlechterte sich die Lage Jugoslawiens Jahr für Jahr. Die Ermordung König Alexanders in Marseille hatte die Beziehungen zu Frankreich getrübt. Gleichzeitig rückten Italien und Deutschland näher zusammen; 1936 gründeten sie den Achsenpakt. 1938 wurde Deutschland durch den Anschluss Österreichs auf einer Länge von 250 Kilometern direkter Nachbar Jugoslawiens. Mit der Erledigung der Tschechei im März 1939 zerfiel die Kleine Entente. Im gleichen Frühjahr eroberte Mussolini Albanien. 1940 wurde Rumänien zu grossen Gebietsabtretungen an Ungarn und Bulgarien gezwungen und musste eine deutsche Militärmission ins Land lassen.

Als Mussolini im Oktober 1940 Griechenland angriff, war Jugoslawien schon weitgehend isoliert. Der Beitritt Ungarns und Rumäniens zum Dreimächtepakt im November 1940 sowie derjenige Bulgariens am 1. März 1941 machte seine Abschliessung vollständig. Als am Tage darauf deutsche Truppen in Bulgarien einrückten, war Jugoslawien im Norden, Süden und Osten von Truppen der Achsenmächte umgeben.

### Staatsstreich in Belgrad

Es scheint, dass Hitler ursprünglich nicht die Absicht hatte, auf dem Balkan einzugreifen. Aber seit dem misslungenen Angriff Mussolinis auf Griechenland befürchtete er, der Balkan könnte zur Achillesferse der Achsenmächte werden, und die Engländer könnten hier eine neue Front errichten und Vorstösse gegen die rumänischen Ölfelder planen.

Vierzehn Tage nach dem Beginn der italienischen Offensive, am 12. November 1940, sprach Hitler in der Weisung Nr. 18 davon, das Oberkommando des Heeres habe Vorbereitungen zu treffen, um im Bedarfsfall aus Bulgarien heraus das griechische Festland in Besitz zu nehmen «... und damit die Voraussetzung für den Einsatz deutscher Fliegerverbände gegen Ziele im ostwärtigen Mittelmeer zu schaffen, insbesondere gegen diejenigen englischen Luftstützpunkte, die das rumänische Ölgebiet bedrohen». Die Militärmission in Rumänien sollte verstärkt werden. Jugoslawien wollte Hitler aber aus dem Spiel lassen. Dem Unternehmen gab er den Decknamen «Marita».

Eine Woche später, in einem Brief an Mussolini vom 20. November, legte Hitler die Aktion auf das Frühjahr 1941 fest; sie sollte vor Anfang Mai stattfinden, da Hitler dann seine Kräfte wieder zurückhaben wollte.

Nacheinander traten nun Ungarn, Rumänien und Bulgarien dem Dreimächtepakt bei und schliesslich – am 25. März 1941 – auch Jugoslawien. Für die ersten drei Staaten mögen revisionistische Wünsche den Anlass zur Annäherung an die Achse gebildet haben; die jugoslawische Regierung hingegen hoffte, sich durch diesen Schritt aus einem künftigen Balkankrieg heraushalten zu können. Sie liess sich von Deutschland die Souveränität bestätigen und die Zusicherung geben, dass es keinen fremden Mächten Durchmarschrechte gewähren müsse.

Da geschah etwas Unvorhergesehenes: Als die jugoslawische Delegation, die in Wien den Dreimächtepakt unterzeichnet hatte und unter Führung von Ministerpräsident Zvetkovic stand, nach Belgrad zurückkehrte, wurde sie von einer empörten Menge beschimpft und verhaftet. Das Staatsoberhaupt, Prinzregent Paul, wurde abgesetzt und musste ausser Landes gehen; an seiner Stelle wurde der erst 17jährige König Peter II. für volljährig erklärt und in sein Amt eingesetzt. Neuer Ministerpräsident wurde der frühere Generalstabschef Simovic. Eine Welle der Begeisterung und kurzfristiger nationaler Einigkeit ging durch das Land. Am nächsten Tag gab es bei der Eidesleistung des jungen Königs Ovationen für die diplomatischen Vertreter Englands, Griechenlands und der Sowjetunion.

Noch am Tag dieses Staatsstreichs, am 27. März mittags um ein Uhr, rief Hitler seinen Führungsstab zusammen. Es wird berichtet, er habe mit einem «Ausbruch elementaren Hasses» auf die Vorgänge in Belgrad reagiert. Ohne Verzug erliess er die Weisung Nr. 25, in der es hiess, Jugoslawien müsse auch dann, «... wenn es zunächst Loyalitätserklärungen abgibt, als Feind betrachtet und daher so rasch als möglich zerschlagen werden».

Durch eine konzentrische Aktion von Norden, aus dem Raume Fiume-Graz, von Osten aus dem Raume Sofia und von Süden sollte die jugoslawische Wehrmacht vernichtend geschlagen und gleichzeitig von Bulgarien und dem südlichen Jugoslawien aus die Operation «Marita» gegen Griechenland gestartet werden. Belgrad war durch fortgesetzte Tag- und Nachtangriffe aus der Luft zu zerstören. Ungarn und Bulgarien sollten durch Gebietsversprechungen zur Teilnahme am Angriff bewogen werden.

Am 6. April schlossen Jugoslawien und die Sowjetunion einen Freundschafts- und Nichtangriffspakt. Er trat nicht mehr in Kraft; denn an diesem Tag – es war der Palmsonntag – um 5.15 Uhr morgens begann der deutsche Angriff auf Jugoslawien und Griechenland. Die jugoslawische Armee stand noch mitten in der Mobilisation.

Noch einmal – zum letzten Mal – erzielten die deutschen Truppen in diesem Krieg einen glänzenden Blitzsieg. In drei Wochen war alles vorbei. Den deutschen Verbänden – insgesamt 6 Panzerdivisionen sowie 13 Infanterie- und 7 motorisierte Divisionen – gelang es sehr rasch, grosse jugoslawische und griechische Verbände einzuschliessen und die Verbindung zwischen diesen beiden Mächten zu durchschneiden. Die Panzertruppen bewährten sich auch in diesem relativ gebirgigen und stark aufgekammerten Gelände. Am 11. April griff auch die ungarische, am 19. die bulgarische Armee ein, während italienische Truppen von Istrien aus der dalmatinischen Küste entlang vorrückten. Am 17. April kapitulierte Jugoslawien, am 23. Griechenland. Zwischen dem 24. und 29. April erlebten die Engländer ein neues Dünkirchen, als sie ihre Expeditionsarmee – 2 Infanteriedivisionen und eine Panzerbrigade – nach Kreta und Ägypten evakuieren mussten. Etwa 50'000 Mann konnten gerettet werden. Den Deutschen, die in diesem Feldzug nicht mehr als 2'500 Mann verloren, fielen 344'000 jugoslawische, 223'000 griechische und 21'900 britische Gefangene in die Hand.

## Epilog auf Kreta

Jugoslawien wurde nun völlig aufgelöst. Schon am 10. April wurde ein selbständiges Kroatien ausgerufen, in dem der aus Italien zurückgekehrte Ante Pavelic ein fürchterliches Schreckensregiment aufrichtete. Ungarn gliederte sich Teile der Vojvodina, Bulgarien grosse Teile Mazedoniens ein. Die Südsteiermark, Kärnten und Krain wurden dem deutschen Reich angeschlossen, während Italien Teile Sloweniens sowie der dalmatinischen Küste annektierte und von Albanien aus das westliche Mazedonien und Montenegro besetzte.

Der Balkanfeldzug hatte ein aufsehenerregendes Nachspiel: Die Eroberung Kretas aus der Luft. Sie stellte nicht nur ein kühnes, sondern für die Kriegsgeschichte erstmaliges, ja selbst

für den ganzen Weltkrieg einmaliges Ereignis dar. Hitler, der dem Unternehmen zunächst skeptisch gegenübergestanden war, entschloss sich schliesslich zu seiner Durchführung, um jede Gefahr englischer Luftangriffe auf Rumänien auszuschalten. Das Unternehmen, das durch die einzige deutsche Fallschirmjägerdivision, eine Gebirgsjägerdivision und ein Lastenseglerregiment ausgeführt wurde, war nur möglich, weil die Deutschen die absolute Luft-herrschaft besaßen. Auf der Insel befanden sich an britischen Truppen etwa 30'000 Mann, die aber keine Flugzeuge, wenig Fliegerabwehrgeschütze und nur 20 Panzer zur Verfügung hatten. Die Engländer erwarteten in erster Linie einen Angriff zur See, und es gelang ihnen auch, den deutschen Transportkonvoi, der die schweren Waffen nachführen sollte, abzufangen. Auf die Landung aus der Luft aber waren sie wenig vorbereitet.

Die Luftlandungen begannen am Morgen des 20. Mai. Etwa 3'000 Fallschirmjäger wurden auf die Flugplätze von Maleme und Herakleion abgesetzt. Ein grosser Teil von ihnen kam um, nicht zuletzt darum, weil sie von den Piloten aus Angst, sie könnten vom Wind aufs Meer hinausgetrieben werden, zu weit im Landesinnern und damit oft direkt über den britischen Stellen abgesetzt worden waren. Bis zum Abend des ersten Tages hatten die Deutschen noch keinen Flugplatz erobert, und ihre Lage war kritisch.

Den Engländern wäre es wohl möglich gewesen, durch einen entschlossenen Gegenangriff die Reste des Gegners aufzureiben. Aber da sie einen Angriff vom Meer her erwarteten, wagten sie keine solche Aktion. Am nächsten Tag gelang es dann den Deutschen, nach neuerlichen Luftlandungen den Flugplatz von Maleme in die Hand zu bekommen und – allerdings unter feindlichem Artilleriefeuer – erste Transportmaschinen mit Einheiten der Gebirgsjägerdivision zu landen. Am 27. Mai war der Westen der Insel von den Deutschen erobert. Langsam bauten sie den Luftlandekopf nach Osten aus. Wieder mussten sich die Engländer zur Evakuierung entschliessen; vom 28. bis 31. Mai wurden etwa 16'000 Mann abgezogen. Aber die Kriegsmarine erlitt dabei schwere Verluste; drei Kreuzer und sechs Zerstörer gingen verloren.

England hatte nun in wenigen Wochen drei schwere Niederlagen erlitten und war überall im Mittelmeergebiet auf dem Rückzug. Zwischen dem 28. März und dem 13. April hatte General Rommel ganz Libyen zurückerobert und stand nun wieder an der ägyptischen Grenze. Nach dem Fall Griechenlands und Kretas schien es, als würde nun der deutsche Sprung nach Ägypten und an den Suezkanal erfolgen.

Aber Hitler setzte die Prioritäten anders. Er hatte nur noch den Russland-Feldzug im Auge. Am 11. Juni 1941 schrieb er in seiner Weisung Nr. 32, er werde den Kampf gegen die britische Position im Mittelmeer und in Vorderasien durch einen konzentrischen Angriff aus Libyen, aus der Türkei und durch den Iran fortsetzen. Aber das sei eine Aufgabe, die sich erst für die Zeit «... nach der siegreichen Beendigung des Ostfeldzuges ergeben ...» werde, das heisst erst für den Spätherbst 1941 und den Winter 1941/42.

## Das Kriegsgeschehen im April 1941

- 1.4. Britische Truppen erobern Asmara, die Hauptstadt von Italienisch-Eritrea.
- 2.4. Im Irak kommt durch einen Staatsstreich der achsenfreundliche General Raschid Ali el Ghaillani an die Macht.
- 6.4. Beginn des deutschen Angriffs auf Jugoslawien und Griechenland.
- 6.4. Britische Truppen erobern Addis Abeba.
- 7.4. Rascher Vormarsch des deutschen Afrikakorps; Einnahme von Derna.
- 13.4. Der japanische Aussenminister unterzeichnet in Moskau einen japanisch-sowjetischen Neutralitätsvertrag.



## Ein seltsamer Flug – Rudolf Hess in England Mai 1941

In Zeiten grosser Krisen frägt man dem Einzelschicksal wenig nach. Es scheinen dann nur noch die Kräfte des Allgemeinen zu gelten, und das Individuum zählt nichts. Der reissende Strom der Geschichte spült es mit sich fort in die Richtung, in die das Geschehen nun einmal läuft. Selten erscheint die Ohnmacht des Menschen grösser, scheint er von Glück und Unglück mehr abhängig und weniger Meister seines Schicksals als in solchen Zeiten der Krise, der Revolution oder grosser Kriege.

Aber auch dann noch sind es Menschen, die die Geschichte machen. Ja in solchen Zeiten erstehen oft erst recht die grossen Persönlichkeiten, in denen sich – wie Jakob Burckhardt einmal gesagt hat – «Staaten, Religionen, Kulturen und Krisen» resümieren und die die «Koinzidenz des Allgemeinen und des Besonderen, des Verharrenden und der Bewegung» sind. Und wie klein auch für den gewöhnlichen Menschen der Spielraum in solchen Zeiten werden mag: Ganz ohne Freiheit ist er nicht. Er hat sich auch jetzt noch zu entscheiden, und wie sehr ihn auch der geschichtliche Strom bedrängt: Verantwortlich bleibt er immer. Gerade in Zeiten scheinbarer Ohnmacht des Individuums sind darum Einzelschicksale von grosser Faszination; denn in ihnen zeigen sich nicht nur die Mächte des Allgemeinen, sondern oft auch die besonderen Kräfte, die einzelnen in solcher Bedrängnis erwachsen. Ein seltsames Einzelschicksal hat im Mai 1941 in Europa Aufsehen erregt.

### Unbekannte Messerschmitt über England

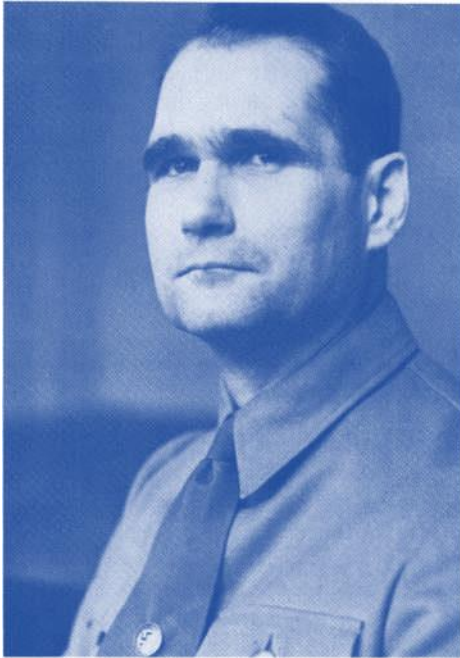
Der Krieg zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und England ging im Mai 1941 mit unverminderter Heftigkeit weiter. In Griechenland und Kreta waren die Engländer vor den Deutschen auf dem Rückzug. Rommel stand an der ägyptischen Grenze. Deutsche Flugzeuge warfen über dem Suezkanal Minen ab, und im Irak unterstützte Deutschland einen Aufstand gegen das britische Regime. Auf dem Atlantik wurde die Schlacht um Englands Versorgungswege geführt. Deutsche U-Boote versenkten im Mai 63 alliierte Handelsschiffe mit fast 350'000 Bruttoregistertonnen. Fünf Nachtangriffe zwischen dem 1. und dem 7. Mai auf Liverpool führten zur Versenkung von 18 Handelsschiffen und zur Beschädigung von 25 weiteren; die Umschlagskapazität des Hafens sank für längere Zeit auf ein Viertel. Nacht für Nacht erfolgten deutsche Bombenangriffe auf britische Städte. Sie forderten unter der englischen Zivilbevölkerung im April über 6'100, im Mai 4'520 Tote. In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai griffen über 500 deutsche Flugzeuge London an und warfen 700 Tonnen Sprengbomben und 2'400 Brandschüttkästen ab; es gab 1'212 Tote und über 2'000 Brände. In der gleichen Nacht flogen 110 britische Bomber Angriffe auf Hamburg.

In der gleichen Nacht flog auch eine einsame deutsche Messerschmitt 110 von Augsburg in Süddeutschland nach Dungavel House in Schottland. Am Steuer der zweisitzigen Maschine sass Rudolf Hess, der Stellvertreter Adolf Hitlers. Er hatte den Flug im geheimen seit einem halben Jahr vorbereitet. Bei Professor Messerschmitt in Augsburg hatte er Übungsflüge auf dieser Maschine gemacht und sie durch Zusatztanks und eine bessere Funkanlage ausrüsten lassen. Seine Sekretärin hatte ihm seit dem Sommer 1940 die Wetterlage über der Nordsee



und der britischen Insel melden müssen. Drei frühere Versuche waren wegen ungünstigen Witterungsverhältnissen oder Defekten an der Maschine abgebrochen worden. An diesem 10. Mai 1941 aber klappte es. Rudolf Hess startete um 18 Uhr auf dem Flugplatz Haunstetten bei Augsburg zu seinem langen Flug. Seinem Adjutanten hatte er einen Brief für Hitler hinterlassen.

Es gelang Hess, unbemerkt durch die eigene Flugüberwachung zu kommen. Kurz nach 22 Uhr wurde seine Maschine vom Radar der RAF ausgemacht. Einer Spitfire der englischen Küstenwache entkam Hess dank der grösseren Geschwindigkeit seiner Messerschmitt. Schottland überquerte er im Tiefflug. Als er in der Nähe der schottischen Westküste Dunga-vel House, den Landsitz des Herzogs von Hamilton, ausfindig gemacht hatte, zog er die Maschine hoch, um mit dem Fallschirm abzuspringen. Da er hierin nicht die geringste Übung hatte, gelang ihm der Ausstieg nicht. Erst als er die Maschine in einen Looping übergeführt hatte und sie sich einen Augenblick lang in Rücklage auf dem toten Punkt befand, fiel er mehr aus der Maschine als dass er sprang. Kurz nach 23 Uhr landete er, wobei er sich am Fuss verletzte. Die Maschine zerschellte in einiger Entfernung. Den herbeieilenden Bauern erklärte Hess, er sei Hauptmann Alfred Horn von der deutschen Luftwaffe; er habe eine dringende Botschaft für den Herzog von Hamilton.



*Rudolf Hess - der Privatsekretär.*

### **Der Mann ohne Ich**

Wer war dieser Stellvertreter des Führers? Und wozu hat er diesen tollkühnen Flug unternommen?

Rudolf Hess war 1894 in Alexandria zur Welt gekommen. Vom kosmopolitischen Geist dieser lebhaften Stadt an der Nilmündung hat er nicht viel erfahren. Er wurde von deutschen Eltern und deutschen Hauslehrern in wilhelminischem Geist erzogen. Sein Vater war ein unnachsichtiger, autoritärer Mann, der nicht nur über seine Handelsfirma, sondern auch über die Familie unumschränkt gebot. Rudolf Hess wurde zum Gehorchen erzogen. Sein Vater

verfügte über ihn: Dass er Kaufmann werden sollte, dass er ihm in der Firma nachzufolgen habe. 1908 steckte er ihn in ein Internat in Bad Godesberg. Hier wurde der junge Auslandsdeutsche von seinen Mitschülern als «Ägypter» geneckt, was in ihm einen übertriebenen Patriotismus geweckt haben mag. Im Weltkrieg diente er als Freiwilliger in einem bayrischen Infanterieregiment. Er war dabei an der Somme, bei Verdun und später in Rumänien, wurde mehrmals verwundet, zeichnete sich aus und wurde schliesslich zum Leutnant befördert. Gegen Schluss des Krieges gelang ihm die Versetzung zur Luftwaffe, um die er mehrmals nachgesucht hatte. Vom Kriegsende ist er bitter enttäuscht. Wie Hunderttausende anderer Deutscher, die von der Front nach Hause zurückkehren, fragt auch er: Sollen all die Leiden umsonst gewesen sein? Von da an will er beitragen, Deutschlands Schicksal zu wenden.

1920 lernt er in München Adolf Hitler kennen. Er gerät in die nationalsozialistische Bier- und Schlägergesellschaft hinein, die ihm eigentlich völlig fremd ist. Von den Paladinen Hitlers ist er einer der wenigen, der es seiner Herkunft und seinen Manieren nach zu einer bürgerlichen Laufbahn hätte bringen können. Aber Hitler wird zu seinem zweiten Ich, so wie es früher sein Vater gewesen war. Hess wird sein Schatten, der ihm überallhin folgt. Er ist beim Novemberputsch 1923 dabei, wird auch verurteilt und teilt mit Hitler die Haft auf der Festung Landsberg. Gemeinsam verfassen sie «Mein Kampf». Hess wird Hitlers Privatsekretär, der Mann, der alles Unangenehme vom Führer fernhält. Er steht ausserhalb der Parteiorganisation; er gehört kaum zur Partei, er gehört nur Hitler. Die NSDAP-Leute machen sich über ihn lustig; «Fräulein Hess» nennen sie ihn. Hess scheint keinen eigenen Willen und keine eigene Meinung mehr zu haben. Er vollstreckt, was Hitler anordnet. Von Hess selber kam kaum etwas, keine Idee, keine Gedanken, keine Zielsetzungen. Der amerikanische Unterstaatssekretär Sumner Welles, der ihn 1940 traf, sagte über ihn: «Es war augenfällig, dass Hess lediglich das wiederholte, was man ihm aufgetragen hatte... Er hatte über nichts selber nachgedacht; er hatte sich über nichts eine Meinung gebildet.» Hess war der Jünger, das Werkzeug, der Getreue, der – wie James Douglas-Hamilton einmal sagte «... auf den Grösseren hinwies.» Er wurde zum Schöpfer des byzantinischen Personenkults um Hitler. Er war es, der ihn zum ersten Mal als Führer ansprach. «Der Held germanischer Prägung ist treu bis zur Selbstaufgabe», sagte er 1934 in einer Rundfunkrede.

Schliesslich wurde Hess das, wozu er bestimmt schien: Er wurde Stellvertreter. Hitler ernannte ihn am 21. April 1933 zum «Stellvertreter des Führers der NSDAP.»

## Ein Gentleman unter Schlägern

Josef Goebbels hat über Hess am 13. April 1926 in sein Tagebuch geschrieben: «Hess: der Anständigste, ruhig, freundlich, klug, reserviert: der Privatsekretär.» Dieser Mann passte schlecht an die Spitze der NSDAP. Um Hess gab es keine Skandale, keine Frauengeschichten, keine Affären, keine Exzesse; er galt als Puritaner. Höchstens dass er einen seltsamen Hang zu Astrologen und allerhand Quacksalbern hatte, was wohl mit seinen gesundheitlichen Störungen, die immer häufiger auftraten, zusammenhing.

Als inbrünstig Glaubender stellte Hess sich aber völlig in den Dienst von Hitler. Alle Gesetze gingen durch seine Hand. Er hat zahlreiche Gesetze gegen die Juden selber ausgearbeitet, und auch am grauenhaften Euthanasieprogramm und den Vorschriften über die Verwaltung des eroberten Polen war er massgeblich beteiligt. Aber daneben blieb er der distinguierte Privatsekretär, der dem Ideal des englischen Gentleman nacheiferte. Er war ein Sportsmann, der an fliegerischen Wettkämpfen teilnahm und seinen Körper durch allerhand turnerische Übungen zu stählen suchte. Er lebte wie ein Bourgeois, und Besuchern fiel auf,

dass in seiner Münchner Villa wenig Mitglieder der Parteiprominenz, wohl aber zahlreiche Künstler und Gelehrte anzutreffen waren.

Nach 1934 verlor Hess zusehends Terrain an die skrupellosen Praktiker der Macht. Göring, Himmler, Bormann und andere stellten sich zwischen ihn und Hitler. Als der Krieg ausbrach, kam die Zeit der Generäle. Über Hess wurde wieder gespottet. Einer nannte ihn eine Fahne ohne Stange. Hitler selbst soll einmal zu Göring gesagt haben: «Ich hoffe nur, dass Hess mich niemals ersetzen muss. Ich wüsste nicht, wer mir mehr leid täte, Hess oder die Partei.» Es war für Rudolf Hess nicht leicht, mitansehen zu müssen, wie sich sein Idol von ihm entfernte. Man kann sich vorstellen, wie er allmählich eifersüchtig nach Wegen zu suchen begann, um den ersten Platz beim Führer zurückzuerobern.

### Eine weltgeschichtliche Tat

Es gab einen Punkt, wo die Generäle und Diplomaten, die jetzt Hitlers Tischgesellschaft bildeten, versagten: Das war im Kampf gegen England. Hess war überzeugt, dass Hitler diesen Krieg nie gewollt hatte und England nicht besiegen wollte. Er hatte ja mit ihm «Mein Kampf» geschrieben, in dem immer nur vom Krieg gegen Russland und von der Todfeindschaft des Bolschewismus die Rede gewesen war. Diese grosse Auseinandersetzung – das hat Hess seit dem Sommer 1940 wohl gespürt – rückte nun immer näher. Aber Hitlers Sieg war gefährdet, wenn nicht zuerst Friede mit England geschlossen wurde. Dass dies möglich war, davon war Rudolf Hess zutiefst überzeugt. «Ich kann mir nicht vorstellen, dass das kühle, berechnende England den Kopf in die sowjetische Schlinge stecken wird, anstatt ihn durch ein Abkommen mit uns zu retten», sagte er im Juni 1940. Man musste nur die Kriegshetzer à la Churchill, die nicht die wahren Interessen Englands vertraten, kaltstellen. Man musste zum englischen König gehen und ihm die Hitler-Doktrin unterbreiten, die – wie Hess im englischen Verhör am 13. Mai meinte – darin bestand, «... dass England dem Reich freie Hand in Europa und umgekehrt Deutschland (England) absoluten Spielraum im Empire geben sollte, mit Ausnahme der wegen ihrer Rohmaterialien wichtigen Kolonien, die zurückgegeben werden müssten.» Für Hess gab es nur eine vernünftige englische Politik: Das war ein Abkommen mit Deutschland. Wenn England weiterkämpfte, ging es unter, und Amerika erbeite sein Empire; machte es gemeinsame Sache mit der Sowjetunion, konnte der Sieger nur der Bolschewismus sein, und Russland trat die Weltherrschaft an.

Im Interesse Englands, Deutschlands und der Menschlichkeit, vor allem aber dem Führer zuliebe, musste diese Mission, musste diese weltgeschichtliche Tat gewagt werden. Ein Mitarbeiter von Hess, Albrecht Haushofer, war seit den olympischen Spielen von 1936 befreundet mit dem Herzog von Hamilton. Hess erfuhr, dass dieser erblicher Lord Steward – also so etwas wie königlicher Haushofmeister – war. Daraus schloss er, dass Hamilton jederzeit Zutritt zum englischen König habe. Der Herzog von Hamilton war also der Vermittler, an den man sich wenden musste.

Wenn die Mission von Rudolf Hess schliesslich gescheitert ist, lag das daran, dass sie auf völlig falschen Voraussetzungen beruhte. England konnte die Grenzen, wie sie 1941 in Europa bestanden, unmöglich akzeptieren. Auch war Hess für die Engländer nicht ein Botschafter des Friedens und der Verständigung, sondern ein Kriegsverbrecher und Erpresser, der keine echten Angebote machte, sondern mit Drohungen und Einschüchterungen operierte. Vor allem aber war Hitler für England kein Verhandlungspartner mehr. Er hatte zu viele Verträge gebrochen, als dass man ihm in England noch vertraute. Albrecht Haushofer hatte am 15. September 1940 zu Hess gesagt, er müsse sich im Klaren darüber sein, dass der

Führer «... in der angelsächsischen Welt für den Stellvertreter des Satans auf Erden gehalten werde, gegen den es nur Kampf gebe.»

Hess glaubte das nicht. Er war – wie Haushofer bemerkte – « ... von der Sehnsucht getragen, durch eine grosse, vermittelnde Tat das Reich retten zu können, für Deutschland, für seine Freunde, aber in allererster Linie für sein Seelenidol Hitler. Hess ist ein Parsifal.»

Als Haushofer vom Flug von Hess erfuhr, soll er ausgerufen haben: «Mein Gott, was hat dieser verdammte motorisierte Parsifal angerichtet!»

## Was tun mit Hess?

Die Frage, ob Hitler von den Absichten Hess' gewusst hat, ist umstritten. Obwohl man sich schwer vorstellen kann, dass dieser seine Vorbereitungen völlig unbemerkt hat treffen können, wird man doch annehmen müssen, dass er wirklich ein «Botschafter ohne Auftrag» war und dass Hitler – wie Hess auch seinen englischen Gesprächspartnern sagte – von seinem Flug nichts wusste. Hitler selbst soll völlig konsterniert gewesen sein, als ihm Hess' Adjutant am 11. Mai den Brief überbrachte, in dem ihm dieser seinen Abflug mitteilte. Die Sache war ihm nicht nur peinlich, weil sie seinen Stellvertreter betraf; Hitler befürchtete vor allem, Hess könnte in England die Angriffsabsichten auf Russland ausplaudern und am Radio unpassende Erklärungen abgeben. Goebbels meinte, das sei eine Situation, mit der auch der beste Propagandaminister der Welt nicht fertig werde; der Vorfall sei schlimmer, als wenn ein ganzes Armeekorps zum Feind übergelaufen sei. Schlimm war für die deutschen Stellen zunächst auch die Ungewissheit darüber, ob Hess überhaupt nach England gelangt war.

Schliesslich wurde am 12. Mai in einer vagen Rundfunckerklärung angetönt, Hess könnte verrückt geworden und mit dem Flugzeug irgendwo abgestürzt sein. Auf den 13. Mai wurden alle Reichs- und Gauleiter in Berchtesgaden zusammengerufen und Ribbentrop zur Orientierung Mussolinis nach Rom gesandt. Als London die Bestätigung von der Landung des Verschwundenen brachte, wurde in einer neuen Meldung Hess' Geisteskrankheit ausführlich geschildert. Mutmassliche Mitwisser kamen hinter Schloss und Riegel. Der Name von Rudolf Hess wurde aus allen Verzeichnissen gestrichen. Gebäude und Strassen, die seinen Namen trugen, wurden umbenannt. Sein Bild verschwand.

Das erste Gespräch zwischen Rudolf Hess und dem Herzog von Hamilton, der von einer Flugbasis, wo er Dienst tat, herbeigerufen werden musste, fand am 11. Mai um 10 Uhr morgens in einer Kaserne in der Nähe von Glasgow statt. Nachdem Hamilton sich die Ausführungen Hess' angehört und sich Klarheit darüber verschafft hatte, dass der Mann vor ihm wirklich der Stellvertreter des Führers war, suchte er möglichst rasch zu Churchill zu gelangen. Er traf ihn am Sonntagabend in einer Gesellschaft in der Nähe von Oxford. Churchill schenkte der Sache zunächst keinen Glauben und vermutete, der Herzog habe den Verstand verloren. Er wandte sich einem Film, den er gerade anschauen wollte, zu und meinte: «Also Hess oder nicht Hess, ich sehe mir jetzt die Marx Brothers an.» Erst nach der Filmvorführung ging er auf die Sache ein und beriet sich mit Hamilton darüber, was zu tun sei. Am nächsten Tag wurde auch Aussenminister Anthony Eden beigezogen, und Hess wurde von Deutschlandexperten erneut einvernommen. Unterdessen verschafften die deutschen Rundfunkmeldungen den Engländern die Gewissheit, dass der Stellvertreter des Führers wirklich verschwunden war.

Die britische Regierung sah sich aber keineswegs in einer triumphalen Lage, sondern wurde durch die Affäre in eine peinliche Situation versetzt. Churchill befürchtete, wenn die Sache ruchbar würde, könnte Hess zu einem Helden werden und im schwer geprüften England irrealer Friedenshoffnungen wecken. Man rang sich schliesslich in der englischen Regierung

dazu durch, über die Sache keine Informationen zu verbreiten und die Deutschen darüber im Unklaren zu lassen, was Hess erzählt hatte. Als ein Unterhausabgeordneter dem Informationsminister vorschlug, die Affäre mit etwas Phantasie auszuschlachten, antwortete Churchill: «Ich glaube, das ist einer der Fälle, wo die Wirklichkeit die Phantasie übertrifft.»

Schliesslich entschied die englische Regierung, Hess als Kriegsgefangenen zu behandeln. Während der Gefangenschaft unternahm Hess zwei Selbstmordversuche, die fehlschlagen. 1946 wurde er vor das Kriegsverbrechergericht in Nürnberg gestellt, das ihn zu lebenslanglichem Gefängnis verurteilte. Vor dem Gericht sagte er, er sei glücklich darüber, dass er viele Jahre seines Lebens unter dem grössten Sohne habe wirken können, den Deutschland in seiner tausendjährigen Geschichte hervorgebracht habe. Er bereue nichts. Er würde wieder so handeln, wenn er nochmals anfangen könnte.

Am 18. Juli 1947 wurde er in das Kriegsverbrechergefängnis nach Berlin-Spandau gebracht, wo er heute noch lebt.

## Das übrige Geschehen im Mai 1941

- 5.5. Kaiser Haile Selassie kehrt nach Addis Abeba zurück.
- 6.-12. 5. In der Operation «Tiger» gelingt einem britischen Nachschubkonvoi der Durchbruch durch das Mittelmeer von Gibraltar nach Alexandria. Er hat 238 Panzer und 43 Jagdflugzeuge an Bord.
- 10./11.5. Der letzte deutsche Grossangriff auf London für 3 Jahre fordert über 1'200 Tote.
- 17./18. 5. Deutsche Flugzeuge verseuchen den Suezkanal durch den Abwurf von Luftminen.
- 18.5. Kapitulation der italienischen Streitkräfte in Ostafrika.
- 27. 5. Das deutsche Schlachtschiff «Bismarck» wird beim Versuch, auf den Atlantik auszubrechen, von einem britischen Verband versenkt.
- 30. 5. Britischen Truppen gelingt die Vertreibung der achsenfreundlichen Regierung Ghailani aus dem Irak.

# Weltgeschichtliche Wende: Hitlers Angriff auf Russland

Juni 1941

Am 3. Februar 1941 hat Hitler gesagt: «Wenn Barbarossa steigt, hält die Welt den Atem an und verhält sich still.» In der Tat war der deutsche Angriff auf die Sowjetunion ein atemberaubender Vorgang, und noch heute wird man zum Innehalten gezwungen, wenn man an die historische Bedeutung dieses Augenblicks denkt. Doch das Staunen gilt nicht – wie Hitler meinte – einem grandiosen Unternehmen, das hier in Szene gesetzt wurde, sondern vielmehr der Tatsache, dass es dann so ganz anders herausgekommen ist, als es sich Hitler vorgestellt hatte.

Hitler zog aus, um den Bolschewismus zu erledigen. Heute wissen wir, dass er ihn gerettet hat. Stalin und sein Reich waren in einer gewaltigen Krise, als Hitlers Angriff erfolgte. Die fürchterlichen Säuberungen, der Pakt mit dem Faschismus, der schmachliche Krieg gegen Finnland und die feige Annexion Ostpolens hatten Stalins Ansehen ruiniert. Kein Mensch hätte Anfang 1941 daran geglaubt, dass dieser Despot ein Jahr später der Verbündete Englands und der USA sein würde, und dass seine unterjochten Völker und verfolgten Marschälle sich um ihn scharen und mit beispielloser Hingabe für ihn kämpfen würden. Dies brachte nur Hitlers Angriff zustande. Hitler wollte die Sowjetunion vernichten, aber er wurde der Begründer ihrer Weltmachtstellung. Er hat – wie Sebastian Haffner sagt – «... mit einer Gewaltleistung ohnegleichen das genaue Gegenteil von dem bewirkt, was er bewirken wollte.» Er hat «... mit staunenerregender Wucht danebengehauen.»

«Barbarossa» war ein Fehler, ein kriegsentscheidender Fehler sogar. Mit dem 22. Juni 1941 beginnt eine neue Phase des Zweiten Weltkrieges. Die Zeit der Blitzkriege ist abgeschlossen. Jetzt beginnt das Ringen der Ebenbürtigen.

## Der Gegner: Russland

Es ist eine Binsenwahrheit, dass in Russland der Raum eine gewaltige Rolle spielt. Liddell Hart meint, im Russland-Feldzug sei es weniger um Probleme der Strategie und der Taktik gegangen, als vielmehr um die des Raumes, der Logistik und der Technik. Die Distanzen waren unvergleichlich. Die deutsch-russische Grenze war 1'100 Kilometer lang, und ebenso lang war die Grenze zwischen Ungarn, Rumänien und der Sowjetunion. So bildete sich bei Kriegsbeginn – Finnland nicht eingerechnet – eine Front von 2'200 Kilometern. Diese Front weitete sich im Innern Russlands auf gegen 4'000 Kilometer aus. Kiew lag etwa 550 Kilometer, Leningrad mehr als 800 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt; nach Moskau waren es 1'150 Kilometer. Von da nach der nächstgelegenen Stadt im Ural, nach Swerdlowsk, waren es wieder 1450 Kilometer.

Im westlichen Russland, südöstlich der Grenze bei Brest-Litowsk, lag das Gebiet der Pripjetsümpfe, die sich von Norden nach Süden über 230 Kilometer erstreckten und 480 Kilometer tief waren. In diesem dicht bewaldeten Gebiet, das von zahlreichen, träge fließenden Wasserläufen durchzogen war, gab es ausser zwei auf Dämmen gebauten Strassen kaum Fahrwege. Nördlich dieser Sümpfe befand sich die Autostrasse, die über Minsk und Smolensk nach Moskau führte. Sie verlief auf der sogenannten Landbrücke von Orscha, die



durch die Wasserscheide zwischen den nach Süden und den nach Norden fließenden Gewässern gebildet wurde. Nördlich davon, im Baltikum, aber auch zwischen Leningrad und Moskau, im Gebiet des Peipus- und des Ilmensees sowie der Waldaihöhen, war das Gelände meist waldig und von Sümpfen durchsetzt. Es gab wenige Strassen; Panzer und Fahrzeuge hatten Mühe, zu passieren. Die wackeligen Brücken trugen schwere Lasten nicht. Die russischen Eisenbahnen hatten eine andere Spurweite und mussten zuerst umgebaut werden.

In der weiten, baumlosen Schwarzerdsteppe der Ukraine bildeten die zahlreichen Flüsse, die quer vor der Front lagen, Panzerhindernisse. Häufige Regengüsse verwandelten die Fahrwege oft in klebrigen Schlamm, der die Räder festhielt. Manchmal brachten zwölf Pferde die Geschütze nicht mehr weiter. Die vorrückenden Truppen sahen oft tagelang nichts vom Gegner und hatten kaum Verbindung mit den eigenen Kommandostellen. Der Krieg bestand hier vor allem im Kampf gegen Sand, Staub, Hitze und Schlamm. Die leere, eintönige Landschaft machte den Truppen zu schaffen. Die Führer waren, wie General Halder schreibt, bald «... übermüdet und belastet von der Unendlichkeit der Aufgabe.»

Trotz der Weite und Leere des Landes kam man nur langsam vorwärts. Für die 600 Kilometer bis zum Dnijepr brauchte die 6. Deutsche Armee zwei Monate. Die Deutschen waren einen Tag früher als seinerzeit Napoleon in Russland eingefallen; aber am 14. September, als Napoleon in Moskau einzog, waren sie noch 300 Kilometer von der Hauptstadt entfernt.

### Der Feind: Die Russen

Russland wurde 1941 unterschätzt. Es hatte im 20. Jahrhundert in keinem Krieg gegläntzt. Gegen Japan hatte es 1905 eine schmachliche Niederlage erlitten, und im Ersten Weltkrieg war sein Heer zusammengebrochen. Weder im Krieg gegen Finnland 1940 noch beim Einmarsch in Ostpolen hatten die russischen Truppen überzeugt. In den grossen Säuberungen von 1937 waren etwa 15'000 Offiziere ganz oder vorübergehend ausgeschaltet worden. Das waren 10 bis 15 Prozent des gesamten Offizierskorps; doch in den höheren Rängen stieg der Anteil der Eliminierten. Wer als politisch zuverlässig überlebt hatte, gehörte nicht unbedingt zu den militärischen Leuchten. Marschall Budjonnj, der legendäre Kavallerieheld aus dem Bürgerkrieg, nun Oberkommandierender an der Südwestfront, wurde von einem seiner Offiziere als «Mann mit riesigem Schnurrbart, aber winzigem Gehirn» bezeichnet. Das war unhöflich, aber traf zu.

#### Kräfteverhältnis an der deutsch-sowjetischen Front am 22. 6.41

Ohne deutsche Verbündete

	Deutsche	Rote Armee
Infanterie- und Kavallerie-Divisionen	119	138
Panzerdivisionen	19	40
Motorisierte Divisionen	15	—
Mannschaftsbestand	3,05 Mio. Mann	4,7 Mio. Mann
Panzer	3'580	ca. 12'000 ?
Kampfflugzeuge	1'160	1'800
Jagdflugzeuge	720	2'000

Churchill meint, in diesem Sommer 1941 hätten sich Stalin und die Kommunistenführer nicht nur wie bis anhin als egoistische Rechner, sondern auch als Dummköpfe und als «... die meist überlisteten Stümper des Zweiten Weltkrieges ...» erwiesen, weil sie den Angriffsvorbereitungen Deutschlands beinahe tatenlos zuschauten. Wirklich hat Stalin offenbar bis

zuletzt nicht geglaubt, dass Hitler einen derart kapitalen Fehler begehen und die Sowjetunion – seinen Verbündeten und Rohstofflieferanten – angreifen und sich in den Zweifrontenkrieg stürzen würde. In der sowjetischen Verteidigungsorganisation hatte man nicht mit einem Überfall gerechnet. Als es am 22. Juni losging, war man völlig überrascht. An die tausend sowjetische Flugzeuge konnten innert weniger Stunden am Boden zerstört werden. Die Truppen befanden sich zu einem grossen Teil nicht in den Verteidigungsstellungen, sondern auf Übungs- und Ausbildungsplätzen, die bis zu 300 Kilometer vom Einsatzort entfernt waren. Ein Teil der Kommandeure war nicht bei der Truppe. Es gab Einheiten, denen noch am 22. Juni keine scharfe Munition abgegeben wurde. Das Politbüro meinte noch lange, es könnte über Japan eine Vermittlung herstellen.

Dennoch wird man nicht sagen können, Stalin habe die zwei Jahre seit dem Pakt mit Hitler ungenutzt gelassen. Fieberhaft wurde versucht, die russische Schwerindustrie nach Osten, in den Ural und entlang der transsibirischen Eisenbahn ins Innere Russlands zu verlegen. Zwar hat Stalin nach dem Ausbruch des Krieges zum amerikanischen Emissär Harry Hopkins gesagt, 75 Prozent der sowjetischen Rüstungsindustrie seien bei Leningrad, Moskau und Kiew konzentriert, und wenn die Deutschen diese Gebiete eroberten, sei die Sowjetunion wirtschaftlich lahmgelegt. Aber er sagte dies nur, um möglichst rasch amerikanische Hilfe zu bekommen. Seit 1939 wurde die Rüstungsindustrie gewaltig angetrieben, und die Militärausgaben machten über 30 Prozent des Budgets aus. Aber die neuen Waffen – vor allem Flugzeuge und Panzer – waren im Sommer 1941 zum grössten Teil noch nicht ausgeliefert, so dass bei der Truppe die alten Typen überwogen. Dort, wo sie eingeführt worden waren, waren die Spezialisten noch zu wenig mit ihnen vertraut. Die Panzerfahrer hatten zum Teil nur eine ein- bis zweistündige Fahrpraxis, die Piloten oft nicht mehr als 15 Stunden Flugerfahrung. Panzerabwehrwaffen gab es wenig. Die Automobilindustrie war rückständig, und die meisten Geschütze waren pferdebespannt. Trotzdem war die russische Artillerie der deutschen ebenbürtig. Seit 1940 wurde die «Katjuscha», die Stalinorgel, in grossen Mengen produziert und konnte ab Juli 1941 von der Truppe eingesetzt werden.

Hitlers Angriff traf zuerst die Gebiete des Baltikums und Ostpolens, die von der Sowjetunion erst 1939 annektiert worden waren. Hier gab es wenig Grenzbefestigungen, und die Bevölkerung stand den Russen feindselig gegenüber.

## Unbekannter Feind

Vom wahren Zustand des Gegners wusste die deutsche Führung wenig. Russland war noch immer ein rätselhaftes Land. Der deutsche Nachrichtendienst hatte Mühe, brauchbare Meldungen zu erhalten. Ausländern war das Reisen in der Sowjetunion kaum möglich, und es war schwer, Agenten einzuschleusen. Die Führungsspitze der Roten Armee, die Gliederung der Verbände und deren Bewaffnung, die Zahl der Panzer und Flugzeuge, ja selbst das Verkehrsnetz kannte man in Deutschland kaum. Wie es hinter Moskau und erst recht wie es hinter dem Ural aussah, lag völlig im Dunkeln.

Da zuverlässige Meldungen fehlten, spielten vorgefasste Meinungen eine umso grössere Rolle. Hitler hielt die Sowjetunion für ein morsches Gebilde, das vor dem Zusammenbruch stand. Die inneren Spannungen zwischen Regierung und Volk sowie zwischen den zahlreichen Nationalitäten mussten den Zerfall beschleunigen. Die Rote Armee galt als ungeeignet für einen modernen Krieg; die begonnenen Reformen konnten sich erst nach Jahren auswirken. Die Industrie glaubte man in die Hand zu bekommen, wenn man die 1'600 Kilometer bis zur Linie Archangelsk-Baku vorrückte; dann konnte sich die Sowjetunion nicht mehr versorgen und musste kapitulieren.

Immerhin hatte der deutsche Nachrichtendienst im Oktober 1940 in einer Lagebeurteilung darauf hingewiesen, dass die rote Armee ein ernst zu nehmender Faktor sei und über eine beachtliche Defensivkraft verfüge. Ihre besten Verbündeten seien wie eh und je Zeit und Raum, die schlechten Verkehrswege und das rauhe Klima. Diese Beurteilung traf zwar nur das Allgemeine und nicht das Besondere und hätte – wie Albert Seaton in seiner Darstellung des Russland-Feldzuges schreibt – ebenso gut für die zaristische Armee von 1812 Geltung haben können. Aber selbst diese allgemeinen Wahrheiten wurden von Hitler nicht beachtet. Als Stalin am 3. Juli erstmals nach Kriegsausbruch zum russischen Volk sprach, sagte er, es stünden bereits Hunderttausende an der Front, und Millionen würden folgen. Dann rief er das Volk auf, immer und überall zu kämpfen und den Feind auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Partisanen sollten im besetzten Gebiet die feindlichen Einheiten angreifen, die Telefonleitungen zerstören und Wälder und Depots in Brand stecken. Wo man weichen müsse, müsse alles mitgeführt oder zerstört werden. «Kein einziger Wagen und keine einzige Lokomotive, nicht ein Kilo Korn und kein einziger Liter Brennstoff dürfen dem Feind in die Hände fallen», sagte er.

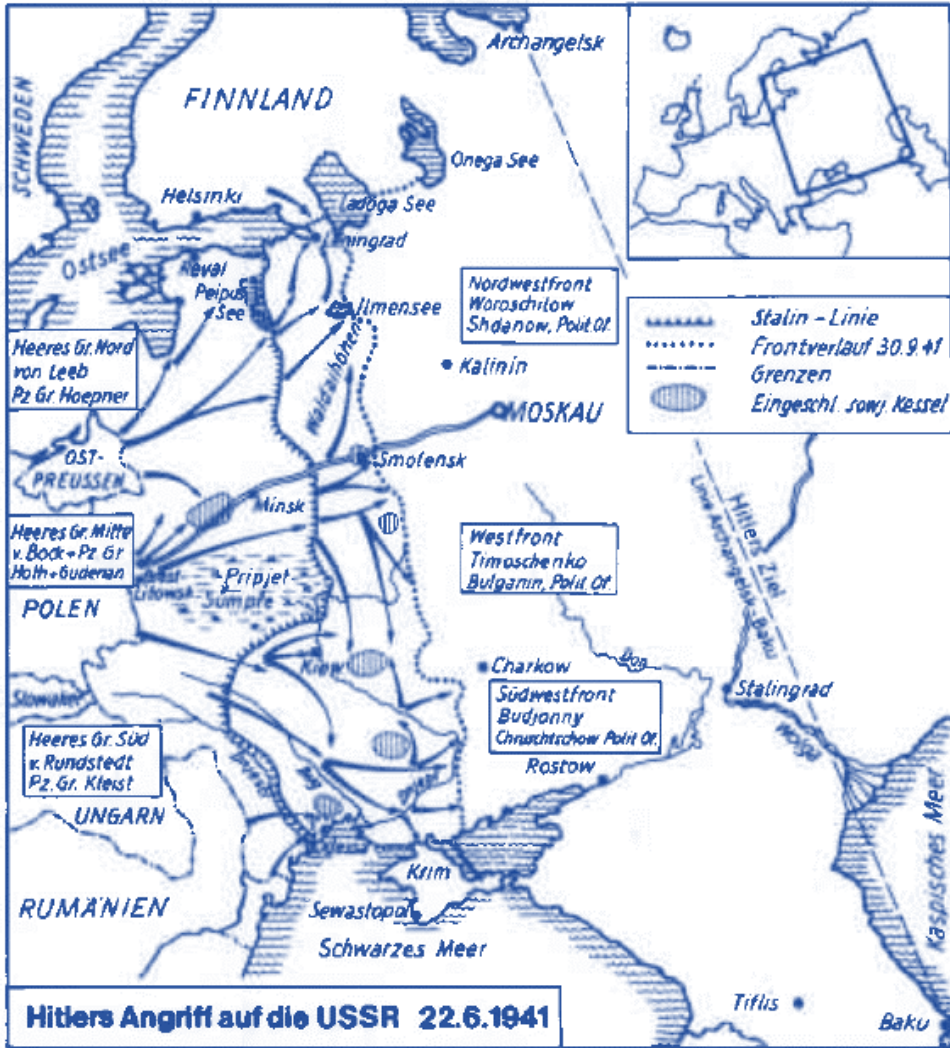
Das war der Aufruf zum totalen, zum vaterländischen Krieg, und die russischen Völker befolgten ihn. Damit hatte Hitler nicht gerechnet.

### Schlacht der Theorien

Materiell hatte die Wehrmacht noch keinen Krieg so schlecht gerüstet begonnen wie diesen. Zwar gab es nun 19 Panzerdivisionen, gegenüber nur 10 im Westfeldzug. Aber diese Steigerung war durch eine Verdünnung erreicht worden, indem – wie Liddell Hart berichtet – von den zwei Panzerregimentern einer Division eines abgezogen und zum Gerippe einer neuen Division gemacht wurde. Die Deutschen verfügten jetzt über 3'550 Panzer; das waren nur 800 mehr als im Westfeldzug. In den neuen Panzerdivisionen gab es 3'000 Radfahrzeuge, aber nur 300 Kettenfahrzeuge. Damit war der grosse Vorteil der Panzerverbände, die zweidimensionale Beweglichkeit, wieder weitgehend verlorengegangen, und man war auf das dürftige russische Strassennetz angewiesen, was das Vormarschtempo erheblich bremste. Insgesamt konnte die Wehrmacht etwa 150 Divisionen einsetzen; dazu kamen 40 Divisionen der verbündeten Finnen, Rumänen, Ungarn, Slowaken und Italiener. 38 Divisionen mussten im Westen belassen werden, um die besetzten Gebiete zu sichern und eine englische Invasion zu verhindern. Der Luftwaffe standen im Osten 2'000 Flugzeuge zur Verfügung; 1'500 Maschinen blieben für den Einsatz gegen Grossbritannien im Westen. Auch um die Reserven stand es nicht gut. Es gab nur etwa eine halbe Million Ersatzmannschaften. Es fehlte an Fahrzeugen, an Reifen und Kraftstoffen. Die Benzinreserven reichten nur für drei Monate. Es gab deutsche Generäle, denen es seltsam zumute wurde, wenn sie daran dachten, dass der Gegner vermutlich über mehr als doppelt so viele Flugzeuge und Panzer und über ein unausschöpfbares Menschenreservoir verfügte. Aber man rechnete mit der qualitativen Überlegenheit der deutschen Waffen und der deutschen Führung sowie mit dem raschen Zusammenbruch des Gegners. Winterausrüstung gab es nur für einen Drittel der deutschen Truppen.

Aber auch was die Pläne betraf, war die Wehrmacht diesmal schlecht gerüstet. Es gab keinen genialen Feldzugplan, keinen neuen «Sichelschnitt» oder dergleichen; ja, es ist die Frage, ob es eine geniale Lösung für diesen Feldzug überhaupt hätte geben können. Über die Theorien wurde monatelang gestritten. Differenzen entstanden vor allem über der Frage, wie die Panzertruppen einzusetzen seien. Es gab orthodoxe Truppenführer, die den Gegner möglichst nahe bei der Grenze in einer grossen Kesselschlacht vernichten wollten. Zu diesem Zweck wollten sie die Panzertruppen mit der Infanterie gemeinsam vorgehen lassen, um

dann von den Flanken aus die Panzerzangen hinter dem Gegner zu schliessen. Guderian aber und andere Panzerexperten wollten möglichst rasch Richtung Moskau durchstossen, um die Desorganisation und Auflösung des feindlichen Widerstandes zu erreichen.



Hitler stand diesmal auf der orthodoxen Seite. Er hatte nicht den Mut, dem gleichen kühnen Konzept zu vertrauen, das ihm im Westfeldzug zum Triumph verholfen hatte; es ist allerdings fraglich, ob es auch diesmal wieder erfolgreich gewesen wäre. Man entschied schliesslich, dass drei Heeresgruppen – zwei nördlich und eine südlich der Pripjetsümpfe – bis Leningrad, bis über Minsk hinaus und bis Kiew durchstossen sollten. Die Heeresgruppen Nord und Mitte hatten dabei den Gegner im Baltikum und in Weissrussland einzukreisen und zu vernichten. Dann sollten die Panzerverbände der Heeresgruppe Mitte nach Norden und Süden ausschwenken, um bei der Eroberung Leningrads und der Ukraine zu helfen und die Einkesselung der dortigen Verbände zu besorgen. Was nachher kommen sollte, wusste

niemand. Die Pläne gingen nicht weiter. Es gab nur eine Reihe von Einzelzielen, aber kein Primärziel. Albert Seaton kommt zum Schluss, Hitler sei damals daran gewesen, «... das deutsche Heer in die Sowjetunion zu schicken, um vier Jahre lang eine willkürliche Jagd auf Seehäfen, Städte, Ö raffinerien, Getreide, Kohle, Nickel, Mangan und Eisenerz zu veranstalten.»

## Signale an Stalin

Das Datum des Kriegsbeginns war längst kein Geheimnis mehr. Stalin kannte das Datum, und die Deutschen wussten, dass er es wusste. Die deutsche Führung hatte zwar vermieden, bis kurz vor Beginn des Feldzuges mehr als 50 Prozent der Angriff Struppen ins Grenzgebiet zu verlegen. Aber die Transporte von Truppen und deren Massierung waren weder in London noch in Moskau unbekannt geblieben. Churchill hatte Stalin schon Anfang April durch seinen Botschafter in Moskau, Sir Stafford Cripps, von den deutschen Angriffsvorbereitungen unterrichten lassen.

Aber Stalin und Molotow erklärten alle diese Meldungen für Intrigen der Engländer, die den Krieg zwischen Hitler und Stalin provozieren sollten. Am 14. Juni hiess es in einem Tass-Communiqué, die Gerüchte über den bevorstehenden Krieg gegen Deutschland entbehrten jeder Grundlage. Die Sowjetunion erfülle gewissenhaft die Abmachungen des deutsch-sowjetischen Pakts. Es gebe keine deutschen Forderungen an die Sowjetunion. Dieses Communiqué wurde allerdings in der deutschen Presse nicht veröffentlicht.

## Das Geschehen im Juni 1941

- 17. 6. Hitler befiehlt, das Unternehmen «Barbarossa» am 22.6. 03.00 Uhr zu starten.
- 21. 6. Amerikas Aussenminister Hull teilt dem japanischen Botschafter in einer Note die Bedingungen für eine amerikanisch-japanische Einigung mit: Kündigung des Dreimächtepakts, Frieden mit China und Lösung der Mandchureifrage.
- 21./22. 6. Hitler teilt Mussolini brieflich mit, dass er sich zum Angriff auf die UdSSR entschlossen habe.
- 23. 6. Die Slowakei erklärt der UdSSR den Krieg.
- 26. 6. Finnland erklärt der UdSSR den Krieg, als «Fortsetzungskrieg» des Winterkriegs.
- 27. 6. Ungarn erklärt der UdSSR den Krieg.
- 30. 6. Die Vichy-Regierung bricht die Beziehungen zur UdSSR ab und stellt ein Freiwilligen-Regiment innerhalb der deutschen Armee.

Die Reihe böser Zeichen, die den nahenden Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion ankündeten, hörte in diesem Frühjahr 1941 nicht auf. Ende April bildeten die Gerüchte über den bevorstehenden Krieg das diplomatische Tagesgespräch in Moskau. Der deutsche Marineattaché wusste zu berichten, Sir Stafford Cripps – der englische Botschafter in Moskau – habe den 22. Juni als Beginn des deutschen Einmarsches vorausgesagt. Angehörige der deutschen Botschaft begannen, ihre Wertsachen nach Hause zu schicken. Am 5. Juni schätzte der sowjetische Nachrichtendienst die Stärke der deutschen Truppen an der Grenze auf 100 Divisionen. Anfang Juni reisten zahlreiche Deutsche – Angehörige des Botschaftspersonals und deutscher Sondermissionen – aus der Sowjetunion ab. Es befanden sich keine deutschen Schiffe mehr in russischen Häfen. Fast täglich kam es zu Verletzungen des russischen Luftraums. In einem deutschen Flugzeug, das bei Rowno, nahezu 200 Kilometer hinter der Grenze, hatte notlanden müssen, fanden die Russen Aufnahmen, die bewiesen, dass das westrussische Strassennetz fotografiert worden war. Am 18. Juni lief ein deutscher Deserteur, der in der Trunkenheit einen Offizier geschlagen hatte, zu den Russen über und versicherte, der Angriff werde am 22. Juni um vier Uhr morgens erfolgen. Der japanische Botschafter in Moskau erhielt ein Telegramm von seinem Kollegen in Berlin, dessen Text nur aus den Worten «very near» bestand.

Am 21. Juni um 9.30 Uhr abends liess Molotow den deutschen Botschafter in Moskau – Graf von der Schulenburg – zu sich rufen und zeigte sich besorgt über die Kriegsgerüchte. Die Sowjetunion könne sich die Ursache der deutschen Unzufriedenheit nicht erklären. Sie wäre dankbar, wenn sie die Gründe, die zur Trübung des deutsch-sowjetischen Verhältnisses geführt hatten, erfahren könnte. Von der Schulenburg konnte ihm keine Antwort geben. Er war über Hitlers Angriffsabsichten nicht unterrichtet. Als er auf seine Botschaft zurückkehrte, fand er Ribbentrops Instruktion vor, die ihn anwies, der Sowjetunion den deutschen Angriff mitzuteilen. Als er gegen Morgengrauen in den Kreml zurückkehrte, hatte der Krieg schon begonnen.

## Der erste Schock

Was sich an diesem Morgen, zwischen 3 Uhr und 3.30 Uhr, zwischen der Ostsee und der ungarischen Grenze abspielte, war kein gewöhnlicher Angriff: Das war ein Überfall gigantischen Ausmasses. Bevor eine Kriegserklärung übergeben war, wurden über 60 Flugplätze in den russischen Grenzgebieten bombardiert und an die 1'000 Maschinen am Boden zerstört. Von da an besaßen die Deutschen für mehrere Wochen die fast unumschränkte Luftherrschaft, und alle russischen Aufmarsch- und Rückzugsbewegungen vollzogen sich unter dem Bombenhagel deutscher Tiefflieger. Unter der Einwirkung von Saboteuren brach das russische Nachrichten- und Verbindungssystem völlig zusammen, und die hohen Kommandostellen hatten von der Lage an der Front keine Ahnung mehr. Ein koordinierter Widerstand war nicht mehr möglich. Deutsche Sympathisanten, unter ihnen die Gruppen des ukrainischen Separatistenführers Stepan Bandera, griffen hinter den Linien russische Trans-



porte an, zerstörten Strassen und Brücken und zersprengten Depots. Den sowjetischen Truppen fehlte es oft an Betriebsstoffen und dem nötigsten Material; Schützenlöcher mussten zum Teil mit dem Helm ausgegraben werden. Die russischen Soldaten hörten kaum mehr etwas von ihren Führern. Stalin und die Regierungsmitglieder schwiegen. Auf deutschen Flugblättern war zu lesen, Moskau habe sich ergeben. Ganze Armeen und Divisionen wurden in wenigen Tagen aufgerieben oder flohen in die Wälder. General Iwan Boldin beschreibt, wie sich die Reste der umringten 10. Armee im Kessel von Bialystok in kleine Gruppen auflösten, die sich einzeln nach Osten durchzuschlagen versuchten. Boldins Marsch dauerte 45 Tage. Seiner Gruppe schlossen sich immer mehr versprengte Soldaten an. Als sie sich gegen Mitte August der russischen Hauptmacht bei Smolensk wieder anschloss, zählte sie 2'000 Mann.

## Juli 1941

An der Nordfront erleichterte die russenfeindliche Haltung der Bevölkerung den deutschen Vormarsch. Zehntausende von Flüchtlingen verstopften auf der russischen Seite die Strassen; es waren zum grössten Teil Russen, die für die Verwaltung des 1939 eroberten Gebiets eingesetzt waren und nun von der baltischen Bevölkerung verjagt wurden. Nach fünf Tagen war von Mansteins Panzerkorps schon 300 Kilometer tief bis an die Düna vorgestossen. Die Strassenbrücke bei Dünaburg wurde durch eine Täuschung genommen: Auf zwei erbeuteten Lastwagen der Roten Armee wurden Angehörige des sogenannten Lehrregiments «Brandenburg», die als verwundete Rotarmisten getarnt waren und sich den fliehenden russischen Kolonnen angeschlossen hatten, über die Brücke gesetzt. Es gelang ihnen, die Brücke in die Hand zu bekommen und bis zum Eintreffen der Panzerverbände zu halten.

Hinter der Düna verlangsamte sich aber der deutsche Vormarsch. Immerhin gelang es dem Panzerkorps General Reinhardts schon am 9. Juli, bei Pleskau von baltischem auf altrussisches Gebiet vorzudringen, und am 31. Juli wurde der Ilmensee erreicht. Die Deutschen waren 600 Kilometer weit vorgedrungen und standen 200 Kilometer südlich von Leningrad. Am 26. Juni war auch Finnland als Waffengefährte Deutschlands in den Krieg getreten, und rückte auf der karelischen Landenge von Norden gegen Leningrad vor.

Noch rascher vollzog sich der Vormarsch der Heeresgruppe Mitte. Guderian und Hoth eroberten mit ihren Panzergruppen Minsk – 250 Kilometer jenseits der Grenze – schon am 5. Tag; dabei umschlossen sie die weit vorn postierte Armee der sowjetischen Westfront, die unter General Pawlow stand. Anfang Juli wurde dieser Kessel gesäubert. Dabei fielen den Deutschen 300'000 Gefangene und 2'500 Panzer in die Hände. Pawlow, sein Stabschef und andere hohe Offiziere waren am 30. Juni nach Moskau beordert, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen worden. Am 16. Juli wurde Smolensk erobert. Am gleichen Tag nahmen deutsche Truppen in der Nähe von Witebsk Stalins Sohn Jakow gefangen. In der Nacht vom 21. auf den 22. Juli erfolgte der erste Luftangriff auf Moskau. Am 5. August brach der russische Widerstand im Kessel von Smolensk zusammen. Wieder verlor die Rote Armee 300'000 Mann und 3'000 Panzer. Albert Seaton schreibt, die Heeresgruppe Mitte habe damit «... den ihr übertragenen Auftrag erledigt und die Masse der sowjetischen Kräfte in Weissrussland vernichtet. Sie war mehr als 800 Kilometer bis nach Smolensk vorgedrungen und hatte die Linie Düna-Dnjepr überschritten. Nun stand sie etwa 400 Kilometer vor Moskau.»

Langsamer kam der Vormarsch in der Ukraine voran, wo die Rote Armee ihre stärksten Verbände aufgestellt hatte. Aber auch hier wurden Anfang August etwa 20 Divisionen bei Uman eingeschlossen, und über 100'000 Mann mussten sich ergeben. Alles in allem hatte

die Wehrmacht im Juni und Juli beträchtliche Erfolge erzielt. Ihre Hoffnungen wuchsen, dass auch die Sowjetunion in einem Blitzkrieg besiegt werden könne. Am 3. Juli hatte General Franz Halder in sein Tagebuch geschrieben: «Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, dass der Feldzug gegen Russland innerhalb von 14 Tagen gewonnen wurde.»

### Wachsender Widerstand

Aber dann versteifte sich der Widerstand. Je tiefer die Deutschen vorstießen, umso länger wurden ihre Fronten und umso grösser die Chancen russischer Gegenangriffe. Nach dem 20. Juli konnten sowjetische Verbände bei Welikije-Luki und Jelnja erstmals verlorenes Gebiet zurückerobern. Die deutschen Panzerkeile drangen zwar oft sehr weit vor; aber die Infanterie blieb zurück, und in den entstandenen Kesseln wehrte sich der Gegner meist mit grosser Zähigkeit. Die deutsche Infanterie musste dann jeden Wald, jedes Getreidefeld und jedes Haus nach feindlichen Gruppen und Einzelkämpfern durchsuchen. Dabei lichteten sich ihre Bestände, und bald gab es Bataillone, die 20, 30 und mehr Prozent ihres Bestandes verloren hatten. Anfang September waren nur noch 47 Prozent der deutschen Panzer einsatzbereit; 23 Prozent waren in Reparatur, und 30 Prozent waren ausgefallen. An den Marschrouten mehrten sich die Kreuze der Soldatengräber.

Es gab auch Gegenden – wie in den Waldgebieten der Nordfront –, wo der Einsatz von Panzern überhaupt kaum möglich war. Dadurch verzögerten sich die Operationen. Seit dem 10. Juli kam man an der Nordfront nicht mehr als 12 Kilometer am Tag voran.

Am 3. Juli hatte Stalin endlich sein Schweigen gebrochen und sich in einer Rundfunkansprache an die Bürger der Sowjetunion gewandt. Er nannte sie Genossen, Brüder, Schwestern und Freunde. Das war ein neuer Ton, der den Ernst der Stunde zum Ausdruck brachte. Stalin rief die Völker der Sowjetunion auf, dem Feind überall entgegenzutreten und ihm unerträgliche Verhältnisse zu bereiten. In den besetzten Gebieten sollte der Guerillakrieg entfacht und der Feind auf Schritt und Tritt verfolgt werden. Alles, was von Wert war, war beim Rückzug mitzuführen oder zu vernichten. Alle, die diese Ansprache gehört haben, be-



*Ohne Winterausrüstung geht die Wehrmacht in den russischen Winter.*

richten, dass sie auf die Russen einen tiefen Eindruck machte und ihren Widerstandsgeist gewaltig verstärkte.

Schon Anfang Juli begann die Demontage und Verlegung ganzer Industriezentren aus Gegenden, die zum Teil noch Hunderte von Kilometern von der Front entfernt lagen. Bis zum November wurden auf diese Weise über 1'500 industrielle Unternehmen nach dem Ural, ins Wolgagebiet, nach Westsibirien und Zentralasien disloziert, wofür mehr als anderthalb Millionen Eisenbahnwagen eingesetzt werden mussten.

Langsam tauchten auf deutscher Seite Zweifel an der Möglichkeit eines Blitzsieges auf. Am 11. August schrieb Franz Halder in sein Tagebuch, der Koloss Russland sei mit der «... ganzen Hemmungslosigkeit, die totalitären Staaten eigen ist...», von den Deutschen unterschätzt worden. Man habe bei Kriegsbeginn mit etwa 200 feindlichen Divisionen gerechnet, jetzt zähle man bereits 360. «Diese Divisionen» – meinte Halder – «sind sicherlich nicht in unserem Sinne bewaffnet und ausgerüstet, sie sind taktisch vielfach ungenügend geführt. Aber sie sind da. Und wenn ein Dutzend davon zerschlagen wird, dann stellt der Russe ein neues Dutzend hin. Die Zeit dazu gewinnt er dadurch, dass er nah an seinen Kraftquellen sitzt, wir aber immer weiter von ihnen abrücken.» Halder schloss mit der pessimistischen Feststellung, die auseinandergezerrten deutschen Truppen hätten keine Tiefe und seien mehr und mehr den Angriffen des Feindes ausgesetzt. «Diese haben teilweise Erfolg, weil eben auf den ungeheuren Räumen viel zu viele Lücken gelassen werden müssen.»

### Hilfe von aussen

Churchill sprach am britischen Radio schon um 9 Uhr abends des 22. Juni zum deutschen Angriff. Er sagte, niemand sei ein unversöhnlicherer Feind des Kommunismus gewesen als er. Aber diese Invasion Russlands sei nichts anderes als der Auftakt zur Invasion der britischen Insel; die Gefährdung Russlands sei daher auch die Gefährdung Englands. Churchill sprach nicht von der Regierung der Sowjetunion; aber er schilderte in eindringlichen Worten das einfache russische Volk, wie es lebte und für seine Heimat kämpfte. Er sagte unter anderem: «Wer, Mensch oder Staat, gegen den Nazismus kämpft, wird unseren Beistand haben. Wer, Mensch oder Staat, mit Hitler marschiert, ist unser Feind. Daraus folgt, dass wir Russland und dem russischen Volk jedmögliche Hilfe gewähren, die wir gewähren können.» Dies erscheint heute als selbstverständlich. Aber damals war es nicht selbstverständlich, dass England sich mit einem Staat verbündete, dessen System ihm völlig fremd war und der sich – wie Churchill sagte – «... bis in die jüngste Vergangenheit unserem eigenen Schicksal gegenüber völlig gleichgültig gezeigt hatte...». Churchill gibt zwar zu, dass Russlands Kriegseintritt die deutschen Luftangriffe von England ablenkte. Aber in England rechnete man damit, dass die russischen Armeen bald vernichtet würden, und Churchill meinte, Russland sei für ihn noch über ein Jahr lang mehr eine Last als eine Hilfe gewesen. Konnte man dieser Armee, die vielleicht schon bald kapitulieren musste oder mit dem Feind einen Separatfrieden abschloss, Waffen und Rohstoffe zukommen lassen, die man dringend selbst benötigte?

Das britisch-russische Verhältnis wurde bald noch durch eine andere Frage belastet. Schon in Stalins erster direkter Botschaft an Churchill vom 19. Juli wurde die Forderung nach einer Invasion Englands in Nordfrankreich und Norwegen erhoben. Diese Forderung nach der zweiten Front blieb noch über Jahre unerfüllbar, was in der Sowjetunion zu wachsendem Misstrauen führte. Churchill meint, er habe all die – zum Teil unverschämten – Forderungen seines «... verdriesslichen, fauchenden, raffgierigen Bundesgenossen ...» mit Achselzucken ertragen; denn Leiden sei das Los aller, die es mit dem Kreml zu tun hätten.

### Amerikanische Hilfsgüter für die Sowjetunion

(1. 10. 1941 bis 31. 5. 1945)

Panzer	13 000	Flugbenzin und Treibstoffe	
Maschinengewehre	135 000		2,50 Mio. Tonnen
Lastwagen	427 284	Stahl für	
Jeeps	50 000	Eisenbahnschienen	2,12 Mio. Tonnen
Lokomotiven	1 045	Baumwolituch	90 Mio. Meter
Aluminium	420 000 Tonnen	Armeestiefel	11 Mio. Paar
		usw.	

Total: 2660 Schiffe mit 16½ Tonnen Ladung. Den Bestimmungsort erreichten 2583 Schiffe mit 15 Mio. Tonnen; 77 Schiffe gingen durch Feindeinwirkung verloren.

Immerhin kam am 12. Juli 1941 ein englisch-sowjetischer Vertrag zustande, in dem sich die beiden Partner verpflichteten, sich gegenseitig alle Hilfe zu leisten und ohne gegenseitiges Einverständnis keinen Frieden mit Deutschland zu schliessen. Bald darauf begannen die britischen Lieferungen, die schon im Juli 200 Jagdflugzeuge und 20'000 Tonnen Gummi umfassten. Im Oktober folgten weitere 500 Flugzeuge und 280 Panzer. Am 8. Juli hatte der sowjetische Botschafter auch in Washington Materialforderungen vorgelegt; sie machten den Betrag von zwei Milliarden Dollar aus und umfassten unter anderem 6'000 Flugzeuge! Aber erst nach der Moskauer Konferenz vom 28. September bis 1. Oktober wurden amerikanische Hilfeleistungen vereinbart, die bis Kriegsende den Wert von 11 Milliarden Dollar erreichen sollten. Etwa die Hälfte der alliierten Hilfsgüter kam über Murmansk und Archangelsk in die Sowjetunion, 47 Prozent gingen über den Pazifik nach Wladiwostok.

### Hitler gegen seine Generäle

Ende Juli wurde die Frage immer akuter, wie nun der Feldzug weitergehen sollte. Die ersten Ziele waren erreicht; weiter gingen die Pläne nicht. Der Chef des Generalstabs des Heeres, Franz Halder, war der Meinung, die Heeresgruppe Mitte habe jetzt unverzüglich die entscheidende Offensive gegen Moskau zu unternehmen. Der Oberbefehlshaber des Heeres, von Brauchitsch, der Chef der Heeresgruppe Mitte, von Bock, und die Panzerführer Hoth und Guderian stimmten ihm zu. Aber Hitler war anderer Meinung. Er hatte schon am 5. Tag des Feldzuges begonnen, von seinem Hauptquartier im weit entfernten Ostpreussen aus selbst in die Details der militärischen Führung hineinzureden. Am 8. Juli hatte er – wie General Halder notierte – seinen Entschluss bekanntgegeben, «... Moskau und Leningrad dem Erdboden gleichzumachen, um zu verhindern, dass Menschen darin bleiben, die wir dann im Winter ernähren müssen.» Diese Aufgabe sollte die Luftwaffe ausführen; Panzer durften nicht eingesetzt werden.

Trotzdem entschied er jetzt, die Panzerverbände der Heeresgruppe Mitte hätten nach Süden und Norden auszuschwenken, um Leningrad und die Ukraine zu nehmen. In seiner Weisung vom 21. August 1941 befahl er: «Das wichtigste, noch vor Einbruch des Winters zu erreichende Ziel ist nicht die Einnahme von Moskau, sondern die Wegnahme der Krim, des Industrie- und Kohlengebiets am Donez und die Abschnürung der russischen Ölzufuhr aus dem Kaukasusraum, im Norden die Abschliessung Leningrads und die Vereinigung mit den Finnen.» Brauchitsch, Halder und Guderian unternahmten verzweifelte Versuche, Hitler von diesen Plänen abzubringen; Halder dachte eine Zeitlang an Rücktritt und suchte auch von Brauchitsch dazu zu überreden. Aber Hitler blieb fest. Am 23. August kamen die neuen

Befehle, und die bereits abgekämpften Panzerverbände der Heeresgruppe Mitte wurden auf ihre 600 Kilometer lange Reise nach Süden und Norden geschickt, während die Infanterieverbände der Heeresgruppe stillzustehen hatten.

Dreizehn Tage später, am 5. September, entschied Hitler, die Ziele in Leningrad und in der Ukraine seien erreicht, und der direkte Vorstoss auf Moskau habe nun Vorrang. Alle Panzerverbände hatten sich innert 10 Tagen im Raum Smolensk zu versammeln.

Was Hitler zu diesem Entschluss getrieben hat, weiss niemand. Die umgruppierten Verbände hatten ihre neuen Ziele bei Weitem noch nicht erreicht. Albert Seaton meint, es sei schlicht und einfach «... unmöglich, Hitlers Logik nachzuvollziehen.»

Aber Hitlers Entschlüsse hatten bewirkt, dass die Heeresgruppe Mitte sechs Wochen lang 320 Kilometer vor Moskau stillgelegen hatte. Als Anfang Oktober der Angriff wieder aufgenommen wurde, war es zu spät. Am 23. September hatte es den ersten Rauhref gegeben, am 7. Oktober fiel der erste Schnee.

### Übriges Geschehen im Juli 1941

- 3.7. Stalin ruft in einer Rundfunkrede zum «Grossen vaterländischen Krieg» auf.
- 4.7. Die KP Jugoslawiens unter Tito beschliesst den bewaffneten Auf stand gegen die Besetzer des Landes.
- 12.7. Britische und freifranzösische Truppen de Gaulles erobern Syrien.
- 18.7. Fürst Konoye bildet eine neue japanische Regierung.
- 18.7. Stalin fordert von Churchill erstmals die Errichtung einer zweiten Front.
- 30.7. Der Sonderbeauftragte Präsident Roosevelts, Harry Hopkins, drückt Stalin die Bereitschaft der USA zu Hilfeleistungen an die UdSSR aus.

Am 3. August 1941 nachmittags verliess Präsident Roosevelt Washington, angeblich um sich an Bord seiner Jacht «Potomac» vor der Küste von Maine beim Fischfang zu erholen. Gleichzeitig flogen General Marshall, der Stabschef der amerikanischen Armee, und Generalmajor Arnold, der Chef der Armee-Luftwaffe, mit ihren Mitarbeitern von Washington nach New York, wo andere hohe Offiziere zu ihnen stiessen. In New York gingen sie an Bord der Kreuzer «Augusta» und «Tuscaloosa», die Kurs nach Norden nahmen. Am Morgen des 4. August – einem Montag – verliess ein Sonderzug mit den engsten militärischen und politischen Mitarbeitern des englischen Premierministers London. Churchill selber stieg später in der Nähe von Chequers zu. Der Zug fuhr nach Scapa Flow in Schottland, wo Churchill und sein Stab an Bord des Schlachtschiffes «Prince of Wales» gingen. Hier stiess auch der amerikanische Präsidentenberater Harry Hopkins zu ihnen, der zwei Tage vorher von Gesprächen mit Stalin aus Moskau zurückgekehrt war. Die «Prince of Wales» nahm noch in der gleichen Nacht Kurs auf Neufundland. Am nächsten Morgen ging Präsident Roosevelt auf hoher See von seiner Jacht an Bord der «Augusta», die ebenfalls Kurs auf Neufundland nahm. Die «Potomac» selber kreuzte weiter vor der Küste von Maine, um die Vorgänge, die hier gespielt wurden, zu verschleiern. Am Donnerstag, 7. August, gingen die «Augusta» und die «Tuscaloosa» in der Placentia-Bucht im Osten Neufundlands vor Anker, wo am Samstagmorgen um neun Uhr auch die «Prince of Wales» mit Churchill und seinen Mitarbeitern eintraf.

Die Fahrt der drei Schiffe war unter grössten Geheimhaltungsmassnahmen vor sich gegangen. Einem Teil der amerikanischen Vertretung war der Zweck der Fahrt erst eröffnet worden, als man sich schon auf hoher See befand. Hauptmann Elliott Roosevelt, der Sohn des Präsidenten, der am 8. August von Baffin-Land, wo er Dienst tat, ohne Angabe der Gründe und kurzfristig nach Neufundland befohlen worden war, hatte nur gerade die Kleider bei sich, die er trug. Er musste sich in den folgenden Tagen mit Kleidern seines Vaters aushelfen.

## Churchill und Roosevelt

Nachdem Churchill im Mai 1940 Premierminister geworden war, begann er bald einen intensiven Meinungs-austausch mit dem amerikanischen Präsidenten. Churchill schreibt in seinen Memoiren, er habe im Verlauf des Krieges etwa 950 Telegramme an Roosevelt gesandt und etwa 800 Antworttelegramme erhalten. Ausserdem gab es eine direkte Telefonverbindung zwischen der Downing Street 10 und dem Weissen Haus, die Churchill fast täglich benutzte. Im Sommer 1941 hielten sich ferner zahlreiche amerikanische Emissäre in London auf, um Fragen der Zusammenarbeit zwischen England und den USA zu prüfen. Aber je enger diese Zusammenarbeit wurde, umso dringender wurde der Wunsch der beiden führenden Staatsmänner nach einem direkten, persönlichen Meinungs-austausch. Churchill und Roosevelt waren sich zum letzten Mal 1919 begegnet, als Churchill noch englischer Heeres- und Luftwaffenminister und Roosevelt Staatssekretär im Marineministerium gewesen war.



Seit Dezember 1940 scheint Präsident Roosevelt an eine persönliche Zusammenkunft mit Churchill gedacht zu haben. Am 24. Juli einigten sich Churchill und Hopkins, die Konferenz vom 9. bis 12. August auf den im Hafen von Argentia liegenden britischen und amerikanischen Kriegsschiffen durchzuführen. Neufundland gehörte zum britischen Commonwealth, aber der Hafen von Argentia war einer der Stützpunkte, der von England im September 1940 gegen die Abtretung von 50 Zerstörern den USA überlassen worden war. Dieser abgelegene Hafen erleichterte die Sicherheits- und Geheimhaltungsmassnahmen. Letztere wurden nicht nur zur Sicherung gegen deutsche Angriffe ergriffen; Präsident Roosevelt wollte damit auch die Proteste der amerikanischen Isolationisten vermeiden, die gegen diese Zusammenkunft mit dem Premier des kriegführenden England ohne Zweifel Sturm gelaufen wären.

## England und die USA

Seit die Vereinigten Staaten im März 1941 das Leih- und Pachtgesetz beschlossen hatten und zum «Zeughaus der Demokratie» geworden waren, floss ein immer grösserer Strom von Rüstungsgütern nach England. Er machte schon 1941 über eine Milliarde Dollar aus und stieg bis Ende des Krieges auf über 30 Milliarden an. Aufgrund dieses Gesetzes durften auch alliierte Kriegs- und Handelsschiffe auf amerikanischen Werften repariert werden, und Tausende von Piloten der Royal Air Force wurden in den USA ausgebildet.

Vom Januar bis März 1941 waren in Washington geheime britisch-amerikanische Stabsbesprechungen geführt worden, in denen Einigkeit darüber erzielt wurde, dass Deutschland als Hauptgegner zu betrachten sei. Sollten die USA in den Krieg gezogen werden, sollte dem Atlantik und Europa Priorität zukommen, während andere Operationen, zum Beispiel auf dem Pazifik gegen Japan, bis zur Besiegung Deutschlands defensiv zu führen waren.

Im April erhielt die amerikanische Atlantikflotte von Präsident Roosevelt den Befehl, Schiffe und Flugzeuge der Achsenmächte, die westlich des 26. Längengrades – also westlich etwa der Azoren und der Kapverdischen Inseln – entdeckt wurden, zu beschatten und deren Standorte offen zu funken. Dadurch wurden praktisch drei Viertel des Atlantiks von amerikanischen Kriegsschiffen überwacht, was den Briten die Jagd auf den Gegner beträchtlich erleichterte.

Schliesslich landeten am 7. Juli amerikanische Truppen auf Island und lösten dort die britische Garnison ab, die Island zur Sicherung der Nordatlantikroute besetzt hatte. Britische Handelsschiffe konnten fortan zwischen Island und Amerika den Geleitschutz amerikanischer Konvois benutzen. Ende 1941 standen 10'000 Mann amerikanischer Truppen auf Island, also praktisch am äussersten Ende Europas. Im Juni wurden die deutschen und italienischen Vermögenswerte in den USA eingefroren und die Konsulate der Achsenmächte geschlossen.

Es ist klar, dass die USA mit diesen Schritten den Status eines neutralen Staates längst verlassen hatten. Nicht nur belieferten sie einseitig eine kriegführende Partei mit Kriegsmaterial, sondern sie hatten auch schon begonnen, mit derselben gemeinsame strategische Pläne zu entwerfen und sie aktiv durch militärische Massnahmen zu unterstützen. Renate Nagel sagt in ihrer Dissertation über die Atlantik-Charta, man könne diesen Zustand je nach Standpunkt als «Nicht-Kriegsführung» oder als «Unerklärten Krieg» bezeichnen. Hans-Rudolf Guggisberg kommt in seiner Geschichte der USA kurzerhand zum Schluss, die Vereinigten Staaten hätten sich seit dem Sommer 1941 de facto im Kriegszustand mit Deutschland befunden.

Als Churchill nach Neufundland ging, war es sein wichtigstes Anliegen, Roosevelt zum baldigen offiziellen Kriegseintritt der USA zu bewegen. Er glaubte, dass Grossbritannien den

Achsenmächten auch in Zukunft zu widerstehen, sie aber niemals aus eigener Kraft zu besiegen vermöge. Mit der englischen Kampfmoral stand es in diesem August 1941, nach den deutschen Frühjahrssiegen auf dem Balkan und in Nordafrika und den gewaltigen deutschen Anfangserfolgen gegen die Sowjetunion, nicht zum Besten. Im Fernen Osten musste England ohnmächtig zusehen, wie Japan seinen Herrschaftsbereich ausdehnte und nach der Eroberung französisch Indochinas die britischen Besitzungen in Singapur und Burma zu bedrohen begann.

Churchills Forderungen zielten daher ab auf eine verstärkte amerikanische Materialhilfe, auf einen baldigen Kriegseintritt der USA gegen Deutschland und auf ein forsches gemeinsames Auftreten gegenüber Japan, um dieses von weiteren Vorstößen in Ostasien abzuschrecken. Es scheint, dass Churchill diese Forderungen schon am ersten Abend vorbrachte, als er und Roosevelt mit ihren engsten Mitarbeitern im kleinen Kreis im Empfangssalon der «Augusta» zusammensassen. Elliott Roosevelt berichtet, an diesem Abend habe praktisch nur Churchill gesprochen. Eindringlich habe er seine amerikanischen Zuhörer beschworen, in den Krieg gegen Deutschland einzutreten. «Es ist Eure einzige Chance» – soll er gesagt haben; «wenn Ihr nicht den Krieg erklärt ..., werden sie, wenn wir untergegangen sind, zum Schlag gegen Euch ausholen, und ihr erster Schlag wird auch der letzte sein.»

Roosevelt hatte gewusst, dass dies kommen würde; aber es war ihm völlig klar, dass er auf solche Forderungen unmöglich eingehen konnte. Eine Umfrage Anfang 1941 hatte ergeben, dass 80 Prozent der Amerikaner gegen eine Teilnahme am europäischen Krieg waren. Roosevelt wusste auch, dass er im Kongress keine Mehrheit für eine Kriegserklärung finden würde. Am 12. August – also noch während der Atlantikkonferenz – nahm das Repräsen-



*Roosevelt und Churchill nach der Unterzeichnung der Atlantik-Charta.*

tantenhaus eine Vorlage, die die Dienstzeit um ein Jahr verlängerte und die Beschränkung der Zahl der Einberufenen aufhob, mit nur gerade einer Stimme Mehrheit an. Aber auch der Stand der amerikanischen Armee machte einen Kriegseintritt zu diesem Zeitpunkt völlig unmöglich. Zwar zählte sie im August 1941 schon 1,6 Millionen Mann. Aber deren Ausbildung war rudimentär, und an modernem Kriegsmaterial herrschte grosser Mangel. General Brehon Somervell sagt, die USA hätten Ende 1941 nur 1'157 einsatzfähige Flugzeuge und etwa gleichviele Panzer besessen. Drei Jahre später hatten sie 187'000 Flugzeuge und 68'000 Panzer; aber diese enorme Rüstungsproduktion lief 1941 erst an, und vieles von dem, was produziert wurde, musste an die Engländer und später an die Russen abgegeben werden. Die wenigen ausgebildeten Truppen hatte man auf Aussenposten wie Hawaii, Grönland und Island postiert.

Darum gab es für Roosevelt nur einen Weg: Er musste die Widerstandskraft und den Widerstandsgeist Englands stärken, was er durch vermehrte materielle Hilfe und durch eine gemeinsame Erklärung mit Churchill, die zeigen sollte, wie sehr Amerika hinter England stand, zu erreichen hoffte. Aber den Kriegseintritt der USA – von dessen Notwendigkeit der Präsident selber überzeugt war – musste er hinausschieben. Er wusste, die Zeit arbeitete für ihn und für Amerika.

### ... und Beschlüsse

Es war ohne Zweifel so, dass Churchill sich in Argentinia in der Rolle des Schwächeren befand. Er hatte wenig anzubieten und konnte nur fordern. Sein Spielraum war geringer als derjenige Roosevelts. Er konnte darum seine Forderungen auch nicht vollständig durchsetzen. Die Beschlüsse von Argentinia tragen in manchen Punkten eher die Handschrift Roosevelts als jene Churchills.

Was den Eintritt der USA in den Krieg betraf, machte die amerikanische Seite – wie Renate Nagel schreibt – Churchill klar, «... dass die amerikanischen Streitkräfte... nicht vor Ablauf von zwei Jahren stark genug sein würden, um den Verlauf des Krieges über eine bloss psychologische Wirkung hinaus wirklich zu beeinflussen.» Die Briten hatten eine Art «tip and run»-Strategie entwickelt, die darin bestand, durch Bombardierungen, durch die Wirtschaftsblockade und durch Propaganda Deutschland so zu zermürben, dass es sturmreif würde und schlussendlich von einer relativ geringen Invasionsarmee von zirka 1,5 Millionen Mann erobert werden könnte. Der amerikanische Generalstab war aber der Meinung, diese Invasionsarmee müsste viel grösser sein und etwa 5 Millionen Mann umfassen, weil Deutschland nicht zusammenbrechen werde, sondern niedergerungen werden müsse. Bis diese Invasionsarmee aber bereit war, brauchte es noch Jahre.

Auch was die Rüstungshilfe betraf, konnten die englischen Wünsche nicht voll erfüllt werden. Generalmajor Arnold bemerkte mit Erstaunen, dass die Briten zum Beispiel mehr schwere Bomber forderten als die Amerikaner überhaupt produzierten. Und während Churchill wünschte, dass die amerikanische Hilfe vor allem England zugutekam, weil er wenig Vertrauen in die Widerstandskraft der Sowjetunion besass, war die amerikanische Seite bereit, wesentliche Hilfsgüter an Stalin abzuzweigen, solange seine Armeen erfolgreich Widerstand leisteten. Immerhin verschaffte der sogenannte «ferry service» England beträchtliche zusätzliche Hilfe. Er bestand darin, dass amerikanische Bomber und Panzer direkt von amerikanischem Personal nach England, nach dem mittleren Osten und Ägypten gebracht und dort montiert und einsatzbereit gemacht wurden.

Auch in Sachen Aufbau einer englisch-amerikanischen Front gegen Japan konnte sich Churchill nicht voll durchsetzen. Die Warnung, die Präsident Roosevelt dem japanischen

Botschafter in Washington fünf Tage nach seiner Rückkehr aus Neufundland übergab, war wesentlich milder als Churchill es sich gewünscht hatte. Vor allem aber liess sie eine Tür offen für weitere Verhandlungen, die Amerika zusätzlichen Zeitgewinn verschaffen konnten. Nachdem Roosevelt am 25. Juli ein Wirtschaftsembargo über Japan verfügt und dieses von lebensnotwendigen Treibstoffimporten aus den USA abgeschnitten hatte, durfte er hoffen, dass jeder Tag Japans Ölreserven und damit auch seine expansiven Möglichkeiten verringerte.

## Die Charta

In einem waren sich die beiden Staatsmänner aber einig: In der Absicht, eine gemeinsame Erklärung über ihre Friedensziele zu erlassen. Roosevelt erhoffte sich davon eine starke propagandistische und den Widerstand fördernde Wirkung in England und den von den Achsenmächten besetzten Ländern. Er war auch überzeugt, dass die USA nach diesem Krieg in jedem Fall eine wichtige Rolle in der Welt zu spielen hatten. Auf die Gestaltung dieser Welt, wie sie nach dem Krieg entstehen sollte, wollte er früh genug in seinem Sinne Einfluss nehmen. Auch Churchill war an einer solchen Erklärung interessiert. Er hoffte, sie würde der Welt die enge Verbindung zwischen England und den Vereinigten Staaten demonstrieren und dadurch die Feinde Englands einschüchtern und seine Freunde aufmuntern. Vor allem aber erwartete er, dass durch diese Erklärung das neutrale Amerika noch mehr an Englands Seite gezogen würde.

### Erklärung über Friedensziele

Gemeinsame Erklärung der britischen und amerikanischen Regierungen vom 14. August 1941 :

1. Sie erstreben weder die Erweiterung ihrer Gebiete noch ihrer Einflussphären.
2. Sie wünschen keine Gebietsveränderungen, die nicht mit den frei erklärten Wünschen der beteiligten Völker im Einklang stehen.
3. Sie achten das Recht aller Völker, die Regierungsform zu wählen, unter der sie leben wollen, und sie sind entschlossen, die souveränen Rechte und die Selbstregierung jener Völker wiederherzustellen, die ihrer gewaltsam beraubt worden sind.
4. Sie werden unter Achtung ihrer bestehenden Verpflichtungen darauf hinarbeiten, dass alle Staaten, gross oder klein, Sieger oder Besiegte, unter gleichen Bedingungen Zugang zu den Märkten und den Rohstoffen der Welt erhalten, die für das Gedeihen ihrer Wirtschaft notwendig sind.
5. Sie wünschen die weitestgehende Zusammenarbeit aller Nationen auf wirtschaftlichem Gebiet mit dem Ziel, die Arbeitsbedingungen zu verbessern, die Wirtschaft zu entwickeln und soziale Sicherheit für alle zu gewährleisten.
6. Nach der endgültigen Zerstörung der Nazi-Tyrannie erhoffen sie die Herstellung eines Friedens, der es allen Völkern ermöglicht, in ihren eigenen Grenzen in Sicherheit zu leben, und der eine Gewähr dafür bietet, dass alle Menschen in allen Ländern ihr Leben frei von Furcht und Not werden geniessen können.
7. Solch ein Frieden soll allen Nationen die Freiheit der Meere sichern.
8. Sie glauben, dass alle Völker der Welt aus materiellen wie aus sittlichen Gründen von der Anwendung der Gewalt in Konflikten von Staaten absehen werden. Frieden kann nicht bewahrt werden, wenn angriffslustige Nationen weiterhin über eine Land-, See- oder Luftstreitmacht verfügen. Bis zur Schaffung eines umfassenderen und festen Systems, das den Frieden der Völker sichert, ist nach ihrer Ansicht die Entwaffnung solcher Nationen unerlässlich. Sie werden alle praktischen Massnahmen fördern, die die erdrückenden Rüstungslasten vermindern können.

Franklin D. Roosevelt  
Winston Churchill

So entstand die Atlantik-Charta. Auch in den langen Beratungen über sie gab es heftige Auseinandersetzungen, nicht zuletzt über Punkt vier, wo Roosevelts Idee der «Offenen Tür» den Weiterbestand des englischen Weltreichs tangierte. Aber schliesslich konnte man sich doch auf ein Dokument einigen, das die ideelle Basis für die Alliierten im Kampf gegen den Faschismus bildete. Diese Basis ist zwar später oft verletzt worden, nicht zuletzt darum, weil während des Krieges von der Charta abweichende Haltungen alliierter Staaten – zum Beispiel der Sowjetunion – akzeptiert werden mussten, damit das Bündnis nicht gefährdet wurde. Aber ohne Zweifel ist es so: Hier in Neufundland, zwischen dem 9. und dem 12. August 1941, wurde der erste Grundstein für die Gestaltung der Nachkriegswelt gelegt.

### Übriges Geschehen im August 1941

- 1.8. Die USA verkünden ein Ölembargo gegenüber allen «Aggressoren»; davon betroffen ist vor allem Japan.
- 2.8. Beginn der amerikanischen Materiallieferungen an die UdSSR.
- 7.8. Stalin wird Oberbefehlshaber der Roten Armee.
- 14.8. Durch ein Abkommen werden die polnischen Kriegsgefangenen der UdSSR freigelassen; sie bilden unter dem Kommando von General Anders eigene Verbände, die auf Seiten der Sowjetunion in den Kampf treten.
- 25.8. Einmarsch britischer und sowjetischer Verbände in den Iran.
- 26.8. Eine Denkschrift des Oberkommandos der Wehrmacht, die von Hitler unterschrieben wird, hält fest, dass der Feldzug gegen die UdSSR 1941 nicht mehr zu beenden ist.

Die Geschichte ist bekannt: Wie jener amerikanische Commodore Perry im Juli 1853 mit vier Schiffen in die Bucht von Edo einlief, um den japanischen Behörden den Brief seines Präsidenten Fillmore zu überreichen, in dem die Öffnung des Landes für den amerikanischen Handel verlangt wurde. Perry war gerade recht gekommen; denn anderthalb Monate später lief auch ein russisches Geschwader unter Admiral Putiatin in Nagasaki ein. Aber während dieser, ohne einen Vertrag erreicht zu haben, wieder absegelte, kam Perry im folgenden Jahr – diesmal mit sieben Schiffen und 250 Geschützen – wieder zurück, um die gewünschten Konzessionen einzufordern. Japan war nicht in der Lage, ihm dies zu verweigern.

Das war das Ende von Japans jahrhundertelanger Isolation, aber auch das Ende seiner autonomen Geschichte. Wie vom Zauberstab berührt begann sich das Land blitzartig zu wandeln. Innert eines Menschenalters erreichte es einen beispiellosen Aufstieg, dem am Ende des Zweiten Weltkriegs der völlige Zusammenbruch folgte. Ein Japaner, der um 1860 geboren wurde, erlebte in seiner frühen Jugend noch die demütigende Einmischung der Kolonialmächte in sein Land. Sein Heranwachsen fiel in die Zeit der erstaunlichen Verwandlung seines Landes in einen modernen Industriestaat, der selber Kolonialmacht wurde und nacheinander China und Russland besiegte. In späteren Jahren war er Zeuge von Japans masslosem Streben nach der Herrschaft über ganz Ostasien und der Auslösung des pazifischen Krieges durch sein Land. Am Ende seines Lebens musste er vielleicht noch die apokalyptischen Schläge, die Hiroshima und Nagasaki trafen, erleben und mitansehen, wie sein Land sich auf Gedeih und Verderb jenem Amerika ergeben musste, dem es 1854 als erstem den Eintritt ins Land hatte gewähren müssen.

## Das japanische Wunder

Erstes Opfer der Öffnung war das Tokugawa-Shogunat, das Japan seit 1600 beherrschte, und das dem früher allmächtigen Kaiser – dem Tenno – nur noch kultische und zeremonielle Funktionen gelassen hatte. Seine offenbare Schwäche, die sich darin gezeigt hatte, dass den Fremden der Eintritt nicht hatte verwehrt werden können, führte seinen Sturz herbei.

Was folgte, war eine Revolution, die man ebensogut als Restauration bezeichnen könnte – ein Weg zurück, um nach vorn zu kommen. Das Kaisertum wurde wieder in seine alten Rechte eingesetzt, und die Feudalherren gaben ihm ihre Besitzungen zurück. Als 1869 vier der vornehmsten Adligen auf ihre Lehen verzichteten, schrieben sie in einem Memorandum: «Es gibt kein Land im Kaiserreich, das nicht dem Kaiser gehört, und keinen Einwohner, der nicht Untertan des Kaisers ist... Wir bieten ihm daher ergeben all unsern Lehensbesitz an, so dass sich im ganzen Kaiserreich eine einheitliche Regierung durchsetzen kann. So wird das Land mit den anderen Nationen der Welt auf gleicher Höhe zu stehen vermögen.» Das war das Ziel dieses Schrittes: Japans Schwäche zu überwinden und ihm seine Würde unter den Nationen wiederzugeben. Ähnlich dachte auch der junge Kaiser Mutsuhito, der 1867 – als 15jähriger – auf den Thron gekommen war. Seine Zeit stellte er unter die Devise «meiji», das heisst erleuchtete Regierung. Seinen Untertanen sagte er beim Amtsantritt: «Wissen soll in der ganzen Welt gesucht werden, und so soll die Grundlage der kaiserlichen Regierungsform gestärkt werden.»

So machte sich Japan daran zu lernen. Es schaute nicht mit jener Verachtung auf den Westen, die Chinas Haltung lange Zeit geprägt hat. Die Japaner waren nicht zu stolz, anderen nachzueifern. Ausländische Techniker wurden nach Japan geholt, und japanische Missionen



reisten in die Welt hinaus. Britische, französische, deutsche Fachleute reformierten die Verwaltung, das Verkehrswesen, die Wirtschaft, die Armee, die Marine. 1872 fuhr die erste Eisenbahn. Die allgemeine Schulpflicht wurde eingeführt, bald folgte die allgemeine Wehrpflicht. 55'000 Grundschulen entstanden, und Gymnasien und Universitäten wurden gegründet. Ein reges politisches Leben erwachte. Parteien bildeten sich, und 1889 erliess der Tenno eine Verfassung, die ein Zweikammer-Parlament und Wahlen vorsah.

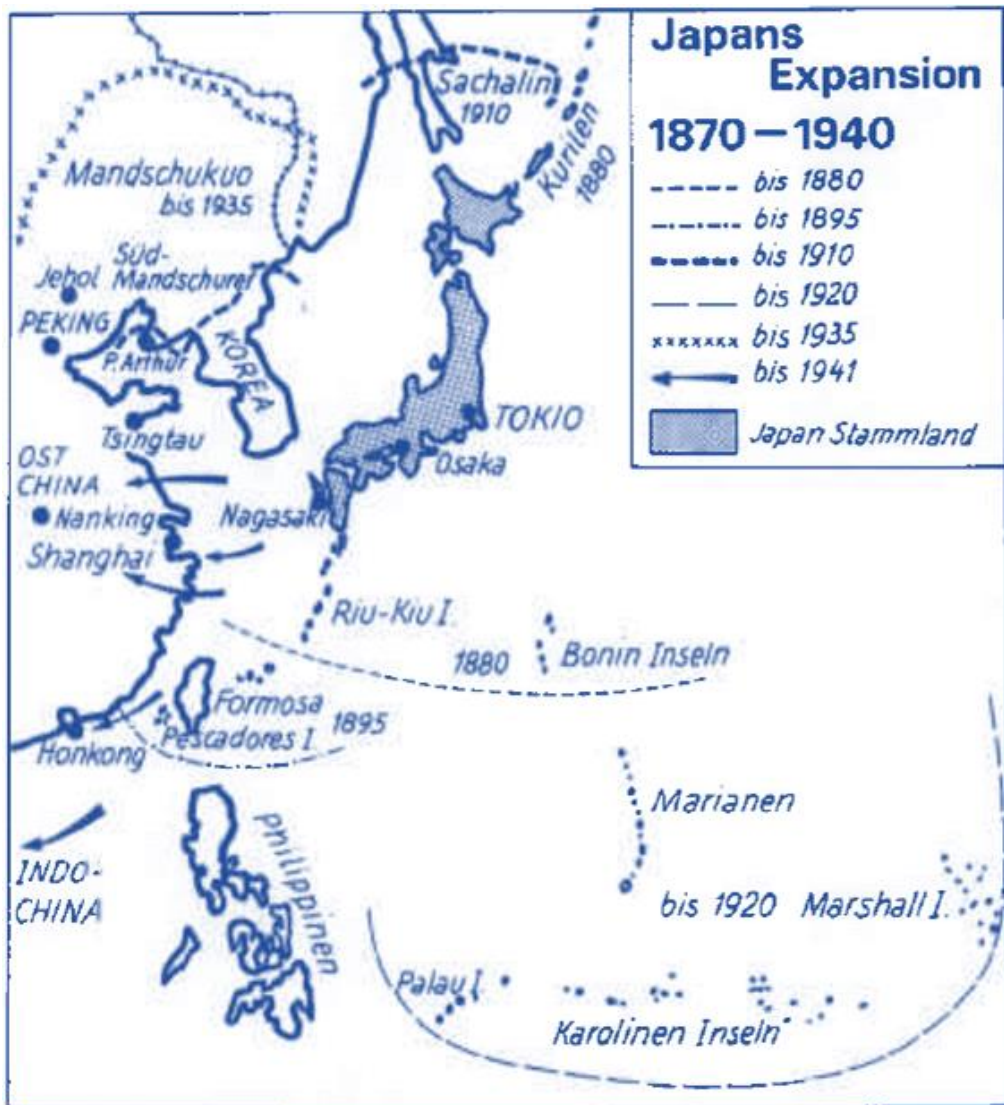
Richard Storry meint in seiner Geschichte des modernen Japan, das Land sei in jenen Jahren vom starken Wein westlichen Denkens wie trunken gewesen. Damals soll es in Japan ein Kinderlied gegeben haben, in dem zehn märchenhafte westliche Dinge aufgezählt wurden. Dazu gehörten Gaslampen, Dampfmaschinen, Kameras, Telegrafen, Blitzableiter, Zeitungen und Dampfschiffe.

### Schattenseiten

Die volkstümliche Erkenntnis, dass man aus einem Menschen nicht einfach einen anderen machen kann, gilt wohl auch für die Völker und Staaten. Was in Jahrhunderten gewachsen ist, hat sein Beharrungsvermögen, und Revolutionen pflegen meist ja mehr die Erscheinung als das Wesen von Staaten und Gesellschaften zu ändern. Das 20. Jahrhundert hat es oft gezeigt: Am Ende solch rasanter Vorgänge stehen meist Reaktionen in völlig entgegengesetzter Richtung.

Ähnlich war es in Japan. Die Modernisierung brachte zwar erstaunliche Erfolge, aber sie führte auch zu schweren Krisen. Die Demokratisierung, die die Verfassung von 1889 antönte, ging nicht tief. Nur etwas mehr als ein Prozent der Bevölkerung erhielt vorerst das Wahlrecht zum Unterhaus, und das Oberhaus, in dem der Adel und einige vom Kaiser ernannte Mitglieder sass, konnte dessen Vorlagen durch das Veto verhindern. Die Regierung war nur dem Kaiser verantwortlich und konnte vom Parlament nicht gestürzt werden. Eine spätere Verordnung, wonach der Kriegs- und der Flottenminister immer ein amtierender General und Admiral sein mussten, verschaffte der Armee entscheidenden Einfluss auf die Regierung. Der Kaiser hatte eine ganz ausserordentliche Stellung. Der erste Artikel der Verfassung besagte, Japan solle «... von einer seit undenklichen Zeiten ununterbrochenen Reihe von Kaisern regiert werden...», und in Artikel 3 stand: «Der Kaiser ist geheiligt und unverletzlich.» Ausserdem erteilte ihm die Verfassung auch den Oberbefehl über Armee und Flotte sowie das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schliessen. In Wirklichkeit war es aber so, dass sich der Tenno gerade wegen seiner hohen Stellung wenig in die Niederungen der täglichen Politik begab, die den Ministern und der Genro – dem Rat der älteren Staatsmänner – überlassen blieb. Hier wie auch in Wirtschaft und Armee herrschte eine neue Oligarchie, die vor allem von Angehörigen der Samurais, der ehemaligen Kriegerkaste, letzten Endes aber von einigen wenigen Familien-Klans gebildet wurde. Die grösste Macht besaßen bis nach dem Ersten Weltkrieg die beiden Familien der Satsuma und der Choshu, aus denen – mit zwei Ausnahmen – alle Premierminister bis 1918 stammten. Die Modernisierung forderte auch ihre Opfer. Zu ihnen gehörte der grosse Teil der Samurais, die durch die Umwandlung ihrer Privilegien in kleine Pensionen die Lebensgrundlage verloren hatten, und durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in ihrem Stolz tief verletzt waren. Leidtragende waren auch Millionen von Bauern; denn während die Lebenskosten stiegen, blieben die Agrarpreise tief, und die Bauern gerieten in grosse Schulden. Viele Eigentümer wurden zu Pachtbauern oder wanderten in die Städte ab. In diesen Schichten staute sich tiefer Groll gegen die Neuerungen an, und es entstand um die Symbole des alten Japan – um Kaisertum und Armee – ein Kult, der noch seine Folgen haben sollte.

Die Jahrzehnte der Meiji-Ära zwischen 1867 und 1912 waren für Japan zwar Jahre der Hast und der Unruhe, aber auch Jahre triumphaler Erfolge. Die Wirtschaft expandierte rasch; die Textilproduktion stieg jährlich um etwa 9, die Eisen- und Stahlproduktion um 17 Prozent. Aber auch die Bevölkerung wuchs sprunghaft, von 30 Millionen 1867 auf 45 Millionen 1900 und über 70 Millionen beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Dieser Bevölkerungsanstieg, die schmale landwirtschaftliche Basis und die fast völlige Abhängigkeit von Rohstoffimporten verliehen der japanischen Aussenpolitik von Anfang an eine expansive Note. Die Weltöffentlichkeit horchte auf, als Japan 1894/95 im Krieg gegen China eine Reihe glänzender Siege erfocht und dem Reich der Mitte Formosa entriss. Wie ein Donnerschlag



aber wirkte der Sieg, den es 10 Jahre später im Krieg gegen Russland errang, das es in grossen Landschlachten in der Mandchurei besiegte. Darüber hinaus vernichtete es auch dessen Pazifikflotte und schickte die russische Ostseeflotte, die nach einer Fahrt um die halbe Erde vor Korea eingetroffen war, auf den Grund des Gelben Meeres. Diese Ereignisse machten Weltgeschichte. In Russland brachen wegen der Niederlage die ersten revolutionären Wirren aus, und das Land musste seine pazifische Expansion bis nach dem Zweiten Weltkrieg aufgeben. In der asiatischen Welt aber machte dieser Sieg einer östlichen Nation über eine der stärksten Kolonialmächte des Westens – wie Richard Storry schreibt – derartiges Aufsehen, dass er in jedem Basar von Hongkong bis zum Persischen Golf erörtert wurde. Das Land der aufgehenden Sonne wurde zum Symbol und Vorbild mancher asiatischen Freiheitsbewegung.

In Amerika aber machte man sich langsam Sorgen über diese neue pazifische Macht. Zwar waren bei Kriegsbeginn die Sympathien noch klar auf Japans Seite gewesen, was Präsident Theodore Roosevelt mit den Worten ausgedrückt hatte, es sei «... viel gefährlicher für die Welt, wenn Russland die Millionen Chinas organisieren, als wenn Japan dies ...» unternehme. Aber derselbe Roosevelt nannte Japan nach dem Krieg eine «gewaltige neue Macht», die Amerika eines Tages sowohl die Philippinen wie Hawaii entreissen könne.

Auch die Jahre des Ersten Weltkriegs waren goldene Jahre für Japan. Die Märkte Asiens standen ihm weit offen, und die Produkte seiner Industrie fanden bei den Kriegsparteien guten Absatz. Von einem Schuldner- wurde es zu einem Gläubigerland. Schon bei Kriegsbeginn hatte es die deutschen Vorrechte und Besitzungen in China sowie die deutschen Inselgruppen im Pazifik an sich gebracht. Am Friedenskongress von Versailles erschien es unter den Siegern.

### ... und Tragik

Aber mit dem Ende des Krieges kamen dunklere Zeiten für Japan. Die Kriegskonjunktur brach zusammen, und die steigenden Reispreise führten zu ersten Aufständen der städtischen Massen. Die Vereinigten Staaten erliessen 1924 ein Gesetz, das die Einwanderung von Asiaten verbot. Grossbritannien erneuerte sein Bündnis, das es seit 1902 mit Japan verband, nicht mehr, was die Japaner verstimmt und das Land isolierte. Nach 1929 verschloss die beginnende Weltwirtschaftskrise zahlreiche Märkte für den japanischen Export. Die Seidenexporte fielen um 50 Prozent. Arbeitslosigkeit breitete sich aus, die Löhne sanken und die Steuern stiegen.

Die wachsende Not weiter Bevölkerungskreise führte sehr rasch eine Radikalisierung des politischen Lebens herbei. Die Abneigung der Bevölkerung gegenüber den Banken und den Grossunternehmern, die für das wirtschaftliche Elend verantwortlich gemacht wurden, wuchs. Aber auch gegenüber dem Parlament und den Parteien, die von Korruption nicht frei und eng mit den grossen Konzernen verknüpft waren, zeigte sich eine steigende Verachtung. Radikale Ideen verbreiteten sich, vor allem unter den jüngeren Armeeeoffizieren, von denen viele aus dem notleidenden Bauerntum stammten. Gemeinsam waren den zahlreichen radikalen Gruppen extrem nationalistische und national-sozialistische Züge. Wenn es nach diesen Revolutionären ging, hatten die Kapitalisten – wie einst die Feudalherren – dem Kaiser ihre Unternehmen und Reichtümer zurückzugeben, der für eine gerechtere Einkommensverteilung zu sorgen hatte. Adel, Parteien und Parlament sollten beseitigt werden, um die echte Einheit von Volk und Kaiser wiederherzustellen. Das so geeinte Japan sollte eine Macht werden, die sich die Völker Asiens unterwerfen konnte, um seine Lebensbasis zu erweitern und diese Völker vom Joch der Weissen zu befreien.

Es liegt nahe, diese Bewegung als japanischen Faschismus zu bezeichnen; die Parallelen zu den Parteien Hitlers und Mussolinis liegen auf der Hand. Auch diese Bewegung war antikapitalistisch, antidemokratisch und antiparlamentarisch; auch sie war kämpferisch, gewalttätig und schreckte vor Terror und Mord nicht zurück; auch sie strebte nach neuem Lebensraum. Aber sie war mehr in der Geschichte und in altjapanischem Brauchtum verwurzelt, und was ihr völlig fehlte war das charismatische Führertum. Es gab keinen japanischen Duce und keinen Führer, und es gab auch keinen Marsch auf Rom oder dergleichen. Langsam füllten die radikalen Offiziere das Vakuum auf, das wegen dem Abseitsstehen des Tenno an der Spitze des japanischen Staates bestand, und seit etwa 1930 hatten sie die Fäden der Macht weitgehend in ihre Hand gebracht.

## Das dunkle Tal

Die Japaner nennen die Zeit der Jahre 1931 bis 1941 «das dunkle Tal». Es waren die Jahre, die direkt in den Zweiten Weltkrieg führten. Sie waren in der Innenpolitik geprägt von Attentaten, Verschwörungen und einem zunehmenden Verlust der liberalen Errungenschaften der Meiji-Ära. Die Aussenpolitik aber stand ganz im Zeichen aggressiver Aktionen, die jedesmal von der Armee ausgelöst wurden. 1931 eroberte Japan die Mandschurei, aus dem es den Satellitenstaat Mandschukuo machte. 1937 begann es den Krieg gegen China, das gerade daran war, sich nach Jahrzehnten des Bürgerkriegs unter der Führung Tschiang Kaischeks zu einigen. Der japanische Kriegsminister Sugiyama hatte geglaubt, den Krieg binnen Monatsfrist zu Ende führen zu können; aber Tschiang Kaischek hatte schon 1934 prophezeit, wenn Japan nicht imstande sei, China binnen zehn Tagen vollkommen zu erobern, würde es in eine sehr grosse Gefahr geraten. In den folgenden Jahren gewann Japan Schlacht um Schlacht. Es eroberte die grössten Städte und die reichsten Provinzen mit 40 Prozent der Bewohner Chinas; aber den Krieg gewann es nicht. Weltgeschichtliche Bedeutung erhielt der japanische Angriff aber nicht zuletzt deshalb, weil er Mao Tse-tung und die chinesischen Kommunisten rettete, die nahe daran gewesen waren, von Tschiang Kai-schek aufgerieben zu werden. Tschou Enlai, der engste Mitstreiter Maos, hatte dies sofort erkannt, als er voraussagte: «Der erste Tag des antijapanischen Krieges wird der Anfang des Endes für Tschiang-Kai-schek bedeuten.»

Japans Expansion war möglich geworden, weil im pazifischen Raum ein fast vollständiges Vakuum herrschte. Frankreich und England – die stärksten Kolonialmächte in jenem Raum – waren gefesselt durch den Aufstieg Hitlers. China befand sich im Bürgerkrieg, und die Sowjetunion war absorbiert durch Stalins innere Revolution. Und die Vereinigten Staaten – der traditionelle Hüter des Gleichgewichts in Ostasien – waren lange Zeit blockiert durch die Weltwirtschaftskrise und die isolationistische Haltung seiner Bevölkerung und seiner Regierung. Aber dies änderte sich nach 1940 rasch.

## Übriges Geschehen im September 1941

- 1.9. Eine Polizeiverordnung verlangt die Einführung des Judensterns im deutschen Reichsgebiet auf den 19.9.
- 6.9. Der japanische Kronrat beschliesst den Krieg gegen die USA, wenn die Verhandlungen mit diesen bis zum 10. 10. nicht erfolgreich abgeschlossen werden können.
- 8.9. Der deutsche Vorstoss hat alle Landverbindungen mit Leningrad abgeschnitten.
- 17.9. 5 amerikanische Zerstörer übernehmen erstmals den Schutz eines britischen Konvois im mittleren Nordatlantik.
- 24.9. 15 Regierungen alliierter Länder inkl. UdSSR erklären sich für die Ziele der «Atlantik-Charta».
- 26.9. Die deutsche Heeresgruppe Mitte erhält den Angriffsbefehl für das Unternehmen «Taifun», den Angriff auf Moskau.
- 27.9. Reinhard Heydrich wird stellvertretender Reichsprotektor in Böhmen und Mähren.

Am 1. September 1941 erliess Hitler die Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden im Deutschen Reich, deren erster Artikel hiess: «Juden, die das 6. Lebensjahr vollendet haben, ist es verboten, sich in der Öffentlichkeit ohne Judenstern zu zeigen. Der Judenstern besteht aus einem handtellergrossen, schwarz ausgezogenen Sechsstern aus gelbem Stoff mit der schwarzen Aufschrift «Jude». Er ist sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstücks, fest angenäht zu tragen.»

Am 18. September schrieb Himmler einem Gauleiter, der Führer wünsche, dass das Altreich möglichst bald «... vom Westen nach dem Osten von Juden geleert und befreit ...» werde. Die Juden seien in einer ersten Phase in die neu eroberten Ostgebiete zu bringen und später weiter nach Osten abzuschieben. Im Oktober begannen die ersten Deportationen, zuerst nach Theresienstadt, dann nach Lodz, Warschau, Minsk und Riga, wo es schon im Herbst 1941 zu Massenerschiessungen kam.

Das war nicht der Anfang der Judenverfolgungen im 3. Reich; es gab sie nun schon acht Jahre. Aber in diesem Herbst und Winter 1941 setzte eine furchtbare Radikalisierung ein, in der die Verfolgungen in die bare Vernichtung umschlugen. Das, was Hitler die Endlösung nannte, lief nun an.

Es fällt dem Historiker, der in der Geschichte nach Werten sucht, nicht leicht, von solchen Vorgängen zu sprechen. Massenmörder sind üblicherweise kein Objekt der Geschichtsschreibung, und sie sind es auch hier nicht – was interessieren uns die Anomalien einiger Führer! Aber dass diese sich durchsetzen konnten, dass sie – bei aller Ablehnung, die es ja auch gegeben hat – jenen stummen Konsens und jene Gleichgültigkeit der Massen gefunden haben, die ihnen ihr Treiben wenn nicht ermöglichten, so doch erleichterten: Das hat historische Bedeutung. Und wenn in diesem sinnlosen Tun überhaupt Sinn gefunden werden kann, dann wohl nur der: Dass wir erkennen, wie unglaublich anfällig der Mensch – auch der moderne Mensch – für finstere Mythen, Lügengeschichten und für die bare Unvernunft nach wie vor ist, und wie ohnmächtig er der modernen Staatsmacht gegenübersteht, wenn sie der demokratischen Kontrolle entglitten ist.

Aber wenn wir diese dunklen Geschehnisse nicht einfach übergehen und unterschlagen sollten, dann hat das auch mit Pietät zu tun. Man darf über den Tätern die Opfer nicht vergessen und ihnen nicht das einzige nehmen, was man ihnen noch geben kann: Das Gedächtnis.

## Ein Gespenst taucht auf

Der Antisemitismus zieht sich seit der Antike wie ein roter Faden durch die Geschichte Europas. Die Nationalsozialisten haben da nichts erfunden. Schon vor dem Ersten Weltkrieg war alles gesagt, und die Hitler und Rosenberg waren reine Epigonen, Imitatoren der Imitatoren. Die Frage ist eigentlich nur, warum der Antisemitismus nach der Aufklärung – der einzigen Epoche, die den Juden mit ihren Ideen von Gleichheit und Emanzipation spürbare Erleichterungen verschafft hatte –, noch einmal derart virulent werden konnte.

Denn ohne Zweifel: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging das Gespenst des Antisemitismus wieder um. Es war in der Tat ein Gespenst, nebelhaft und wesenlos, unwirklich, der Einbildung entsprungen, nicht der Realität. All das, was nun den Juden zum Vorwurf gemacht wurde – kapitalistisches Ausbeutertum und Wucherei, Streben nach Weltherrschaft und revolutionäres Verschwörertum, zersetzender Einfluss auf Rasse und Kultur, ihre Schuld an all dem Negativen und bestürzend Neuen der modernen Zivilisation – diese Vorwürfe sind genau besehen ja völlig absurd. Die moderne Zivilisation wäre genau gleich gekommen, auch ohne das Judentum, wie ja überhaupt die Rede vom «Judentum» – worauf Golo Mann einmal aufmerksam gemacht hat – ganz falsch und bereits eine Konzession an die Verfolger ist. Denn es gab kein Judentum, sondern nur deutsche, polnische, französische Juden, und es gab kaum ein spezifisch jüdisches Denken. Unter den Juden gab es, wie unter allen Völkern, Konservative und Revolutionäre, Arme und Reiche, Geistreiche und Törichte, Patrioten und Kosmopoliten.

Aber nun war der Judenhass wieder da, und ihm folgten die antisemitischen Theorien, all dieses abstruse Gefasel, das sich so wissenschaftlich gibt und doch mit Vernunft so gar nichts zu tun hat. Mit Antisemiten ist bekanntlich schwer zu reden. Als man den Historiker Theodor Mommsen einmal aufforderte, er solle gegen die antisemitische Agitation zu Vernunft und Toleranz auf ruf en, meinte er, das nütze doch alles nichts. Was man dem Antisemiten sagen könnte, «... was man überhaupt in dieser Sache sagen kann, das sind doch immer nur Gründe, logische und sittliche Argumente. Darauf hört doch kein Antisemit. Die hören nur auf den eigenen Hass und den eigenen Neid ... »

## Warum?

Doch woher kam dieser Hass?

Sicher ist, dass bei den Judenverfolgungen im 19. Jahrhundert das religiöse Motiv immer unbedeutender wurde, so wie die Kirche ja selber an Einfluss verlor. Dafür traten neue Motive hervor. Das 19. Jahrhundert war ja zunächst einmal das Jahrhundert des Nationalismus. Dieser – an sich weder gut noch böse – trägt wohl immer den Keim der Überschätzung des eigenen Volkes und der Intoleranz gegenüber anderen Völkern in sich. Minderheiten werden dann plötzlich als fremd empfunden und haben sich zu assimilieren. Man glaubt nicht mehr an die Gleichheitsidee der Aufklärung. Die Welt wird eingeteilt in gute und schlechte Völker, und das Beste ist immer das eigene.

Dann ist das 19. Jahrhundert aber auch die Zeit, in der die Naturwissenschaften ihren Siegeszug antraten. Dieser war so überwältigend, dass die Überzeugung wuchs, nichts würde dem Menschen mehr verschlossen bleiben, kein Geheimnis, auch nicht die Zukunft, auch nicht die Gesetze, die den Gang der Geschichte bestimmten. Damals entstanden jene pseudowissenschaftlichen Theorien, die den Ablauf der Geschichte zum reinen Automatismus machten: Geschichte als Klassenkampf, oder – Darwin verfälscht – Geschichte als Rassenkampf, in dem die Menschheit höher gezüchtet wird durch den Sieg der besseren Rassen über die minderen. Nun liegt plötzlich alles in der Rasse, im Blut: Charakter, Gehaben, Kultur, geschichtliches Schicksal – nicht nur der Einzelnen, sondern ganzer Völker. Alles, was die Geschichte Europas seit Jahrhunderten geprägt hat, wird verneint: Die Ideen des Humanismus, die Freiheit des Individuums, die christlichen Gebote. Was zählte war nur noch das Kollektiv und das Recht des Stärkeren. Beim Fortschrittsglauben hatten diese Lehren begonnen, und sie endeten in der reinen Barbarei.

Fortan hing dem Judentum der Vorwurf der minderwertigen Rasse an wie die Erbsünde, wie ein Fluch. Davon konnte sich kein Jude befreien, und während ihm noch im Mittelalter wenigstens die eine Türe offen gestanden war, durch die er gleichberechtigten Eingang in die



Gesellschaft finden konnte, nämlich die Taufe, so war ihm ein solcher Ausweg nun verwehrt. Seine Natur galt als verdorben, also musste er verderben. Streng genommen war es von da an nur noch eine Frage der Konsequenz, ob der Weg bis nach Auschwitz führen würde oder nicht. Jedenfalls sprachen schon die Rassisten des 19. Jahrhunderts von der Vernichtung der Juden als von einem Austreten von Trichinen und Bazillen. Konsequenterweise haben die Nationalsozialisten dann ihr Tun einfach als «politisch angewandte Biologie» bezeichnet.

Das 19. Jahrhundert war aber auch das Jahrhundert der Revolution. Bürgertum und Liberalismus stiegen auf, und in ihrem Gefolge Kapitalismus, industrielle Revolution und Sozialismus. Die Verstärkung der Welt begann, und mit ihr der radikale Umsturz der Gesellschaft. Nie zuvor hat sich die Welt in so kurzer Zeit so völlig verändert. Vielen brachte dieser Umsturz Leid und tiefes Elend, viele fühlten sich aus ihrer Stellung verdrängt oder in ihrer Existenz gefährdet. Damals entstand jene romantische Verneinung der Gegenwart, jener Kult des Urtümlichen und jene Ablehnung der Zivilisation, die uns ja auch heute nicht ganz unbekannt sind.

Und nun erwachte – wie in allen grossen Krisen – wieder jener böse Hang des Menschen, in seiner Not nach Sündenböcken zu suchen. Und diese Sündenböcke sind ja allemal die völkischen Minderheiten gewesen, auf die sich wegen ihrer Fremdartigkeit der Hass richtete, und die sich als Minorität auch nicht wehren konnten. Viele schenkten in ihrer Not nun den Lügen Glauben, die über die Juden in Umlauf gesetzt wurden. Und es war ja in der Tat nicht so leicht zu unterscheiden zwischen der wichtigen Stellung, die zahlreiche Juden in Wirtschaft, Politik und Kultur effektiv innehatten, und der Behauptung, sie seien schuld an allem Unheil, das die Menschen traf. Diese Unterscheidung setzte eine geistige Anstrengung voraus, zu der viele nicht fähig oder nicht bereit waren. Endlich hat das 19. Jahrhundert auch ein ganz neues Phänomen geschaffen: Das Phänomen der Masse. Je unbedeutender der Mensch sich in der modernen Massengesellschaft aber fühlte, umso grösser mag sein Bedürfnis geworden sein, wenigstens einem Kollektiv anzugehören, das Geltung hatte. Theodor Adorno hat einmal gesagt, der Faschismus habe die kollektiven Machtphantasien derer erfüllt, «... die als Einzelne ohnmächtig waren und nur als eine solche Kollektivmacht überhaupt sich etwas dünkten.» Als Angehöriger der arischen Rasse konnte man über das Judentum triumphieren. In diesem arischen Überlegenheitsdenken fanden – wie Adorno sagte – «... die narzisstischen Triebregungen der Einzelnen, denen die verhärtete Welt immer weniger Befriedigung ...» versprach, ihre Ersatzbefriedigung.

### Warum in Deutschland?

Nun war ja der Antisemitismus beileibe keine deutsche Erfindung. In seiner modernen Ahnenreihe stehen Franzosen und Engländer, und die bitterbösen antisemitischen «Protokolle der Weisen von Zion» wurden von russischen Emigranten in den Westen gebracht. Es ist ja auch nicht so, dass der Anteil der Juden in Deutschland besonders hoch war, oder dass die deutschen Juden schlechte Deutsche gewesen wären, ganz im Gegenteil. Viele von ihnen haben ihr Leben gerade darum verloren, weil sie so sehr an Deutschland hingen, dass sie nicht aus ihm fliehen mochten, und weil sie sich auch gar nicht vorstellen konnten, dass Deutschland zu all dem Bösen fähig sein würde, das dann über die Juden hereinbrach. Golo Mann erzählt das erschütternde Beispiel jener Juden, die nach Paris emigriert waren und dort «les bei uns» genannt wurden, weil sie stets davon sprachen, wieviel besser alles bei ihnen in Deutschland gewesen sei. In einem Interniertenlager hörte er sogar den sonderbaren Ausdruck «bei uns in Dachau», den ehemalige jüdische KZ-Insassen brauchten, um die Vorzüge von Dachau gegenüber den französischen Interniertenlagern zu preisen ...

Warum also in Deutschland?

Letzten Endes mögen zwei Gründe von besonderer Bedeutung gewesen sein. Einmal ist der Liberalismus in Deutschland ja immer fremd geblieben. Er kam verspätet aus dem Westen und konnte nie richtig Wurzeln schlagen. All jene, die den Liberalismus hassten – die Aristokratie, die Handwerker, die Bauern, die Arbeiter, das Beamtentum –, hassten auch die Juden, die dem Liberalismus so viel zu verdanken hatten.



*Die antijüdischen Gesetze werden auch in den besetzten Ländern angewendet. Judenstern in Kroatien.*

Nach dem Sieg des Westens im Ersten Weltkrieg wurde in Deutschland alles, was aus dem Westen kam, noch inbrünstiger gehasst als zuvor. Nun setzte jene radikale Antibewegung gegen den Westen ein, die wir Faschismus nennen. Liberalismus, Republik, Sozialismus – alles verkörpert im Judentum – wurden schuldig befunden an der nationalen Katastrophe von 1918. Und weil nach dem verlorenen Krieg die Aggression gegen den äusseren Feind für lange Jahre unmöglich blieb, richtete sich die Feindschaft der breiten hyper-nationalistischen Schichten umso mehr gegen den inneren Feind – die Juden.

Von jetzt an hatte der Antisemitismus bedeutend mehr Erfolge. In der Zwischenkriegszeit soll es in Deutschland über 430 antisemitische Organisationen gegeben haben. Peter Pulzer vertritt in seinem Buch über den Antisemitismus in Deutschland und Österreich sogar die Meinung, die Juden wären in ernste Gefahr geraten, auch wenn Hitler nicht triumphiert hätte. Ob das zu trifft, bleibe dahingestellt; sicher ist, dass sich die Nationalsozialisten von den anderen Gruppierungen darin unterschieden, dass sie viel radikaler waren, dass sie – wie Pulzer es formulierte – den Mut besaßen, «zu ihren Überzeugungen zu stehen». Ihr Antisemitismus blieb nicht aufs Verbale beschränkt, und nachdem sie 1933 an die Macht gekommen waren, hatten sie sehr rasch jenen Staat aufgebaut, der die Verfolgung und Vernichtung der Juden obrigkeitlich anordnen konnte. Von da an war es mit Lebensgefahr verbunden, kein Antisemit zu sein.

## Warum die Wende?

Bis zum Herbst 1941 bestanden die antijüdischen Massnahmen im Reich in der rechtlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Elimination der Juden. Massenexekutionen gab es nur an Juden der eroberten Ostgebiete, die Hitler vor der Öffentlichkeit einigermassen ge-

## Antijüdische Massnahmen im Reich bis zum Oktober 1941

1. April 1933. Boykottanordnung jüdischer Geschäfte durch die NSDAP.

7. April 1933. Gesetz zur «Wiederherstellung des Berufsbeamtentums»: Ausschaltung aller nichtarischen Beamten.

Frühjahr 1933. Errichtung der ersten Konzentrationslager in Dachau und Oranienburg.

29. September 1933. Reichserbhofgesetz: Bauer kann nur werden, wer bis 1800 zurück kein jüdisches Blut hat.

21. Mai 1935. Wehrgesetz: Arische Abstammung ist Voraussetzung für den Heeresdienst.

Sommer 1935. Juden werden zunehmend von Badeanstalten, Parks, Cafés, Geschäften und ganzen Ortschaften ferngehalten.

15. September 1935. Nürnberger Gesetze: «Reichsbürger ist nur der Staatsbürger deutschen oder artverwandten Blutes.» Nur er hat die vollen politischen Rechte. Ehen zwischen Juden und Ariern werden verboten.

6. Juli 1938. Den Juden wird die Ausübung zahlreicher Berufe verboten. Später folgen Berufsverbote für Ärzte und Anwälte.

17. August 1938. Alle Juden haben den Vornamen «Israel» respektive «Sarah» zu tragen.

5. Oktober 1938. Die Pässe der Juden werden mit dem «J» gekennzeichnet.

9./10. Oktober 1938. Kristallnacht: 7'000 jüdische Geschäfte und zahlreiche Synagogen werden zerstört und niedergebrannt. Die Juden haben 1% Milliarden Mark Busse zu bezahlen. Zirka 30'000 Juden werden in die KZ gebracht.

15. November 1938. Juden dürfen keine nichtjüdischen Schulen besuchen. Der Besuch kultureller Anlässe wird ihnen verboten.

26. November 1938. Einführung von Wohnungsbeschränkungen und Enteignung von Wohnungen.

30. Januar 1939. Hitler sagt die Vernichtung der Juden in Europa für den Fall des Krieges voraus.

Göring beauftragt Heydrich, die Vorbereitungen für eine Gesamtlösung der Judenfrage zu treffen.

Ende September 1939. Erste Judenerschossungen in Polen.

Ende Oktober 1939. Beginn der Deportationen von zirka 500'000 Juden aus den neuen deutschen Gebieten nach Osten.

1. September 1941. Einführung des Judensterns im Deutschen Reich.

Oktober 1941. Beginn der Deportationen aus zahlreichen deutschen Städten.

(Liste unvollständig)

heimhalten konnte. Im Ganzen und Ganzen konnte man sich in Deutschland bis zu diesem Zeitpunkt – wenn auch mit Beschämung und mit schlechtem Gewissen – noch einreden, mit den Verfolgungen der Juden sei es doch gar nicht so schlimm. Aber vom Spätherbst 1941 an liess Hitler alle Vorsichtsmassnahmen fallen und ging zum ungetarnten Massenmord über. Für diese Wende gibt Sebastian Haffner folgende Begründung. Er meint, solange Hitler geglaubt habe, Russland rasch niederringen und dadurch mit England zu einer Verständigung kommen zu können, habe er für dieses verhandlungsfähig bleiben müssen. Doch nach den ersten russischen Gegenoffensiven habe Hitler erkennen müssen, dass der Sieg nicht mehr möglich war. Er habe daher sein eines Hauptziel – die Weltherrschaft Deutschlands – aufgegeben und sich fortan ganz auf das zweite konzentriert: Die Ausrottung der Juden. Was mit Deutschland geschah, kümmerte ihn fortan kaum mehr; er widmete sich nur noch der Judenfrage. Im Herbst 1941 – sagt Haffner – habe der «Politiker Hitler... endgültig zugunsten des Massenmörders Hitler» abgedankt.

Von Hitler ist einmal gesagt worden, sein Hass auf die Juden sei das stärkste Gefühl gewesen, zu dem er fähig war, jedenfalls stärker als seine Liebe für die Deutschen. Eine traurigere Feststellung über einen Politiker ist wohl nie gemacht worden.

## Übriges Geschehen im Oktober 1941

- 2. -20. 10. In der Doppelschlacht bei Wjasma und Brjansk vernichtet die Heeresgruppe Mitte mehrere sowjetische Armeen und macht 673'000 Gefangene.
- 3.10. Hitler erklärt in Berlin, dass die Sowjetunion «... bereits gebrochen ist und sich nie mehr erheben wird.»
- 3. 10. Das deutsche Ostheer hat seit dem 22.6. einen Sechstel seines Bestandes verloren, nämlich 564'727 Mann, davon 119'464 Tote.
- 16. 10. Die Sowjetregierung und das diplomatische Korps verlassen Moskau und siedeln nach Kujibyschew an der Wolga über.
- 18.10. Kriegsminister General Tojo bildet eine neue japanische Regierung.
- 20.10. Die japanische Marine beginnt mit den Vorbereitungen zur Bereitstellung für den Angriff auf Pearl Harbor, falls die Verhandlungen mit den USA scheitern sollten.
- 21.10. In Kragujevac werden mehrere Tausend Geiseln als Vergeltung für Überfälle der jugoslawischen Partisanen erschossen.
- 26.10. Einigungsgespräche zwischen den Widerstandsbewegungen Titos und Mihailovics scheitern.

Am 17. Oktober 1941 prophezeite der Historiker J. R. von Salis in seiner Weltchronik, die jeden Freitag von 19.10 bis 19.25 Uhr vom damaligen Radio Beromünster ausgestrahlt wurde: «... Vielleicht wird schon in nächster Zeit eine Entscheidung fallen, in deren Gefolge neue Kriegsschauplätze entstehen werden und dieser Krieg sich endgültig zum Weltkrieg ausweiten wird.» Es sei die Geschichte des gegenwärtigen Krieges gewesen, «... dass stets ein Konflikt andere Konflikte nach sich zog. Aus kleinen Kriegen entstanden grössere Kriege, aus einzelnen Kriegsschauplätzen mehrere Kriegsschauplätze.» Einige Wochen später, am 28. November 1941, wies von Salis noch einmal darauf hin, dass der Krieg in ein entscheidendes Stadium getreten war, als er sagte: «... Man möge es nicht übersehen: Der Krieg strebt augenblicklich einem seiner Höhepunkte zu...»

Von Salis hat sich nicht getäuscht. Als er dies sagte, hatten die Deutschen in der Sowjetunion ihr Ziel beinahe erreicht und waren bis auf 30 Kilometer an Moskau herangekommen; aber eine Woche später trat Marschall Schukow zum Gegenangriff an, und die deutsche Front musste zum ersten Mal im russischen Krieg beträchtlich zurückgenommen werden. Am 18. November hatte auch in Nordafrika eine britische Offensive begonnen, die alle Gewinne Rommels, die er seit dem Frühjahr 1941 erzielt hatte, in sechs Wochen wieder zunichtemachte. Und als J.R. von Salis seine Voraussage vom 28. November machte, war – was ausser wenigen Eingeweihten kein Mensch auf der Erde wissen konnte – jenes japanische Geschwader bereits seit zwei Tagen unterwegs, das am 7. Dezember Pearl Harbor angreifen und die USA in den Krieg ziehen sollte.

So hat sich in diesem November 1941 der Zweite Weltkrieg wirklich auf eine wichtige Wende zu entwickelt; der «Gezeitenwechsel» – um Liddell Harts Bild zu gebrauchen – stand bevor. Zwar hatten die Wenden in Russland und Nordafrika noch keinen endgültigen Charakter, und es sollte hier 1942 noch einmal zu grossen deutschen Offensiven kommen. Aber die Rückschläge der Achsenmächte deckten doch enorme Schwierigkeiten auf, mit denen sie es zu tun hatten, und der Sturm, der nun im Pazifik losbrach, verhies für sie auf die Dauer nichts Gutes.

## Die Schlacht um Moskau

Am 2. Oktober begann die Operation «Taifun», die – wie man in Deutschland erwartete – entscheidende Offensive der Heeresgruppe Mitte gegen Moskau. Tags darauf erklärte Hitler in Berlin, «... dass dieser Gegner» – die Sowjetunion – «bereits gebrochen ist und sich nie mehr erheben wird.» Und in der Tat kamen die deutschen Truppen noch einmal zu grossen Erfolgen. In wenigen Tagen wurde die sowjetische Westfront bei Smolensk und dann die Reservefront bei Wjasma – 220 Kilometer vor Moskau – durchbrochen; dabei wurden 700'000 Gefangene gemacht und über 45 Divisionen vernichtet.

Dieser deutsche Durchbruch hatte in Moskau eine Panik zur Folge. Ein grosser Flüchtlings-

strom bewegte sich aus der Stadt nach Osten, und in der Stadt selbst kam es zu Plünderungen. Die Regierung wurde nach Kuibyschew an der Wolga, 900 Kilometer weiter im Landesinnern, verlegt. Stalin und das Oberkommando blieben in Moskau, über das am 19. Oktober der Belagerungszustand verhängt wurde. An der Nordfront war Leningrad seit dem September vollständig eingeschlossen, und im Süden hatte die Heeresgruppe von Rundstedt Mitte Oktober Odessa und Charkow erobert und sich dann den Zugang zur Krim erkämpft. Nun zog sie entlang dem Asowschen Meer ostwärts gegen Rostow am Don.

Aber bald zeigte sich, dass «Taifun» zu spät begonnen hatte. Eine Woche nach Beginn der Operation fiel der erste Schnee. Er blieb zwar nicht liegen, verwandelte aber zusammen mit dem bald einsetzenden Regen Gelände und Strassen in tiefen Schlamm. Räderfahrzeuge waren kaum mehr zu gebrauchen, und Flugzeuge mussten bündelweise Abschleppseile abwerfen, um sie wieder flott zu machen. Der Nachschub blieb zurück, und da die Fahrzeuge in diesem Morast viel mehr Betriebsstoff brauchten als üblich, wurde die Versorgungslage bald kritisch und gefährdete Bewegung und Angriff.

Zwar war das Wetter für die Russen dasselbe wie für die Deutschen; aber nun zeigte sich, dass die Rote Armee für diese Schlamperperiode und den ab Anfang November einsetzenden harten Frost viel besser gerüstet war. Ihr standen für den Transport der Geschütze Traktoren zur Verfügung, während die Deutschen sie mit Pferdezügen, die oft aus 20 und mehr Tieren bestanden, mühsam nach vorn bringen mussten. Ausserdem erwiesen sich die leichten Panjewagen der russischen Bauern als vortreffliches Gefährt für Materialtransporte, da sie hochliegende Achsen hatten und nicht im Dreck stecken blieben wie die deutschen Fahrzeuge. Schliesslich hatten die Russen auch geringere Versorgungsprobleme, weil ihre Basis nur etwa 100 Kilometer – und nicht 1'600 wie bei den Deutschen – hinter der Front lag.

Der deutsche Vormarsch ging zwar auch im November noch weiter, aber man kam immer langsamer voran. Das, was bisher die deutschen Operationen geprägt hatte – der Blitzkrieg, erreicht durch überlegene Beweglichkeit und den massierten Einsatz von Panzern und Flugzeugen –, war bei diesen Verhältnissen nicht mehr möglich. Überdies machte sich nun immer stärker bemerkbar, dass die deutschen Verbände nur noch einen Teil ihrer anfänglichen Kampfkraft besaßen, und dass Reserven fast vollständig fehlten.

Schon im September waren an der gesamten Ostfront nur noch 47 Prozent der Panzer einsatzbereit; 30 Prozent waren ausgefallen und 23 Prozent in Reparatur. Anfangs Dezember meldete die Heeresgruppe Nord, dass bei einer ihrer motorisierten Divisionen die Durchschnittsstärke der Bataillone nur noch 140 Mann – statt 500 – betrage. Innerhalb von 3 Tagen waren in dieser Division 284 Mann wegen Feindeinwirkung und 534 wegen der Kälte ausgefallen. In einer Denkschrift des Generalstabschefs des Heeres vom 6. November heisst es, die Gefechtsstärke der 101 Infanterie- und 17 Panzerdivisionen an der Ostfront entspreche nurmehr der Kampfkraft von 65 kriegsstarke Infanterie- und 6 Panzerdivisionen. Bis zum 1. Dezember 1941 hatte die Wehrmacht etwa 770'000 Mann verloren; die sowjetischen Verluste machten zwar das sieben- bis achtfache aus, aber es gelang den Russen immer wieder, ihre Bestände aufzufüllen. Im November stellten die Deutschen fest, dass sich unter den russischen Gefangenen immer mehr Mongolen und Kalmücken sowie Truppen aus Sibirien befanden.

### **Zurückgehen oder halten?**

Im November machte der früh eingefallene Frost den deutschen Truppen mehr und mehr zu schaffen. Bei Temperaturen zwischen minus 30 und 40 Grad froren Fahrzeuge und Geschütze im Boden fest und waren kaum mehr loszubringen. Wie Albert Seaton berichtet, kam es vor, dass das Kühlwasser sogar bei laufendem Motor gefror; etwa die Hälfte der



Fahrzeuge fiel aus. Weil das Öl in den Rückstossvorrichtungen der Geschütze fest wurde, versagten diese, und ähnlich war es bei den Maschinengewehren und anderen automatischen Waffen. Von fünf Panzern schoss oft nur einer. Die Zielgeräte beschlugen sich und waren kaum mehr zu gebrauchen. Viele Fahrzeuge und Panzer mussten zurückgelassen werden. Der Truppe mangelte es an weissen Tarnanzügen und Winterbekleidung; eine Besserung war nicht abzusehen.

Vor Moskau wurde der Widerstand der Roten Armee immer hartnäckiger. Das bestätigte, wie Liddell Hart meint, die «... langfristige Lehre der Geschichte, dass die Auswirkungen eines Überraschungsangriffes in erster Linie psychologischer Natur sind und dass die Gefahr am Anfang am grössten ist – und sich vermindert, wenn der plötzliche Schock nicht zu einem sofortigen Zusammenbruch führt.»

#### Aus dem Kriegstagebuch von Generaloberst Franz Halder

**5. November:** «Bericht Oberst Baentsch über Versorgungslage im Bereich der Heeresgruppe Nord. Lage zum Teil sehr schwierig. Truppe lebt von der Hand in den Mund (Kartoffeln, Pferdefleisch)...»

**17. November:** «4. Armee – und das ist eine entscheidende Wendung in der Auffassung der Lage bei dieser Armee – meldet, dass sie aufgrund der starken Erfolge der feindlichen Angriffe gegen ihren rechten Flügel gezwungen war, die in der Tiefe bereitgestellten Reserven des für morgen vorgesehenen eigenen Angriffs einzusetzen und daher zwischen Moskwa und Oka nicht mehr in der Lage sei, anzugreifen. Der Feind hat offenbar neue Kräfte herangeführt.»

**18. November:** «General Buhle: Kraftfahrzeuglage: Es fallen von 500'000 Kfz. 150'000 völlig aus. Neufertigung 60'000 bis April 1942. Daher müssen 490'000 organisatorisch eingespart werden. 275'000 Kfz. müssen instandgesetzt werden. Dazu 300'000 t Ersatzteile nötig.»

**27. November:** «General Wagner berichtet vor Zuhörern über das Ergebnis seiner OQu-Besprechung. Wir sind am Ende unserer personellen und materiellen Kraft. Die Gefahr des Hochwinters steht vor uns ... Kraftfahrzeuglage: Bekannt schwierig ... Pferdelage sehr ernst ... Bekleidung: Sehr schlecht. Mittel zur Behebung sind nicht abzusehen ...»

**30. November:** «Die grosse Sorge des Tages liegt bei Heeresgruppe Süd ... Sie erstreckt sich auf die 1. Panzer-Armee, die von einem derart überlegenen Feind umfassend angegriffen wird, dass sie in der neugewonnenen Stellung schon am Tage nach dem Zurückverlegen ihre Armeereserve einsetzen musste und trotzdem örtliche Einbrüche des Feindes nicht vermeiden konnte. Sie musste daher weiter zurückgenommen werden. Über diese Frage grösste Aufregung beim Führer. Er verbietet Absetzen der Armee bis in die Linie Taganrog-Mtschus-Mius-Bachmut-Mündung und verlangt, dass das Zurückgehen weiter ostwärts zum Stehen kommen soll. Daneben wird mit dem Gedanken eines Angriffs der 17. Armee auf Woroschilowgrad gespielt. Die Leute haben keine Ahnung von dem Zustand unserer Truppen und bewegen sich mit ihren Gedanken im luftleeren Raum.»

Am 21. November rief General Guderian, der Kommandant der Panzergruppe 2, der bereits südöstlich von Moskau stand, bei Generalstabschef Halder an und meldete, seine Truppe sei am Ende; tags darauf kam der gleiche Bericht von General von Kluge für die ganze 4. Armee vor Moskau. Hier gab es bereits Regimenter, die von Oberleutnants, und Bataillone, die von Leutnants geführt wurden. Am 28. November ging Rostow, das eine Woche zuvor von den Deutschen erobert worden war, wieder verloren, und die Russen setzten zu einer breitangelegten Gegenoffensive an. Es war die erste gut vorbereitete und erfolgreiche Gegenoffensive der Roten Armee in diesem Krieg.

Nun erkannte auch Generalstabschef Halder, der noch 10 Tage vorher die Meinung geäussert hatte, der Gegner könne sich nur noch mit letzter Kraft halten und sei noch schlechter

dran als die Deutschen, dass eine Zurücknahme der Front auf eine ausgebaute Verteidigungslinie notwendig wurde. Aber Hitler verbot dies rundweg, ordnete das Halten der erreichten Stellungen an und sprach von neuen deutschen Angriffen. Als der Oberkommandierende der Heeresgruppe Süd, von Rundstedt, meldete, dieser Führerbefehl sei undurchführbar, wurde er abgesetzt. Nacheinander wurden auch die Panzergeneräle Guderian und Hoepner, und schliesslich am 19. Dezember auch der Oberbefehlshaber des Heeres, von Brauchitsch, ihrer Kommandos enthoben. Hitler selbst übernahm nun die Führung des Heeres; das hiess, dass dieses von nun an keinen wirklichen Oberbefehlshaber mehr besass.

Am 1. Dezember erachtete auch der Chef der Heeresgruppe Mitte, Feldmarschall von Bock, ein weiteres Vorrücken als aussichtslos; ein paar Tage später nahm er aus Gesundheitsgründen seinen Abschied.

Der Rückzug der deutschen Truppen liess sich schliesslich nicht mehr vermeiden. Seit Anfang Dezember war die Rote Armee in der Offensive, die ihr bis zum Frühling 1942 stellenweise Geländegewinne bis zu 250 Kilometern brachte. Immerhin gelang es der Wehrmacht, die grossen Städte zu halten, während die Rote Armee in die weiten Gebiete dazwischen einsickerte. Dieser deutsche Teilerfolg erwies sich vorerst als günstig für die Auslösung neuer deutscher Offensiven im Jahr 1942; langfristig war er aber verhängnisvoll, weil Hitler fortan glaubte, er könne der Roten Armee auch unter den ungünstigsten Bedingungen erfolgreich Widerstand leisten.

### Operation «Kreuzfahrer»

Am 18. November traten die britischen Truppen von der ägyptischen Westgrenze aus zu einer neuen Offensive gegen General Rommel an, der seit dem März 1941 die ganze Cyrenaika zurückerobert hatte. Diesmal waren die britischen Truppen ihrem Gegner weit überlegen, da sie in der Zwischenzeit beträchtlich verstärkt worden waren, während Rommel wegen des Russlandfeldzugs keine zusätzliche Unterstützung erhalten hatte. Sowohl an Flugzeugen wie an Panzern besaßen die Briten eine Überlegenheit von etwa zwei zu eins. Dennoch wurde der britische Vormarsch nicht leicht, da Rommel eine sehr bewegliche Verteidigung führte und durch Gegenangriffe manchmal tief in die Reihen der Angreifer vorsties.

Die Kämpfe spielten sich oft unter den eigenartigsten Umständen ab. Für die Gefangenen hatte niemand Zeit; sie wurden einfach entwaffnet und ohne Begleitung in Richtung des nächsten Lagers geschickt. Einmal kam es vor, dass Rommel mit einem seiner Generäle bei einem Gegenstoss mitten in britische und indische Truppen geriet; sie mussten die Nacht zusammen mit ihren Stabschefs in den feindlichen Linien verbringen, «... und ihre Sicherheit beruhte nur auf dem natürlichen Instinkt des einfachen Soldaten, ‚schlafende Generäle in Ruhe zu lassen‘», wie Liddell Hart schreibt.

Trotz aller Gegenstösse verlief der britische Vorstoss noch schneller als jener ein Jahr zuvor, und Derna wurde schon nach 32 statt nach 51 Tagen erobert. Bis Mitte Januar hatte sich Rommel wieder hinter El Agheila zurückgezogen, von wo aus er im März seine Offensive gestartet hatte. Aber der Rückzug war in Ordnung vor sich gegangen, so dass Rommel schon in der dritten Januarwoche 1942 zu einer neuen Offensive aufbrechen konnte.

### Die Stimmen der Grossen

Bei der Parade der Roten Armee auf dem Roten Platz am 7. November 1941 – zum 24. Jahrestag von Lenins Revolution – suchte Stalin seinen Landsleuten vor allem Mut zuzu-

sprechen. Er erinnerte sie daran, dass sich das Land schon in viel schlimmeren Lagen befunden habe, zum Beispiel am ersten Jahrestag der Revolution, als es zu drei Vierteln von den «Weissen», die gegen die Revolution kämpften, besetzt gewesen sei. Heute aber, meinte Stalin in seiner Rede, verfüge die Sowjetunion über eine starke Industrie und über unerschöpfliche Menschenreserven, und dazu könne es auf seine Verbündeten und auf die Sympathien aller von den Deutschen unterdrückten Völker zählen. Dem deutschen Eindringling aber stehe die Katastrophe bevor, da er verblute und die unerhörte Anspannung seiner Kräfte nicht mehr lange aushalten werde. Dann appellierte Stalin an den Stolz der Russen, als er ihnen zurief: «Auf euch blicken die geknechteten Völker Europas, die unter das Joch der deutschen Räuber geraten sind, als auf ihre Befreier. Eine grosse Befreiungsmision ist euch übertragen worden. So seid denn dieser Mission würdig!»

Auch Churchill versuchte – in einer Unterhausrede vom 22. November – seinen Landsleuten Mut zuzusprechen. Er stellte fest, dass die britischen Schiffsverluste, die vom März bis Juni 1941 noch 500'000 Tonnen monatlich betragen hatten, bis zum Oktober auf 180'000 Tonnen zurückgegangen seien; ziehe man davon noch die Schiffsneubauten ab, so betrage der jetzige Verlust weniger als einen Fünftel der Monate März bis Juni. Entsprechend besser sei auch die Versorgungslage, und die Engländer brauchten, was die Nahrungsmittel- und Kohlenreserven betreffe, den kommenden Winter nicht zu fürchten. Hitlers Versuch, England durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen, sei gescheitert; England werde mit diesem Krieg fertig werden.

Auf der anderen Seite war Hitler überzeugt, «... dass im Ganzen gesehen der Krieg bereits gewonnen sei.» In einer Unterredung mit dem italienischen Aussenminister Graf Ciano sagte er am 29. November, was in Russland jetzt noch an Widerstand geleistet würde, käme nicht von Menschen, sondern von der Natur. An einem grossen Teil der Fronten sei nunmehr Schneefall eingetreten, und es würden von der Truppe Winterquartiere bezogen. Der Winter werde für die Reorganisationen der Verbände und für die Schaffung neuer Panzerdivisionen genutzt. Russlands Lage sei verzweifelt, da es 65 bis 75 Prozent der gesamten Industrie und etwa acht Millionen Mann verloren habe. Als weitere Ziele bezeichnete Hitler die Liquidierung des Ostens, die Sicherung des Westens, die Aktivierung des U-Boot-Krieges und die Eroberung des Kaukasus, «... von dem aus dann der Iran und der Irak erobert werden können.»

Einen Monat zuvor, am 27. Oktober 1941, hatte der Präsident der Vereinigten Staaten in einer Rede in Washington in ungewöhnlich scharfer und offener Form gegen den Faschismus Stellung bezogen, als er sagte: «Wir Amerikaner, gleichgültig, welche politischen Auffassungen wir teilen, stehen jetzt alle vor der Wahl zwischen einer Welt, in der wir leben wollen, und einer Welt, die Hitler und seine Horden uns aufzwingen möchten... Um es ganz einfach und rundheraus zu sagen – wir haben es auf uns genommen, an der Vernichtung des Hitlerismus nach eigenen Kräften mitzuwirken.» Die amerikanischen Verteidigungsfronten erstreckten sich jetzt über sämtliche Meere; die wichtigste Aufgabe der USA bestehe aber darin, Waffen für die Völker, die an der Kampffront stünden, zu produzieren – für die Engländer, Russen und Chinesen. Dann zeichnete auch Roosevelt, ähnlich wie Stalin, das Bild einer befreiten Welt, zu der die USA beizutragen hätten. Er sagte: «Und wenn wir erst einmal mitgeholfen haben, dem Fluch des Hitlerismus ein Ende zu machen, werden wir an der Errichtung eines neuen Friedens mitwirken, der in der ganzen Welt den anständigen Leuten eine bessere Chance geben wird, in Sicherheit, Freiheit und Zuversicht zu leben und ein gutes Auskommen zu finden.»

Im November war Roosevelt der Ernst der Lage wohl bekannt. Amerika stand zwar immer noch in Unterhandlungen mit Japan; aber aus abgefangenen Meldungen wusste Roosevelt, dass die japanische Regierung ihrer Delegation in Washington den 29. November als letzte Frist für die Verhandlungen gesetzt hatte; wenn Amerika bis dahin die japanischen Forderungen nicht erfüllt habe, würden sich «die Dinge automatisch entwickeln.» Da es den Amerikanern gelungen war, den japanischen Code zu entschlüsseln, war ihnen Ende November 1941 klar, dass der japanische Angriff bevorstand.

## Übriges Geschehen im November 1941

- 2.11. In Jugoslawien beginnen die Jahre dauernden Kämpfe zwischen den Guerilla-Bewegungen Titos und Mihailovics.
- 8./9.11. Britische Flotteneinheiten greifen einen italienischen Nachschubkonvoi für Nordafrika an und versenken alle 7 Schiffe.
- 17.11. Der deutsche Generalluftzeugmeister, Generaloberst Udet, verübt Selbstmord aus Verzweiflung über die Fehlentwicklung der deutschen Luftwaffe.
- 21.11. Die Deutschen erobern Rostow, müssen es aber am 28.11. wieder aufgeben.
- 22.11. Alle deutschen U-Boote, die sich vor Neufundland und im übrigen Nordatlantik befinden, werden vor Gibraltar zusammengezogen, um dort eine Entlastung zu erreichen.
- 25.11. Die amerikanisch-japanischen Verhandlungen sind endgültig gescheitert.
- 26.11. Das japanische Angriffsgeschwader für Pearl Harbor läuft aus.
- 29. 11. Aus einem italienischen Nachschubkonvoi für Nordafrika erreicht nur eines von 6 Schiffen Benghasi.

Am 7. Dezember 1941, um 07.53 Uhr Ortszeit, gab Mitsuo Fuchida, der Chef eines japanischen Fliegergeschwaders von 183 Maschinen, über Funk das Kodewort «Tora ... Tora... Tora» durch. In diesem Augenblick befand er sich rund dreitausend Meter über der in der Morgenstille liegenden Insel Oahu, der Hauptinsel von Hawaii, wo die amerikanische Pazifikflotte im Hafen von Pearl Harbor lag. Sein Funkspruch ging an eine zweite Welle von 171 japanischen Flugzeugen, die eine Stunde nach ihm gestartet waren, und besagte, dass die Überraschung völlig geglückt war: Kein Flakgeschoss, kein Abfangjäger empfing die japanischen Angreifer. Das Kodewort wurde auch auf den rund 400 Kilometer nördlich der Insel liegenden sechs japanischen Flugzeugträgern, von denen der Angriff ausgegangen war, aber auch im 6'000 Kilometer entfernten Japan von den Spitzen der Marine und der Regierung mit Spannung erwartet und gehört.

Zwei Minuten später, um 07.55 Uhr, fielen die ersten Bomben und Torpedos. Nach knapp drei Stunden waren vier amerikanische Schlachtschiffe versenkt und vier weitere schwer beschädigt; 188 Flugzeuge waren zerstört. Um die Mittagszeit waren die japanischen Flugzeuge wieder auf ihren Trägern zurück; nur 29 Maschinen waren abgeschossen worden. Fuchida, der Leiter des Angriffs, hatte drei Stunden über Oahu gekreist, ohne dass er von einem einzigen amerikanischen Jäger behelligt worden wäre. Einen Tag vor Weihnachten war die japanische Expedition wieder in ihren Heimathäfen zurück, von denen sie am 26. November aufgebrochen war.

Der Angriff hatte 2341 amerikanischen Soldaten das Leben gekostet. Hunderte von ihnen haben im Rumpf der untergehenden «Arizona» und «Utah» ihr Grab gefunden, in dem sie heute noch ruhen. Der Angriff hat das amerikanische Volk mit einem Schlag in den Krieg gerissen. Schon am nächsten Tag erklärte der Kongress – mit allen gegen eine Stimme – Japan den Krieg. Vier Tage darauf traten Deutschland und Italien gegen Amerika in den Krieg ein. Die riesigen Gebiete des Fernen Ostens, Ozeaniens, des Pazifiks und Amerikas wurden nun auch in die tödlichen Auseinandersetzungen hineingerissen. Der Krieg war zum Weltkrieg geworden. Der 7. Dezember 1941 lebt daher nicht nur – wie Präsident Roosevelt sagte – als Tag der Schande weiter, sondern vor allem als Tag der grossen Wende.

## Die Zeitbombe

Die Eroberungspolitik Japans in China hatte nach 1937 die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten rapid verschlechtert. Im Sommer 1940 erklärte Präsident Roosevelt die Ausfuhr von Eisen und Schrott lizenzpflichtig, was den Ausfall eines Drittels der japanischen Eisenimporte zur Folge hatte. Aber dieses Embargo bewirkte keine Änderung der japanischen Politik. Im September 1940 schloss es das Dreimächteabkommen mit Deutschland und Italien, und im April 1941 einen Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion; im Juli 1941 erfolgte die Besetzung Französisch-Indochinas. Als Antwort darauf verhängte Präsident Roosevelt am 26. Juli ein Erdölembargo gegen Japan, und alle japanischen Vermögenswerte in den Ver-

einigten Staaten wurden gesperrt. Das war wohl die härteste Massnahme – ausser dem direkten Krieg –, die gegen Japan ergriffen werden konnte; denn dieses importierte über 80 Prozent seines Ölbedarfs, und hatte nur Vorräte für etwa anderthalb Kriegsjahre. Die amerikanische Massnahme stellte Japan damit vor die Alternative, entweder seine Expansionsfähigkeit aufzugeben und sich mit Amerika zu arrangieren, oder den Krieg auszudehnen, um in den Besitz neuer Rohstoffquellen zu kommen. Für Japan war es – wie Liddell Hart bemerkt – eine schreckliche Alternative. Das Ölembargo war einer Zeitbombe vergleichbar, von der man – weil sie fast nicht zu entschärfen war – wusste, dass sie eines Tages losgehen würde.

### Schicksal der acht amerikanischen Schlachtschiffe

■ **«Arizona»:** Stapellauf 1913. Von mehreren Torpedos getroffen und mit 1202 Mann gesunken. Geschütze und Aufbauten später abmontiert. Wird zur Erinnerung an den 7. Dezember 1941 noch heute in der Liste der aktiven Kriegsschiffe geführt und jeden Morgen beflaggt. Mit einem Gefallenendenkmal und einem kleinen Museum versehen und jedes Jahr von Tausenden von Touristen besucht.

■ **«Nevada»:** Stapellauf 1914. Versuchte während des japanischen Angriffs auszulaufen, musste aber auf Grund gesetzt werden. 1942 leergepumpt und in den USA repariert und modernisiert. Nahm an der Landung der Alliierten in der Normandie und später in Okinawa teil.

■ **«West Virginia»:** Stapellauf 1921. Von Torpedos schwer getroffen und in Brand gesetzt.

1942 wieder gehoben und in den USA repariert. Seit 1944 wieder im Einsatz und am 2. September 1945 bei der Kapitulation Japans in der Bucht von Tokio dabei.

■ **«Tennessee»:** Stapellauf 1918. Nur leicht beschädigt. In Pearl Harbor repariert und ab 20. Dezember 1941 wieder im Einsatz.

■ **«Oklahoma»:** Stapellauf 1914. Schwer getroffen und gekentert. 1943 gehoben, 1944 ausser Dienst gestellt und 1946 als Schrott verkauft. Am 17. Mai 1947 beim Versuch, von Schleppern nach den USA geschafft zu werden, gesunken.

■ **«Maryland»:** Stapellauf 1920. Leichte Bombentreffer. In Pearl Harbor repariert und ab 20. Dezember 1941 wieder einsatzfähig.

■ **«California»:** Stapellauf 1919. Schwer getroffen und gesunken. 1942 leergepumpt, notdürftig repariert und nach den USA übergeführt, wo das Schiff völlig modernisiert wurde. Ab 1943 bei den grossen Schlachten im Pazifik wieder dabei.

■ **Pennsylvania»:** Flaggschiff der Pazifikflotte. Stapellauf 1915. Befand sich während des Angriffs im Trockendock. Nur leicht beschädigt und ab 20. Dezember 1941 wieder einsatzbereit.

Die Monate August bis November 1941 sind erfüllt von einem dramatischen Ringen zwischen der Kriegs- und der Friedenspartei in Japan, und mit Versuchen, die amerikanischen und japanischen Ziele im Pazifik doch noch in Übereinstimmung zu bringen. Dies erwies sich letzten Endes als unmöglich. Die USA hielten an ihrer Politik des Gleichgewichts in Ostasien und der Unabhängigkeit Chinas fest, während Japan nicht auf seine an Hitler gemahnen Vorstellungen eines ostasiatischen Grossreichs unter seiner Führung verzichten wollte. Vorschläge für eine Konferenz zwischen dem japanischen Ministerpräsidenten Koyne und Präsident Roosevelt sowie Gespräche zwischen der japanischen Botschaft und Aussenminister Hull in Washington, die den ganzen Monat November andauerten, führten



zu nichts. Unterdessen geriet Japan in eine immer schwierigere Lage. Vom April bis September 1941 gingen seine Ölvorräte um einen Viertel zurück. Es wurde allgemein als schlechtes Zeichen empfunden, als am 16. Oktober Konoye zurücktrat und Kriegsminister Tojo sein Nachfolger wurde.

## Riskanter Krieg

In der politischen und militärischen Führung Japans waren sich viele bewusst, dass der Krieg gegen die USA ein riskantes Unterfangen war. Namentlich der Kaiser sah klar, dass Japan die grenzenlosen Weiten des Pazifiks nicht zu beherrschen vermochte, und er stellte darüber die Chefs des Heeres und der Marine in einer kaiserlichen Konferenz vom 5. September auch zur Rede. Auf seine Vorhaltungen wusste der Chef des Admiralstabes, Admiral Nagano, nur zu sagen, «Japan gleiche einem schwerkranken Patienten, der nur die Wahl zwischen einer äusserst riskanten Operation und einem langsam zum Tode führenden Dahinschwinden seiner Kräfte habe». Tags darauf meinte Nagano, Japan habe bei der überlegenen Industriemacht und der Fülle an Rohstoffen des Gegners keine Mittel, diesen zu überwältigen. Auch die Teilnehmer einer kaiserlichen Konferenz vom 5. November waren sich darüber im Klaren, dass die Vereinigten Staaten mit ihrer unangreifbaren Lage nicht direkt zu besiegen waren. Die einzige Chance sahen sie darin, sich durch einen raschen Schlag in den Besitz der rohstoffreichen Gebiete in Südostasien zu setzen, um dann – über 10'000 Kilometer von Amerika entfernt – einen Verteidigungsring um diese Besitzungen aufzubauen, in der Hoffnung, Amerika könne diesen nicht durchbrechen und werde schliesslich – nach Hitlers Sieg in Europa – im Pazifik nachgeben.

Die grösste Gefahr sah der Oberbefehlshaber der Flotte, Admiral Yamamoto, in der ersten Phase dieses Krieges; dann nämlich konnte die amerikanische Pazifikflotte von Pearl Harbor aus intervenieren und den japanischen Vorstoss nach Süden gefährden. Darum galt es seiner Meinung nach zuerst Pearl Harbor auszuschalten. Die japanische Flotte war den alliierten Kräften im Pazifik ebenbürtig, nachdem Engländer und Amerikaner zahlreiche Einheiten in den Atlantik verlegen müssen. In Bezug auf die Flugzeugträger war sie sogar im Verhältnis 3:1 überlegen. Ihre Luftwaffe war zahlenmässig stärker und moderner. Allerdings war die japanische Handelsmarine klein, was auf die Dauer die Versorgung des Landes erschwerte. Dafür besass Japan den Vorteil der Initiative; es entschied, wo der Angriff geführt wurde und wo der erste Schuss fiel. Aber diese Vorteile galten nur für die erste Phase des Krieges. Auch Yamamoto hat kaum an einen japanischen Sieg geglaubt, höchstens an einen Kompromissfrieden nach grossen japanischen Anfangserfolgen. Wie Peter Herde in seinem Buch über Pearl Harbor schreibt, war Yamamoto der Meinung, selbst eine Landung an der amerikanischen Westküste und die Eroberung San Franciscos würden den Japanern nichts nützen. «Wir müssten bis Washington marschieren und den Vertrag im Weissen Haus unterzeichnen», soll er in einem Brief gesagt haben.

Solche Überlegungen mögen der Grund dafür gewesen sein, dass Japan mit dem Angriff zögerte und den Kriegsbeginn immer wieder hinausschob. Am 6. September beschloss eine kaiserliche Konferenz, den Krieg in den letzten 10 Tagen des Oktobers zu beginnen, wenn bis dahin keine Einigung mit den USA erzielt war. Am 12. Oktober wurde dieser Termin auf den 25. November, später auf Anfang Dezember verschoben. Als letzter Verhandlungstermin wurde Mitternacht des 30. November festgesetzt.

Schliesslich wurde der Angriff auf den 7. Dezember, 8 Uhr morgens – 13.30 Uhr Washingtoner Zeit – festgelegt. Der 7. Dezember war ein Sonntag, und die Japaner wussten, dass an Sonntagen die amerikanische Flotte in der Regel im Hafen lag, und dass die Schiffe wenig bemannt waren. Ausserdem war vom 6. auf den 7. Dezember Leermond.

## Der Plan

Admiral Yamamoto hatte lange Zeit Mühe, seinen zweifellos tollkühnen Plan, mit dessen Studien er Ende 1940 begonnen hatte, beim Oberkommando durchzusetzen. Die Gefahr, dass der grosse Verband beim Anmarsch auf Hawaii, der über 10 Tage dauerte, entdeckt wurde, dass Japan dann einen grossen Teil seiner Flotte – vor allem die Flugzeugträger – verlor, war gross. Erst Anfang November drang er mit seinen Ideen durch, nachdem er immer wieder darauf hingewiesen hatte, dass die amerikanische Pazifikflotte in Pearl Harbor wie ein Dolch auf die Kehle Japans gerichtet war.

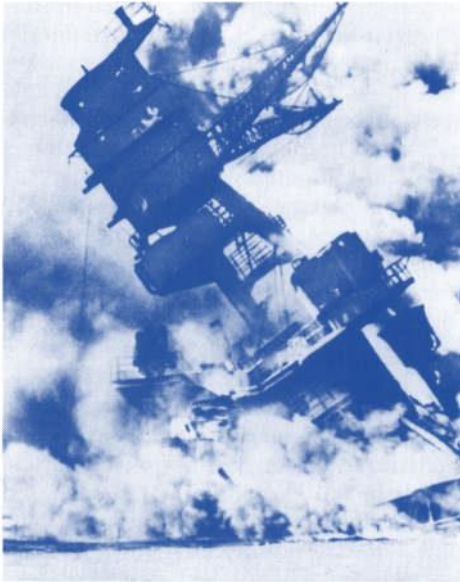
Die Vorbereitungen vollzogen sich unter strengsten Geheimhaltungsmassnahmen. Selbst zahlreiche Regierungsmitglieder und der japanische Botschafter in Washington wurden nicht über das Vorhaben informiert. Mit Handelsschiffen wurde die nördliche Route über die Kurilen getestet, um sicher zu sein, dass hier die Gefahr, entdeckt zu werden, am geringsten war. Die Sturzkampfflieger übten ihre Angriffe in einer Bucht in Japan, die Ähnlichkeiten mit dem Hafen von Pearl Harbor hatte. Die Torpedos mussten umgebaut und mit hölzernen Flossen versehen werden, damit sie im seichten, nur etwa 10 Meter tiefen Wasser von Pearl Harbor nicht stecken blieben. Hilfskonsul Takeo Yoshikawa in Honolulu meldete laufend Anzahl und Standort der amerikanischen Kriegsschiffe auf Hawaii. Die Marine war ebenfalls mit vorbereitenden Übungen beschäftigt. Vom 10. November an begaben sich die Schiffe in kleinen Gruppen nach den wenig bewohnten Kurilen, wo sie sich in der Hitokapu-Bucht versammelten. Zahlreiche Zerstörer, die üblicherweise die hier versammelten Flugzeugträger begleiteten, wurden in südostasiatischen Gewässern belassen, wo sie einen regen Funkverkehr entfalteten, um die Amerikaner, die die Meldungen mithörten, zu täuschen. Auf dem für Pearl Harbor bestimmten Verband herrschte absolute Funkstille.

Am 26. November lief die Expedition aus. Sie bestand aus etwa 40 Einheiten, nämlich 6 Flugzeugträgern, zwei Schlachtschiffen, zwei schweren und einem leichten Kreuzer, 9 Zerstörern, 8 Tankern, 3 Unterseebooten und 5 Klein-U-Booten. Die sechs Träger, die zwei Drittel des japanischen Bestandes an Flugzeugträgern ausmachten, hatten 360 Flugzeuge – Sturzkampfbomber, Horizontal- und Torpedobomber sowie Jäger – an Bord. Die Wetterverhältnisse waren günstig; tiefhängende Wolken und ziemlich schwere See verringerten die Sicht. Am 30. November sowie am 5. und 6. Dezember wurde auf offener See aufgetankt. Am 2. Dezember traf der Funkspruch Yamamotos ein, der den Abbruch der Verhandlungen mit den USA signalisierte und den Angriff freigab. Am 7. Dezember, sechs Uhr morgens befand man sich etwa 370 Kilometer nördlich von Oahu. Starker Rückenwind hatte zur Folge, dass der Angriff etwas früher erfolgte als geplant. Zwei Tage vorher hatte der Verband die enttäuschende Meldung Yoshikawas erhalten, dass sich keiner der drei amerikanischen Flugzeugträger, die zur Pazifikflotte gehörten, in Pearl Harbor befand. Die «Saratoga» war gerade in San Diego überholt worden und befand sich auf der Überfahrt nach Hawaii; die «Lexington» und die «Enterprise» waren ausgelaufen, um Flugzeuge nach Wake und den Midway-Inseln zu bringen. Das Hauptziel des japanischen Angriffs konnte also nicht erreicht werden; es waren – wie Peter Herde schreibt – gerade diese Flugzeugträger, die dann «... sieben Monate später bei Midway mit ihren Maschinen den Japanern die entscheidende Niederlage beibrachten ...»

## Signale

Es ist nicht so, dass den Amerikanern auf Hawaii keine Warnungen zugingen, die den japanischen Angriff anzeigten. Im Gegenteil: Es dürfte schwierig sein, in der Kriegsgeschichte ein zweites Beispiel zu finden, wo so viele Signale überhört, falsch oder zu spät gedeutet

oder einfach missverstanden wurden, wie hier. Den Amerikanern war es bekanntlich im September 1940 gelungen, die japanischen Chiffren und Codes – auch den schwierigsten, «purple» genannt – zu entziffern. Diese hervorragende technische Leistung war das Werk von William F. Friedman, dem es gelungen war, in anderthalbjähriger Arbeit aus abgehörten Meldungen die japanische Chiffriermaschine nachzubauen. Fortan war es den Amerikanern möglich, die meisten Meldungen, die zwischen Tokio und den japanischen Botschaften hin- und hergingen, mitzulesen, weshalb sie über viele Schritte Japans zum Voraus unterrichtet waren. Aber weil die Amerikaner ihrerseits befürchteten, das Geheimnis der Entschleierung ihrer Codes könnte den Japanern bekannt werden, gaben sie die entschlüsselten Meldungen nur an sehr wenige Stellen weiter. Admiral Kimmel zum Beispiel, der Kommandant der Pazifikflotte in Pearl Harbor, erhielt nicht viel mehr Nachrichten, als was er auch in den Zeitungen lesen konnte. Da es ausserdem wenig Dechiffriermaschinen gab, mussten die auf den Pazifikinseln abgefangenen Meldungen per Flugzeug, gelegentlich sogar per Schiff, nach Washington gesandt werden, was die Dekodierung oft um Wochen verzögerte. Einige der wichtigsten Gespräche zwischen Tokio und dem Spion Yoshikawa in Honolulu von Anfang Dezember wurden aus diesem Grunde erst am 30. Dezember entziffert; da war



es schon zu spät. Ausserdem fehlte es an einer zentralen Auswertungsstelle; daher wurden zahlreiche Meldungen, die als Einzelne wenig, zusammengenommen aber viel aussagten, in ihrem Wert nicht erkannt.

*Die getroffene «Arizona» sinkt; sie liegt heute noch auf dem Grund des Hafens von Pearl Harbor.*

Der Hauptgrund aber, warum alle Signale missverstanden wurden, war die vorgefasste Meinung der höchsten amerikanischen Stellen – inklusive Präsident Roosevelt – Japans Schlag werde entweder gegen Russland, wenn dieses von Hitler niedergedrungen sei, oder nach Süden gegen die Philippinen, Singapur oder die niederländischen Kolonien in Indonesien erfolgen. Daher interpretierte man alle Meldungen in dieser Richtung. Auf Hawaii befürchtete man höchstens japanische Sabotageakte. Aus diesem Grunde nahm man die Flugzeuge aus den Hangars und stellte sie eng zusammen, um sie besser bewachen zu können. Diese Haufen boten am 7. Dezember erstklassige Ziele für Angriffe aus der Luft.

Im November häuften sich die Signale. Am 1. November und dann abermals am 1. Dezember änderte die japanische Flotte die Rufsignale für ihre Schiffe, was sie sonst nur alle sechs Monate tat. Anfang Dezember entzifferten die Amerikaner Meldungen, die die japanischen Botschaften und Konsulate in Hongkong, Batavia, Singapur, Manila und Washington an

wiesen, ihre Codes zu vernichten. Am 6. Dezember wurde gemeldet, dass das japanische Konsulat in Honolulu seit zwei Tagen Akten verbrenne. Schon am 24. September war Generalkonsul Kita von seiner Regierung aufgefordert worden, er solle das Hafengebiet von Pearl Harbor in fünf mit Buchstaben bezeichnete Zonen aufteilen und die genauen Positionen der amerikanischen Kriegsschiffe melden. Diesbezügliche Angaben Kitas lagen in Washington am 5. und 6. Dezember im Klartext vor.

Am 7. Dezember um 03.50 Uhr wurde in der Nähe der Hafeneinfahrt von Pearl Harbor ein fremdes U-Boot gesichtet, das verfolgt und um 6.45 Uhr versenkt wurde. Um 7.03 Uhr wurde ein weiteres U-Boot entdeckt. Eine Minute zuvor war durch eine mobile Radarstation im Norden der Insel ein grosses Fliegergeschwader entdeckt worden, das sich von Norden her in einer Entfernung von etwa 220 Kilometern der Insel näherte. Aber die beiden diensttuenden Radarleute meinten, es handle sich um amerikanische B-17-Bomber und massen der Sache weiter keine Bedeutung zu.

## Die Kriegserklärung

Präsident Roosevelt befand sich am 7. Dezember mit seiner Familie beim Mittagessen, als ihm kurz nach 13.30 Uhr der Marineminister Kenntnis vom japanischen Angriff auf Pearl Harbor gab. Der japanische Botschafter überbrachte Aussenminister Hull die offizielle Kriegserklärung erst nach 14 Uhr; er hätte sie eine Stunde früher – also eine knappe halbe Stunde vor Beginn des Angriffs – übergeben müssen; aber die Dechiffrierung der langen Note, in der Pearl Harbor nicht erwähnt wurde, führte zu einer Verzögerung. So wusste Hull schon alles, als der Botschafter bei ihm eintrat. Nach einigen heftigen Beschuldigungen wies er ihm wortlos die Tür.

In der amerikanischen Öffentlichkeit tauchten bald Fragen auf, wie es möglich war, dass – nach den Worten eines Senators – die amerikanischen Kriegsschiffe «... wie zahme Enten in Pearl Harbor gefangen wurden.» Die Konsternation war so gross, dass die amerikanischen Isolationisten sogar die – freilich absurde – These aufstellen konnten, Roosevelt habe die Pazifikflotte absichtlich geopfert, um endlich in den Krieg eintreten zu können.

## Übriges Geschehen im Dezember 1941

1. 12. Generalfeldmarschall von Bock, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, meldet, dass seine Truppe nahezu erschöpft sei.
- 3.12. Die sowjetische «Kalinin-Front» unter Generaloberst Konjew tritt zur Offensive an.
- 4.12. Die sowjetische «West-Front» unter General Schukow tritt zur Offensive an.
- 6.12. Grossbritannien erklärt Ungarn, Rumänien und Finnland den Krieg.
- 7.12. Einmarsch Japans von Indochina aus nach Thailand.
- 8.12. Japanischer Angriff auf die Philippinen.
- 8.12. Ein japanisches Fliegergeschwader versenkt vor Malaya die britischen Schlachtschiffe «Prince of Wales» und «Repulse».
- 9.12. Tschiang Kai-sheks China erklärt Deutschland den Krieg.
- 10.12. Japanische Truppen erobern Guam.
- 11.12. Deutschland und Italien erklären den USA den Krieg.
- 12.12. Ungarn, Rumänien und Bulgarien erklären den USA den Krieg.
- 16.12. Hitler fordert die Soldaten an der Ostfront zu fanatischem Widerstand auf.
- 19.12. Generalfeldmarschall von Brauchitsch legt den Oberbefehl über das deutsche Heer nieder; Hitler übernimmt ihn selbst. Auch Generalfeldmarschall von Bock und am 25. 12. Generaloberst Guderian werden abgelöst.
- Ab 22.12. Arcadia-Konferenz zwischen Roosevelt und Churchill. Festlegung der «Europe first»-Strategie.

# Von den Fehlern zu den Verbrechen Januar 1942

## Hitlers Kriegserklärung an die USA und der Beginn der Endlösung

Japans Schlag gegen Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 war kein isoliertes Unterfangen. Am gleichen Tag und fast zur gleichen Stunde begann auch der Angriff auf andere Besitzungen Grossbritanniens und der USA in Südostasien: Auf Hongkong, Malaya und die Philippinen, dann auf Guam und Wake. Der japanische Angriff auf Kota Bharu im Norden Malayas erfolgte sogar eine Stunde vor dem Überfall auf Pearl Harbor. In einer zweiten Etappe ab Januar 1942 wurden dann auch Burma, Niederländisch-Ostindien und der Bismarck-Archipel angegriffen.

Die Kräfte, die Japan einsetzte, waren erstaunlich gering und jenen des Gegners an Zahl oft unterlegen. Zur Eroberung Malayas genügten drei Divisionen mit etwa 100'000 Mann; gegen die Philippinen wurden etwa 70'000 Mann eingesetzt. Aber die Japaner hatten für sich das Gesetz des Handelns: Sie bestimmten, wo Truppen einmarschierten oder gelandet wurden, und zwangen damit die meist bunt zusammengewürfelten Truppen des Gegners zur Verzettelung. Zudem beherrschten sie die See und die Luft. Die amerikanischen B-17-Bomber wurden am ersten Tag in Luzon am Boden vernichtet, als sie sich – nachdem der Angriff auf Pearl Harbor bekanntgeworden war – gerade für eine Attacke auf Formosa bereitstellten. Die britische Fernostflotte, die praktisch nur aus der «Prince of Wales», dem modernsten englischen Schlachtschiff, und dem Schlachtkreuzer «Repulse» bestand, wurde am 10. Dezember von 85 japanischen Bombern vor der malayischen Küste versenkt. Sie hatte keinen Fliegerschutz, weil die küstennahen malayischen Flugplätze der Engländer bereits von den Japanern besetzt waren.

Damit war der Fall der Philippinen und Malayas praktisch besiegelt. Schon Anfang Januar 1942 hatte General MacArthur seinen Truppen auf den Philippinen befohlen, sich auf die Halbinsel Bataan zurückzuziehen. Dort leisteten sie – zuletzt auf der Festungsinsel Corregidor – noch bis zum 6. Mai Widerstand und wurden mehr durch die Malaria als durch die Japaner aufgerieben. Malaya war schon Ende Januar gefallen. Nur Singapur leistete noch bis Mitte Februar Widerstand; dann fiel auch diese Stadt, das «... hervorragende Symbol westlicher Macht im Fernen Osten», wie Liddell Hart sie einmal nannte. Ihr rascher Fall erschütterte das europäische Prestige in Asien. Die japanischen Siege leiteten das Ende der europäischen Herrschaft in Ostasien ein, die rund 400 Jahre zuvor begonnen hatte.

### Eine unbegreifliche Tat...

Am 11. Dezember erklärte Hitler den Vereinigten Staaten den Krieg, und Mussolini folgte ihm. Warum Hitler dies tat, ist bis heute völlig ungeklärt. Keine Abmachung, kein Bündnis zwang ihn dazu. Das Dreimächteabkommen vom September 1940 mit Italien und Japan war ein reines Defensivbündnis, und Hitler hätte ebenso unbeteiligt dem Krieg Japans gegen die USA zuschauen können wie dieses seinem Krieg mit Russland zusah. In der Lage, in der sich Deutschland damals befand, musste ein Krieg mit den USA unter allen Umständen vermieden werden. Sowohl wirtschaftlich als auch militärisch waren seine Kräfte aufs Äusserste angespannt. In Russland war die Rote Armee zum Angriff übergegangen. In Nordafrika war Rommel auf dem Rückzug. Warum sich Hitler mit seiner Kriegserklärung nun noch diesen neuen, unerhört mächtigen Gegner auf den Hals lud und Roosevelt erst noch der

Sorge entthob, wie er die Widerstände der amerikanischen Bevölkerung gegen den Kriegseintritt beseitigen sollte, das bleibt Hitlers Geheimnis. Nichts hätte ihm doch willkommener sein müssen als der japanische Angriff auf die USA, die dadurch im Pazifik gebunden wurden und ihre Hilfe an Grossbritannien und die Sowjetunion einschränken mussten. Diese Bindung der USA verschaffte ihm noch eine letzte Frist, um seinen Stufenplan durchzuführen und zuerst Europa niederzuwerfen. Immer wieder hatte Hitler gesagt, der entscheidende Kampf mit den USA werde erst nach der Errichtung der Kontinentalherrschaft stattfinden; sorgfältig war er allen amerikanischen Provokationen aus dem Weg gegangen, und noch am

25. Oktober 1941 hatte er zum Grafen Ciano gesagt, «eine spätere Generation» werde sich mit dem Problem Europa-Amerika auseinandersetzen haben.

Es ist auch ganz unzweifelhaft, dass Hitler der Kriegseintritt in diesem Augenblick höchst ungelegen kam. Was wollte er gegen die USA unternehmen? Er konnte ja den Krieg nicht nach Amerika tragen, und ausser ein paar U-Booten, die er vor der Ostküste der Vereinigten Staaten aufmarschieren lassen konnte, hatte er überhaupt keine Mittel, um Amerika zu bekämpfen. Er scheint effektiv auch keine genauen Vorstellungen davon gehabt zu haben, was er unternehmen sollte. Am 3. Januar 1942 sagte er zum japanischen Botschafter Oshima, er wisse noch nicht, «... wie man die USA besiegen könne».

### ... und ihre Deutungen

Hitlers Kriegserklärung an die USA ist eine so unbegreifliche Tat, dass sie immer wieder mit Ausdrücken wie «unerklärlicher Fehler», «Wahnsinnsakt» und «Verzweiflungshandlung» bezeichnet worden ist. Über Hitlers Beweggründe gibt es keine Aufzeichnungen; er hat mit niemandem über seinen Entschluss gesprochen und ihn völlig einsam gefasst. Der Deutung bleibt ein weiter Spielraum.

Der Historiker Klaus Hildebrand meint, Hitlers Entschluss sei aus einer gewissen Zwangslage heraus zu verstehen. Er habe befürchtet, dass Japan sich mit den USA eines Tages doch noch arrangieren könnte, und diese sich dann mit aller Macht gegen Deutschland wenden würden. Er wählte also das kleinere von zwei Übeln, in der Annahme, Russland zu besiegen, bevor Amerika fähig war, überhaupt in Europa einzugreifen. Zwei Tage vor Pearl Harbor hatte der deutsche Botschafter aus Washington in einem Telegramm gemeldet, bis zu einem entscheidenden Eingreifen der USA in Europa werde es Mitte 1943 werden.

Auch Andreas Hillgruber meint in seinem Aufsatz über den Faktor Amerika in Hitlers Strategie, seine Kriegserklärung vom 11. Dezember sei «... kein frei gefasster grosser Entschluss...» gewesen, sondern «... eine Geste, die verschleiern sollte, dass er die Entwicklung des Krieges, die seine Pläne zerstört hatte, nicht mehr steuern konnte, dass die Initiative für alle folgenden grossen Entscheidungen auf die Gegenseite übergegangen war». Als Hitler erkannte, dass es nichts war mit der Erringung der Weltherrschaft für Deutschland, sei für ihn die Alternative «Untergang des Reichs» in den Vordergrund gerückt.

Diese Ansicht vertritt auch Sebastian Haffner in seinen brillanten «Anmerkungen zu Hitler». Er fragt sich, ob die Kriegserklärung an Amerika das erste Anzeichen dafür sei, dass Hitler innerlich umgeschaltet und beschlossen habe, wenn er nicht als der grösste Eroberer in die Geschichte eingehen könne, wenigstens der Architekt der grössten Katastrophe zu werden. Nun gibt es wirklich Äusserungen Hitlers aus diesen Tagen, die so gedeutet werden können. Am 27. November 1941 hatte er dem dänischen Aussenminister Scavenius erklärt: «Wenn das deutsche Volk einmal nicht mehr stark und opferbereit genug ist, sein eigenes Blut für seine Existenz einzusetzen, so soll es vergehen und von einer anderen, stärkeren Macht vernichtet werden... Ich werde dann dem deutschen Volk keine Träne nachweinen.» Und dann



nochmals am 27. Januar 1942, beim Mittagstisch in der Wolfsschanze, am Schluss eines wirren Monologs über Geist, Kraft und Führertum: «Wenn das deutsche Volk nicht bereit ist, für seine Selbsterhaltung sich einzusetzen, gut: dann soll es verschwinden.» Haffner meint, nach der erfolgreichen Gegenoffensive der Roten Armee habe Hitler die Deutschen aufgegeben und fortan nur noch sein anderes Ziel, die Ausrottung der Juden, verfolgt (Wirklich verharrte Hitler von 1942 an in völliger politischer Lethargie und Inaktivität. Was er noch unternahm, diente dem Kampf um Zeitgewinn, um die Endlösung der Judenfrage durchführen zu können. Diese aber wurde im Januar 1942 eingeleitet.

Hitlers Kriegserklärung vom 11. Dezember 1941 wäre alsobarer Verrat des deutschen Führers an seinem Volk, dessen Untergang er damit herbeiführte. – Ein ungeheuerlicher Gedanke; aber hier, bei diesem Mann, ist er nicht von der Hand zu weisen.

### Die Wannsee-Konferenz

Am 20. Januar 1942 fand am Grossen Wannsee in Berlin jene Konferenz statt, an der zum ersten Mal in grösserem Kreis die Endlösung der Judenfrage diskutiert wurde. Den Vorsitz hatte der Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, Reinhard Heydrich. Anwesend waren zahlreiche leitende Beamte aus dem Innen- und dem Justizministerium, dem Auswärtigen Amt, der Partei- und der Reichskanzlei, dem Ministerium für die besetzten Ostgebiete, dem Rasse- und Siedlungshauptamt sowie der Sicherheitspolizei. Heydrich teilte mit, er sei von Göring mit der Vorbereitung für die Endlösung der Judenfrage beauftragt worden. Göring verlange einen Entwurf «... über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Belange...» der Endlösung. Heydrich schilderte dann die bisherigen Massnahmen gegen die Juden: Ihre Zurückdrängung aus den einzelnen Lebensgebieten des deutschen Volkes, und den Versuch, sie durch Auswanderung aus dem deutschen Lebensraum zu vertreiben. Bis zum 31. Oktober seien 537'000 Juden zur Auswanderung gebracht worden.

An die Stelle der Auswanderung trete nunmehr aber «... nach entsprechender vorheriger Genehmigung durch den Führer die Evakuierung der Juden nach dem Osten...» Für diese «Endlösung der europäischen Judenfrage» – sagte Heydrich, kämen «rund elf Millionen Juden in Betracht». Er zählte 32 Länder oder von Deutschland besetzte ehemalige Staaten mit ihrer jüdischen Bevölkerung auf. Die höchsten Zahlen wiesen die Sowjetunion mit 5 Millionen, das Generalgouvernement Polen mit 2,284 Millionen und Frankreich mit 865'000 Juden auf; auch England mit 330'000 und die Schweiz mit 18'000 Juden wurden aufgeführt: – Estland wurde judenfrei gemeldet. Wie die Evakuierung vor sich gehen sollte, beschrieb Heydrich folgendermassen: «Unter entsprechender Leitung sollen im Zuge der Endlösung die Juden in geeigneter Weise im Osten zum Arbeitseinsatz kommen. In grossen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden strassenbauend in diese Gebiete geführt, wobei zweifellos ein Grossteil durch natürliche Verminderung ausfallen wird. Der allfällig endlich verbleibende Restbestand wird, da es sich bei diesen zweifellos um den widerstandsfähigsten Teil handelt, entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Keimzelle eines neuen jüdischen Aufbaues anzusprechen ist...» Schliesslich legte Heydrich den Personenkreis genau fest, der für die Evakuierung in Frage kam, und der sich bis auf Ehepaare aus Mischlingen ersten und zweiten Grades erstreckte. Die Evakuierten sollten in Durchgangsgettos kommen, von wo sie weiter nach Osten zu transportieren waren. Juden, die über 65 Jahre alt waren, sollten ins Altersgetto Theresienstadt gebracht werden. Mit der Bitte Heydrichs – heisst es im Protokoll – «... ihm bei der Durchführung der Lösungsarbeiten entsprechende Unterstützung zu gewähren, wurde die Besprechung geschlossen ...»

So endete die Konferenz der Massenmörder. Niemand erhob Einspruch. Bald darauf rollten

die Evakuierungszüge nach dem Osten an, und in Treblinka, Sobibor, Maidanek, Belzec, Chelmno und Auschwitz begannen die Verbrennungsöfen zu rauchen. Das hatte mit Krieg nichts mehr zu tun; das waren reine Verbrechen.

## Die Arcadia-Konferenz

Churchill war nach dem Kriegseintritt der USA sehr daran gelegen, sich sofort mit Präsident Roosevelt zu treffen, um Einigkeit über den einzuschlagenden Weg herzustellen. Er befürchtete, die Vereinigten Staaten könnten sich nach dem japanischen Angriff in erster Linie ihrer pazifischen Flanke zuwenden und eine «Amerika-first-Strategie» wählen, die Europa weitgehend seinem Schicksal überliess. Schon einen Tag nach Hitlers Kriegserklärung machte er sich auf den Weg; nach einer stürmischen Überfahrt, die zehn Tage dauerte, traf er mit seinem Beraterstab am 22. Dezember in Washington ein. Am 26. Dezember sprach er vor dem amerikanischen Kongress, am 30. Dezember vor dem kanadischen Parlament. Mit dem amerikanischen Präsidenten arbeitete er eine Deklaration aus, die am Neujahrsmorgen 1942 von ihm, von Präsident Roosevelt sowie den Vertretern der Sowjetunion und Chinas unterzeichnet wurde. Die Erklärung knüpfte an die Atlantik-Charta vom August 1941 an und hielt in wenigen Sätzen die alliierten Kriegsziele fest. 45 Staaten unterzeichneten sie bis Kriegsende, als letzter Saudiarabien am 1. März 1945. So wurde diese Deklaration das erste Dokument der sich bildenden Vereinten Nationen.

### Die Erklärung der Vereinten Nationen

Eine gemeinsame Erklärung der Vereinigten Staaten von Amerika, des Vereinigten Königreichs von Grossbritannien und Nord-Irland, der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken, Chinas, Australiens, Belgiens, Kanadas, Costa Ricas, Kubas, der Tschechoslowakei, der Dominikanischen Republik, El Salvadors, Griechenlands, Guatemalas, Haitis, Honduras', Indiens, Luxemburgs, der Niederlande, Neuseelands, Nicaraguas, Norwegens, Panamas, Polens, Südafrikas und Jugoslawiens.

Die unterzeichneten Regierungen haben ein gemeinsames Programm der Zielsetzungen und Prinzipien, enthalten in der gemeinsamen Erklärung des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika und des Ministerpräsidenten des Vereinigten Königreichs von Grossbritannien und Nord-Irland vom 14. August 1941, die als die Atlantik-Charta bekannt ist, anerkannt.

Sie sind überzeugt, dass der vollständige Sieg über ihre Feinde notwendig ist, um Leben, Freiheit, Unabhängigkeit und religiöse Freiheit zu verteidigen und die Menschenrechte und Gerechtigkeit in ihren eigenen Ländern wie auch in anderen Ländern zu erhalten. Sie sind überzeugt, dass sie sich jetzt in einem gemeinsamen Kampf gegen wilde und brutale Kräfte befinden, die die Welt zu unterwerfen suchen.

Sie erklären:

1. Jede Regierung verpflichtet sich, alle ihre Hilfsmittel, und zwar militärische oder wirtschaftliche, gegen jene Mitglieder des Dreimächtepaktes und seine Anhänger, mit denen sie sich im Kampf befindet, einzusetzen.
2. Jede Regierung verpflichtet sich, mit den unterzeichneten Regierungen dieser Erklärung zusammenzuarbeiten und keinen gesonderten Waffenstillstand und keinen Sonderfrieden mit den Feinden zu schliessen.

Andere Nationen, die in dem Kampf für den Sieg über den Hitlerismus materiellen Beistand oder Hilfe leisten oder leisten werden, können sich der vorgenannten Erklärung anschliessen. Ausgefertigt in Washington, 1. Januar 1942.

Es gelang Churchill auch, seine «Germania-first-Strategie» durchzusetzen und Roosevelt zu überzeugen, dass die Hauptmacht gegen Deutschland eingesetzt werden musste, weil dessen Fall auch die Niederlage Japans herbeiführte. Ein gemeinsamer Generalstab, das «Combined Chiefs of Staff Committee», wurde gebildet, und eine alliierte Landung in Nordafrika ins Auge gefasst. Am 6. Januar 1942 sagte Präsident Roosevelt in seiner Jahresbotschaft an den

Kongress, die USA müssten 1942 60'000 Flugzeuge, 45'000 Panzer und 8 Millionen Tonnen Schiffsraum bauen; 1943 müssten 125'000 Flugzeuge, 75'000 Panzer und 10 Millionen Registertonnen Schiffsraum hergestellt werden. Mehr als die Hälfte des amerikanischen Nationaleinkommens wurde 1942 für das Kriegsprogramm eingesetzt.

Als Churchill am 14. Januar Roosevelt verließ, durfte er zufrieden sein. Er hatte seine Ziele weitgehend erreicht. Um den lauerten deutschen U-Booten zu entgehen, flog er in einem riesigen Wasserflugzeug nach England zurück. Das Flugzeug wich im dichten Nebel nach Süden vom Kurs ab und geriet beinahe über die deutschen Flakbatterien von Brest. Das britische Jägerkommando hielt das von Süden her einfliegende Flugzeug für einen feindlichen Bomber und schickte Jäger auf, um es abzuschossen, was ihnen aber nicht gelang.

## Umriss der Gegenwart

Nach Hitlers Kriegserklärung an die USA begann sich abzuzeichnen, dass Deutschland eines Tages vor der Übermacht der Gegner würde kapitulieren müssen; die im Januar 1942 einsetzenden fürchterlichen Verbrechen machten ein anderes Ende als die bedingungslose Kapitulation beinahe unmöglich. Nach der Arcadia-Konferenz wurde deutlich, dass die Alliierten versuchen würden, sich an den Rändern des deutschen Herrschaftsbereiches festzusetzen und von dort aus nach Deutschland vorzustoßen. Amerikanische Truppen würden also über den Atlantik kommen und eines Tages irgendwo in Europa der vorrückenden Roten Armee begegnen. Aber schon zeichneten sich auch erste Differenzen zwischen den Alliierten aus Ost und West ab: Die Sowjetunion war im Combined Chiefs of Staff Committee nicht vertreten, und Churchill machte sich bereits Sorgen über die sowjetischen Herrschaftsansprüche in Osteuropa, namentlich im Baltikum und in Polen.

## Übriges Geschehen im Januar 1942

2. 1. Japanische Truppen besetzen Manila. Amerikanische Truppen halten die Felseninsel Corregidor bis zum 6. Mai.
- 8.1. Der Oberbefehlshaber der 4. Panzerarmee, Generaloberst Hoepner, wird von Hitler aus der Wehrmacht ausgestossen, weil er auf eigene Verantwortung den Befehl zum Rückzug in die «Winterstellung» erteilt hatte.
- 9.1. Offensive der sowjetischen Nordwestfront.
- 11.1. Japan erobert Kuala Lumpur, die Hauptstadt Malayas.
- 11.1. Beginn des japanischen Angriffs auf Niederländisch-Indien.
15. 1. Hitler gibt nach langem Ringen sein Einverständnis zur Zurücknahme des Zentrums der deutschen Front vor Moskau in die «Winterstellung».
- 15.1. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, Generalfeldmarschall Ritter von Leeb, wird durch Generaloberst von Küchler abgelöst.
- 16.1. Japanische Offensive gegen Burma.
- 21.1. Neue deutsche Gegenoffensive in Nordafrika.
- 25.1. Mobilmachung in Australien.

Am 1. Februar 1942 wurde Vidkun Quisling vom deutschen Reichskommissar zum neuen Ministerpräsidenten Norwegens eingesetzt. Quisling, Führer der norwegischen Faschisten, hatte sich schon am 9. April 1940, am Tag, als sein Land von den Deutschen besetzt wurde, zum Regierungschef ernannt. Aber damals hatte er nicht einmal eine Regierung zustande gebracht, und er hatte weder Minister noch Beamte gefunden, die zur Zusammenarbeit mit ihm bereit waren. Nun wurde er Regierungschef von Hitlers Gnaden. Martin Bormann und andere Vertreter des deutschen Regimes kamen zu seiner Einsetzung nach Oslo herüber. Quisling hielt in deutscher Sprache eine Antrittsrede. Im Dom von Trondheim sollte aus Anlass der Amtseinsetzung ein feierlicher Gottesdienst stattfinden. Aber kein Mensch erschien in der Kirche. Erst als am Nachmittag der Dompropst den üblichen Gottesdienst abhielt, war der Dom voll von Gläubigen, und viele Tausende standen noch – wie Werner Rings berichtet – in grosser Kälte draussen auf dem Domplatz. Als der Dompropst danach von Quisling abgesetzt wurde, traten alle Bischöfe zurück, und die meisten Geistlichen folgten ihnen. Die paar wenigen, die in Quislings Staatskirche verblieben, predigten fortan vor leeren Bänken.

Wir wissen nicht und können nur ahnen, was diese Menschen gefühlt haben, die damals im Dom von Trondheim und draussen auf dem Platz zusammenstanden. Manche mochten den Gang zur Kirche verstanden haben als Zeichen, das sie sich und dem Feind, der das Land besetzt hielt, geben wollten. Der Gang zur Kirche war für sie ein Akt des Widerstandes.

Unzählige Menschen in den besetzten Ländern Europas standen damals vor dieser Frage: Wie leistet man Widerstand gegen einen Feind, der das Land besetzt hat und alle Macht in seinen Händen hält? Heute, 40 Jahre danach, ist diese Frage in einem Land erneut aktuell geworden, und wir können wieder nur erahnen, wie schwer die Antwort jenen fallen muss, denen sich die Frage stellt.

## Warum?

Die Menschen werden nicht zum Heldentum geboren. Und doch gab es nun überall in den besetzten Ländern, von Frankreich bis Russland, Menschen in grosser Zahl, die zu Taten bereit waren, die viel Mut erforderten und sie grossen Gefahren aussetzten, ja für die sie oft mit ihrer beruflichen Stellung, ihrer Gesundheit, ihrer Freiheit oder ihrem Leben bezahlen mussten. Welche Kraft trieb Menschen, die sich stets an Recht und Gesetz gehalten hatten – Angestellte, Professoren, Arbeiter, Priester, Frauen – dazu, Verschwörer zu werden und Taten zu verüben, die nicht nur den Feind, sondern unter Umständen auch das eigene Land schwere Opfer kosten konnten?

Dass Offiziere wie de Gaulle in Frankreich oder Tokarzewski, Sikorski und Komorowski in Polen – sei es im Exil oder im besetzten Land selber – den Widerstand weiterführten, ist verständlich; ihre Pflicht war es, wie es im Eid der von Tokarzewski geführten Gruppe hiess, «treu über die Ehre» des Landes zu wachen und für dessen «Freiheit bis zur Hingabe des eigenen Lebens» zu kämpfen. Es gab das militärische Pflichtgefühl, aber auch das nationale

Ehrgefühl; Chaban-Delmas sagte, er sei in den Untergrund gegangen, ganz einfach, weil er ein junger Franzose war. Es gab vor allem aber auch das religiöse und das menschliche Gewissen, das zur Bekämpfung des Nationalsozialismus in allen Formen antrieb. Es gab parteipolitische Gründe, die bürgerliche, sozialdemokratische und kommunistische Kreise in die Gegnerschaft zu Hitler trieben, und beispielsweise einen Mann wie Carlo Mierendorff davon abhielten, zu emigrieren, weil ihm das als Verrat an den Arbeitern schien. Es gab selbst ästhetische Gründe, um gegen Hitler und seinen Stil zu sein. Viele wurden auch von einem einzelnen Ereignis so getroffen, dass sie sich dem Widerstand anschlossen. Carl Gorderler trat 1936 als Bürgermeister von Leipzig zurück, weil die Nazis das Denkmal des Komponisten Mendelssohn entfernten. Kurt Gerstein hatte erlebt, dass seine Schwägerin als Euthanasieopfer vergast wurde. Darauf beschloss er, in die SS einzutreten, um Zugang zu den Konzentrationslagern zu erhalten und der Welt davon berichten zu können; aber niemand glaubte ihm, was er zu sagen hatte. Schliesslich gab es auch jene, die kaum sagen konnten, was sie zum Widerstand trieb. Alles in ihnen lehnte sich auf gegen die Herrschaft des Nationalsozialismus. Als Jacques Bergier einmal gefragt wurde, was ihn bewogen habe, seine Partisanengruppe zu gründen, gab er zur Antwort: «Zuerst geht man in die Berge, dann organisiert man die Partisanen, und dann sieht man, für wen ...»

### Warum jetzt?

Es gab Widerstand von der ersten Stunde an, und in Deutschland natürlich schon längst vor dem Kriegsausbruch. In Dänemark erschienen schon wenige Stunden nach dem deutschen Einmarsch die «Zehn Gebote für den passiven Widerstand»; in Holland zirkulierten bereits am Tage nach der Kapitulation die ersten Kettenbriefe jener Geusen-Aktion, die den Holländern versprach, die Freiheit wieder zu erringen, wie einst im Kampf gegen Spanien. Aber es ist offensichtlich, dass der Widerstand von 1942 an schärfere Formen annahm. Dafür gab es verschiedene Gründe. Hitlers erste Niederlage in der Sowjetunion und der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten gaben den Widerstandskreisen neuen Mut. Die Besetzer wurden gezwungen, ihre Truppenbestände in zahlreichen Ländern zu verdünnen. Das erlaubte es zum Beispiel Tito, am 8. Februar 1942 das von keiner deutschen Wehrmacht beanspruchte und von den Italienern vernachlässigte Partisanengebiet von Durmitor zu einer Teilrepublik der Sowjetunion auszurufen. In manchen Ländern Westeuropas versteifte die einsetzende Deportation der Juden, aber auch von Leuten, die zum Arbeitseinsatz nach Deutschland gebracht wurden, den Widerstand. Schliesslich hatte der Aufbau von Widerstandsnetzen auch seine Zeit gebraucht. Nach dem Untertauchen mussten sich die Gruppen erst finden und das Leben in der Konspiration lernen. Es brauchte eine Führungsstruktur mit Stäben und diversen Fachleuten, und mittels Kurieren und Sendern mussten Verbindungsnetze auf gebaut und verschiedene Codes geschaffen werden. Es brauchte ein ganzes System der Logistik: Waffen, Munition und Sprengstoffe mussten besorgt und gelagert werden, die Untergrundzeitungen brauchten tonnenweise Papier, gefälschte Ausweise, Lebensmittelkarten und andere Papiere wurden benötigt, und es herrschte Bedarf an verschiedenen Maschinen, Ersatzteilen, Fahrzeugen und so fort. Man musste den Gegner studieren und unter Umständen Verbindung aufnehmen mit dem Ausland, vor allem mit England, wo zahlreiche Exilregierungen bestanden und wo die Engländer jene «Special Operation Executive» (SOE) gegründet hatten, die half, die Partisanen zu bewaffnen und Spionageringe in den besetzten Ländern aufzubauen.

All diese Tätigkeiten hatten völlig im Geheimen zu geschehen. Wenn Fehler passierten, schlug der Gegner erbarmungslos zu. Die Deutschen hatten auch ihre Abwehr, die sie überall in die Untergrundbewegungen einzuschleusen versuchten. Als es ihr und dem Sicherheits-

dienst gelungen war, den Geheimcode des niederländischen Widerstandes in die Hand zu bekommen, schaltete sie sich ab März 1942 unbemerkt anderthalb Jahre lang in den Funkverkehr zwischen holländischen Gruppen und der SOE ein. Es gelang ihr dabei, einen grossen Teil der über Holland abgeworfenen Waffen in die Hand zu bekommen, abgesprungene Agenten festzunehmen und in die Organisation der Widerstandsgruppen einzudringen. Ein Fehler hatte Hunderte von Opfern zur Folge.

## Wege des Widerstandes

Alles in allem hiess Widerstand aber durchaus nicht nur Untertauchen, Partisanentum, Verschwörung, Spionage und Aufstand. Diese Form des Widerstands war zwar in Ländern wie Polen, Jugoslawien, in der Sowjetunion, in Frankreich und Norwegen möglich; in Belgien, den Niederlanden, in Dänemark, aber auch in Deutschland war sie schwierig. Es gab aber noch ganz andere Wege des Widerstandes, die nicht nur einzelnen, sondern weiten Kreisen offenstanden. Werner Rings spricht nebst dem offensiven von symbolischem, polemischem und defensivem Widerstand.

Symbolischer Widerstand: Widerstand mit dem Mittel der Zeichen. Man bleibt wie jene Norweger vom Einsetzungsgottesdienst für einen Kollaborateur fern. Man trägt wie jene Tausende von Dänen handgestrickte Mützen in den Farben der britischen Luftwaffe. Man legt Blumenbeete in den Nationalfarben an oder kleidet sich am Nationalfeiertag auffallend festlich. Man kommt zu spät ins Kino, um die deutsche Wochenschau nicht ansehen zu müssen. Man feiert Jubiläen, die dem Besetzer besonders unangenehm sein müssen, wie jene tausend Schüler, die am 11. November 1940 den Tag der deutschen Kapitulation im Ersten Weltkrieg mit dem Absingen der Marseillaise auf den Champs-Élysées begingen. Diese Form des Widerstandes richtete sich weniger gegen den Besetzer, dem sie wenig Schaden zufügt, als an die Mitbürger, denen mit solchen Zeichen bedeutet wurde, dass der Kampf noch nicht zu Ende war.



*Ein Holländer protestiert gegen die von den Deutschen verhängte Kleiderrationierung.*



Polemischer Widerstand: Widerstand mit dem Mittel der Sprache. Dichter schreiben im Verborgenen, und ihre Werke, die nicht gedruckt werden dürfen, werden in Handabschriften weitergegeben, wie jene bissigen Schüttelreime Werner Bergengruens über Hitler:

«Rassenabgott deiner Rindermasse,  
Oberhornochs deiner Minderrasse,  
taugt fürwahr zum Strohbrandschürer fein.  
Führer, sprich: Wo ist dein Führerschein?»

Hierher gehören Hirtenbriefe der Bischöfe oder Protestpredigten, wie sie etwa Clemens August Galen, der Bischof von Münster, hielt. Hierher gehören die Mauerinschriften und Flugblattaktionen der «Weissen Rose» in München. Hierher gehören aber vor allem die illegalen Zeitungen, die in Millionenaufgabe in allen besetzten Ländern Europas erschienen, vom einfachen, auf Umdruckern hergestellten Handzettel bis zu mehrseitigen Blättern. Darunter befanden sich hervorragende Fälschungen bekannter Tageszeitungen, die man am Kiosk kaufen konnte und deren Innenseiten Nachrichten des Widerstandes enthielten. – Dem wahren Wort kommt in Zeiten totalitärer Herrschaft grosse Bedeutung zu, weil es das Regime demaskiert. Der Nationalsozialismus ist daher gegen Widerstandskämpfer, die sich dieses Mittels bedienten, sehr scharf vorgegangen. Die führenden Mitglieder der «Weissen Rose» zum Beispiel wurden nach ihrer Verhaftung 1943 alle hingerichtet.

Defensiver Widerstand: Widerstand mit dem Mittel der Verweigerung. Dazu zählten der Streik, die Niederlegung von Ämtern, aber auch die Emigration. Der defensive Widerstand konnte auch aktive Formen annehmen, wenn beispielsweise vom Regime Verfolgten Hilfe geleistet wurde. Das war der Fall bei den zahlreichen Fluchthilfeorganisationen, die Zehntausenden die Flucht aus Frankreich – über die spanische Grenze – oder etwa von Norwegen und Finnland nach Schweden ermöglichten. Defensiver Widerstand war es auch, wenn Befehle nicht weitergeleitet wurden, wie das von deutschen Offizieren an der Ostfront bekannt ist. An der Grenze zur Sabotage befand man sich, wenn Arbeiten für den Besetzer mangelhaft oder so ausgeführt wurden, dass sie unbrauchbar waren, so zum Beispiel, wenn französische Monteure in Flugzeugmotoren für die Deutschen Mängel einbauten, die zum Absturz der Maschinen führten. Defensiver Widerstand entzog dem Besetzer vor allem Menschen und ihre Arbeitskraft, und erschwerte ihm darum Wirtschaft und Verwaltung.

### Zum Beispiel Polen

Polens Vergangenheit und Geschichte hat seiner Résistance sowohl genützt als geschadet. Ohne Zweifel kam es dem Aufbau der Widerstandsbewegung zustatten, dass dieses Land, das so oft von fremden Mächten besetzt worden war, wie kein anderes eine Tradition der konspirativen Tätigkeit besass. Ebenso unzweifelhaft ist aber, dass der polnische Widerstand gelitten hat unter dem alten Parteienhader und namentlich auch unter dem Misstrauen, das weite Kreise gegenüber allen hegten, die einst dem autoritären Regime Marschall Pilsudskis gedient hatten.

Der Widerstand begann unverzüglich. Anfangs 1940 gab es im deutsch besetzten Teil schon 42, im russisch besetzten 70 Gruppen. Sie konzentrierten sich vor allem auf die Städte. Warschauer Bevölkerung stieg bis zum Januar 1940 von etwa 1,2 auf 1,5 Millionen; bei einem Teil dieser Zuzüger dürfte es sich um Leute gehandelt haben, die in der Unübersichtlichkeit der Grossstadt unterzutauchen suchten. Von Anfang an spielte General Tokarzewskis Gruppe «Dienst für den Sieg Polens» (SZP) eine besondere Rolle, als ihr Chef von General Juliusz Rommel, dem Verteidiger Warschauer, am Tag vor dessen Kapitulation mit der Führung des Widerstandes auf dem ganzen Gebiet der Republik betraut worden war. To-

karzewski wurde allerdings im März 1940, als er die Grenze zum sowjetisch besetzten Gebiet überschreiten wollte, um dort den Widerstand zu organisieren, verhaftet. Oberst Stefan Rowecki übernahm seine Nachfolge; zu seinem Stellvertreter ernannte er Oberst Tadeusz Komorowski. Das SZP wurde in sechs Regionen gegliedert, von denen zwei – Bialystok und Lemberg – im sowjetisch besetzten Teil lagen; jede Region umfasste zwei bis vier Wojewodschaften. Die kleinste Einheit war die Zelle, die fünf Mitglieder zählte. Mehrere Zellen bildeten eine Sektion, zwei bis fünf Sektionen einen Zug. Grössere Einheiten wurden nicht gebildet, um dem Gegner, falls er irgendwo ins Netz eindringen konnte, die Enttarnung zu erschweren. Neue Mitglieder wurden sorgfältig geprüft; man strebte vorerst keine Massenorganisation an. Dennoch zählte Rowecki schon nach einem Jahr als Mitglieder der eigenen oder unterstellter Gruppen 4'355 Offiziere, 15'981 Unteroffiziere und etwa 120'000 Soldaten, alles in allem also etwa 140'000 Mann.

### Partisanen-Eid

Der Eid der polnischen Widerstandsgruppe «Verband für bewaffneten Kampf» (ZWZ) lautete:  
«Vor Gott, dem Allmächtigen, vor der Jungfrau Maria, der Königin der polnischen Krone, lege ich meine Hand auf dieses heilige Kreuz, das Symbol von Martyrium und Erlösung, und ich schwöre, dass ich die Ehre Polens mit ganzer Kraft verteidigen werde, um Polen von der Sklaverei zu retten, dass ich mit Waffen in der Hand unter dem Einsatz meines Lebens kämpfen werde, und dass ich meinen Vorgesetzten gegenüber absolut gehorsam sein werde, und dass ich das Geheimnis wahren werde – um welchen Preis auch immer.»

Nach der Ablegung des Eides wurde das neue Mitglied vom Vorgesetzten durch folgende Formel in den Verband aufgenommen: «Ich nehme dich auf unter die Soldaten der Freiheit. Sieg wird deine Belohnung sein. Verrat wird mit dem Tode bestraft.»

Die Gruppe legte Waffenvorräte und Geldreserven an, und baute Verbindungen auf, wozu zwei Codesysteme geschaffen wurden. Spionagelinien brachten Meldungen auch ins Ausland, nach Ungarn und Rumänien, und von dort zur Exilregierung nach Frankreich und später nach England. Mit militärischen Aktionen wurde zugewartet, zunächst, weil man bis zum Fall Frankreichs im Sommer 1940 glaubte, Deutschland würde ohnehin bald zusammenbrechen; nach dem Juni 1940 betrachtete man sich als zu schwach für grössere Aktionen und befürchtete ausserdem Repressalien gegen die Zivilbevölkerung. Diese Befürchtung erwies sich bald als begründet; als die Gruppe im März 1941 in Warschau einen Schauspieler umbrachte, der mit den Deutschen kollaborierte, nahmen die Besetzer etwa 200 polnische Wissenschaftler und Künstler gefangen und füsilierten 21 von ihnen. Trotz aller Zurückhaltung sollen allein vom Januar bis August 1941 etwa 2'550 Anschläge auf Eisenbahnzüge und an die 5'000 Fälle von Fabriksabotage vorgekommen sein. Innert zweier Jahre verlor die Gruppe 1'830 Mann, davon 1'207 Offiziere.

Das SZP hatte auch sofort Kontakt mit der Exilregierung von Präsident Rackiewicz und Premierminister Sikorski in Paris aufgenommen. Anfangs Dezember 1939 wurde es der Exilregierung unterstellt und in «Verband für bewaffneten Kampf» (ZWZ) umbenannt; ab Februar 1942 hiess die offizielle Bezeichnung «Heimatarmee» (Armia Krajowa – AK). Obwohl sich Rowecki den Anordnungen von Paris fügte, entstanden bald schwere Spannungen. Einerseits waren die Befehle, die aus dem Exil kamen, oft wirklichkeitsfremd und schwer durchführbar. Andererseits machten die Parteienkämpfe, die zu Hause, aber auch innerhalb der Exilregierung selber stattfanden, der Gruppe zu schaffen. Selbst in dieser schweren Zeit der polnischen Geschichte hörten die Parteienkämpfe nicht auf, und trübe Intrigen erschweren jenen Mutigen, die nur dem Lande dienen wollten, die Arbeit. Nach Hitlers Angriff auf Russland entstanden neue, sowjetisch gesinnte Widerstandsgruppen, die das Land endgültig spalteten.

## Übriges Geschehen im Februar 1942

- 8. 2. Albert Speer wird Nachfolger von Fritz Todt als Reichsminister für Bewaffnung und Munition.
- 15. 2. Japan erobert Singapur.
- 17. 2. Vergebliche Gesuche Titos an die Komintern um Hilfe.
- 19. 2. In Riom beginnt der Prozess der Vichy-Regierung gegen die Verantwortlichen der Niederlage von 1940.

# Der zaubernde Dilettant

März 1942

## Albert Speer wird deutscher Rüstungsminister

Nach dem Zweiten Weltkrieg scheint das Wort des Griechen Heraklit, der Krieg sei der Vater von allem, nicht mehr akzeptabel. Vater sein bedeutet doch Ursprung sein, erschaffen, Neues zeugen; der Krieg aber brachte doch nur Schäden, Opfer und Verheerungen unglaublichen Ausmasses.

Doch drehen wir das Wort: Der Krieg lässt nichts aus; alles wird von ihm erfasst. Er ist der grosse Veränderer, dem nichts entgeht! Dem müssen wir wohl zustimmen. Wir sind uns zwar vielleicht gewohnt, in erster Linie die aussenpolitischen Resultate von Kriegen zu sehen: Die Grenzverschiebungen, das Hin- und Herzerren von Quadratkilometern und Seelen. Aber zumindest der moderne Krieg geht in seinen Wirkungen sehr viel weiter. Der Zweite Weltkrieg hat nicht nur neue Mächte geschaffen und neuen Staats- und Regierungsformen zum Aufstieg verholfen. Er hat auch die Gesellschaft völlig verändert. In Europa zum Beispiel setzte – mit Ausnahme Deutschlands und Italiens – nach Jahren der Abnahme wieder ein starkes Bevölkerungswachstum ein. Die Emanzipation der Frau, aber auch der Arbeiter, kam einen grossen Schritt voran; der Krieg hatte ihre Unentbehrlichkeit in Staat und Wirtschaft erwiesen. Die Massenproduktion von Kriegsgütern ging nach dem Krieg über in die Massenproduktion von Verbrauchsgütern. Dass der Krieg Wissenschaft und Technik gewaltig beschleunigt, ist eine bekannte Tatsache: Ohne Krieg kein moderner Flugverkehr, keine Raketentechnik, keine Weltraumfahrt, wohl auch kein Atomzeitalter. Der Krieg förderte die Medizin, namentlich die Chemotherapie. Neue Produkte, vor allem synthetische Formen wichtiger Rohstoffe, kamen auf. Sicher hat sich auch das menschliche Bewusstsein verändert. Nach Auschwitz und Hiroshima haben die Menschen sich und die Welt anders verstanden als zuvor. Ein Bereich ist vom Krieg in besonderem Masse betroffen worden, hat aber seinerseits auch den Krieg entschieden beeinflusst: Die Wirtschaft nämlich. Adam Smith hat schon vor 1800 einmal gesagt, dass in den neueren Kriegen « .. die grossen Kosten der Feuerwaffen derjenigen Nation, welche diese Kosten am besten bestreiten kann, einen unleugbaren Vorteil... » gäben. Das war durchaus nicht immer so, und wir Eidgenossen wissen sehr wohl, dass es Zeiten gab, wo die Unzivilisierten und wirtschaftlich Rückständigen grosse militärische Siege erringen konnten; wir brauchen nur an die Burgunderkriege zu denken. Aber der Zweite Weltkrieg war in grossem Masse ein Wirtschaftskrieg. Die grösseren Ressourcen, die höhere Zahl der Arbeitskräfte, die effizientere Organisation, die langfristige Planung und die erfolgreichere Forschung haben ihn ganz wesentlich mitentschieden.

## Wirtschaft und Blitzkrieg

Im Herbst 1939 nahm man in Frankreich und England allgemein an, Deutschlands Wirtschaft sei aufs Äusserste angespannt und stehe völlig im Dienst der Kriegsvorbereitungen. Diese Vermutung war völlig falsch. Deutschlands Wirtschaft war auf «Breitenrüstung», nicht auf «Tiefenrüstung» eingestellt. Wie Alan S. Milward – der hervorragende Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse im Zweiten Weltkrieg – schreibt, hatte Deutschland «... einen

hohen Rüstungsstand, dagegen ein geringes Rüstungspotential». Es hatte sich auf den Blitzkrieg eingestellt, und das hiess für die Wirtschaft, dass sie kurzfristig einen hohen Ausstoss an modernem Rüstungsmaterial zu produzieren hatte, aber keine grundsätzlichen Umstellungen oder langfristigen Neuplanungen vornahm. Einen langen Krieg durchzustehen wäre die deutsche Wirtschaft auch gar nicht fähig gewesen. Es fehlte ihr an Ressourcen, und ausserdem war Hitler, mit seiner Vorliebe für sprunghafte und intuitive Entscheide, nahezu unfähig, eine langfristige Wirtschaftsplanung durchzuhalten.

Vor allem musste er den totalen Einsatz der Wirtschaft vermeiden, weil er seinem Volk deren Opfer gar nicht zumuten durfte. So paradox es tönen mag: Was die englische Demokratie ihrem Volk auf erlegen konnte, nämlich Opfer und Entbehrungen in grossem Mass, das konnte sich die nationalsozialistische Diktatur gar nicht erlauben; ihre Herrschaftsbasis war zu schmal, und Hitlers Stellung hing – wie die aller Diktatoren – von kurzfristigen Erfolgen ab.

Der Blitzkrieg war für Deutschland daher nicht nur die militärisch, sondern auch die wirtschaftlich richtige, ja praktisch einzig mögliche Strategie. Sie erlaubte es Deutschland – wie Milward sagt – «... die Rolle einer Grossmacht zu spielen, die es nicht mehr war».

Die Fehleinschätzung der wirklichen Verhältnisse in der deutschen Wirtschaft durch das westliche Ausland hatte aber ihre Folgen. Deutschlands Stärke wurde anfänglich überschätzt, und dann ab Frühjahr 1942 unterschätzt. Die Alliierten waren äusserst irritiert, als die deutsche Rüstungsproduktion ab März 1942 – als Albert Speer Rüstungsminister wurde – noch einmal enorm in die Höhe schnellte, während man schon mit ihrem Kollaps gerechnet hatte.

## Deutsche Versäumnisse

In den ersten beiden Kriegsjahren aber – vom Herbst 1939 bis zum Frühjahr 1942 – stieg die deutsche Rüstungsproduktion kaum. Bei Kriegsbeginn besass Deutschland natürlich einen grossen Vorsprung, weil es früher mit der Aufrüstung begonnen hatte; aber schon im Herbst 1939 zog England mit dem deutschen Ausstoss an Panzern und Flugzeugen gleich. Noch vor dem Winter 1941/42 wurde die deutsche Rüstungsproduktion in Erwartung des baldigen Sieges über die Sowjetunion reduziert; als im Dezember 1941 die Offensiven der Roten Armee begannen, mussten die deutschen Truppen mit der geringsten Munitionsproduktion seit Kriegsbeginn auskommen. Eine auf lange Sicht angelegte Forschung und Entwicklungsstrategie fehlten.

Die Produktion an Konsumgütern ging nicht zurück; 1941 war zum Beispiel der Bierausstoss, aber auch die Produktion der gesamten Nahrungsmittelindustrie oder des Druckereigewerbes, höher als 1940. Eine Verlagerung der Arbeitskräfte in die Rüstungsindustrie fand nicht statt. Aus ideologischen Gründen war es im nationalsozialistischen Deutschland auch verpönt, die Frauen für die Arbeit in der Industrie herbeizuziehen. Während in England zum Beispiel 80 Prozent des Gesamtzuwachses an Arbeitskräften zwischen 1939 und 1943 Frauen waren, arbeiteten in Deutschland bei Kriegsende kaum mehr Frauen in den Fabriken als bei Kriegsbeginn. «Der Stamm arischer Frauen» – schreibt Milward – «musste vor Lebensgefahr und Verletzung geschützt werden ...»; sie wurden zum Gebären, nicht für die wirtschaftliche Produktion, gebraucht. Im September 1944 gab es in Deutschland immer noch 1,3 Millionen weibliche Hausangestellte, fast alle deutscher Herkunft. Nur einmal während des Krieges wurde versucht, sie durch den Import ukrainischer Mädchen für die Industrie freizustellen. Aber diese Ukrainerinnen, die übrigens blond sein mussten, verschwanden bald bei den führenden Nazigrössen.

## Deutschlands Wirtschaft im Blitzkrieg

Erzeugung von Verbrauchsgütern 1940 und 1941

Industriegruppe	Produktionswert in Mio. Mark	
	1940	1941
Glasindustrie	440	466
Keramische Industrie	361	383
Druckgewerbe	917	927
Nahrungsmittelindustrie	3203	3241
Brauerei und Mälzerei	1098	1183
Zuckerindustrie	444	482

Rüstungsproduktion vor und während des Russlandfeldzuges

Waffenart	Monat, in welchem 1941 das Produktions- maximum erreicht war	Abfall gegenüber Maximum im Dezember 1941
Leichte Infanteriewaffen	April	-38%
Schwere Infanteriewaffen	August	-49%
Heeresartillerie	April	-67%
Bordwaffen	August	-36%
Kampfwagenkanonen	Dezember	0%
Flakartillerie	November	-17%
Waffen insgesamt	Juli	-29%

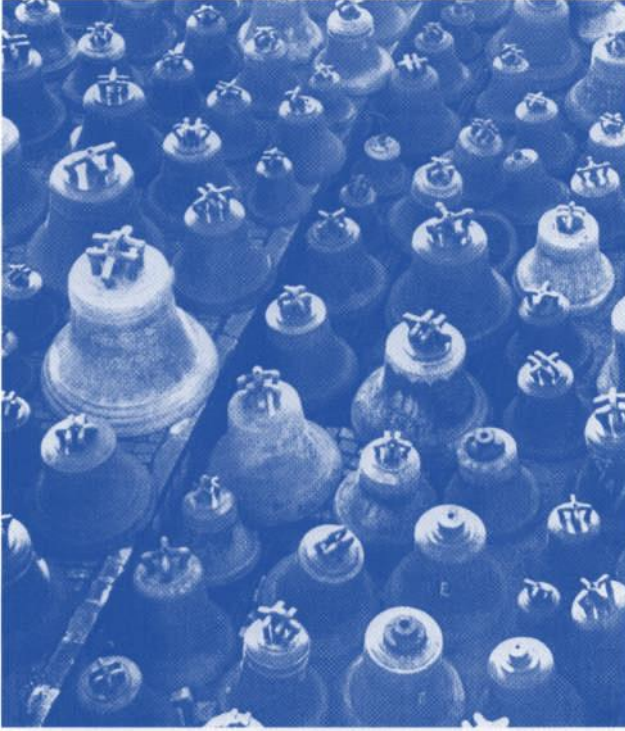
Während sich also Deutschland bereits im Krieg mit den wirtschaftlichen Supermächten befand, die seine Produktion um ein Vielfaches übertreffen konnten, lief seine Wirtschaft dahin, als ob nichts geschehen wäre. Robert Ley, der Führer der deutschen Arbeitsfront, prahlte, die Wirtschaft arbeite normal, und Wirtschaftsminister Funk verkündete, das wirtschaftliche Leben brauche nicht in dem Masse umgestellt zu werden, wie dies die Mobilmachungspläne vorgesehen hatten. Unterdessen geriet Deutschland in einen Rückstand, der nie mehr aufzuholen war.

## Speer kommt

Am 8. Februar 1942 kam Dr. Fritz Todt, der deutsche Minister für Bewaffnung und Munition, bei einem Flugzeugunfall ums Leben. Gleichentags ernannte Hitler Albert Speer zu dessen Nachfolger. Speer war damals 37 Jahre alt. Er war gelernter Architekt. Seit 1933 war er der von Hitler gehätschelte Künstler, der ihm seine megalomanen Bauten in Nürnberg und Berlin zu planen hatte. Zur Wirtschaft hatte Speer wenig Beziehungen. Hitler scheint in ihm nicht nur den Künstler bewundert zu haben, der er gerne selbst geworden wäre; Eindruck machte ihm auch das unglaubliche Tempo, mit dem Speer seine Aufträge auszuführen pflegte. Als Hitler ihn zum Nachfolger Dr. Todts ernannte, versuchte Speer abzulehnen mit der Begründung, er verstehe von der Wirtschaft nichts. Aber Hitler schnitt ihm das Wort ab und sagte: «Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, dass Sie es schaffen werden; ausserdem habe ich keinen anderen! Setzen Sie sich sofort mit dem Ministerium in Verbindung und fangen Sie an!»

Speer schreibt in seinen Erinnerungen, es habe ein unglaublicher Leichtsin in Hitlers spontaner Wahl gelegen. Er besetzte eines der wichtigsten Ministerien, von dem die Existenz Deutschlands abhing, nicht nur mit einem Laien, sondern mit einem Aussenseiter, der die Politik, die Partei und die Armee kaum kannte. Der neue Rüstungsminister hatte noch nie





*Glocken werden zu Kanonen.*

ein Gewehr in der Hand gehabt; er war nie Soldat gewesen. Aber Speer sagte sich schliesslich, dass Hitler offenbar mit Vorliebe unfachmännische Dilettanten zu seinen wichtigsten Mitarbeitern machte. Nachdem er einen Weinhändler zum Aussenminister und einen Kampfflieger zum Herrn über die gesamte Wirtschaft bestellt hatte: Warum sollte nicht auch ein Architekt Rüstungsminister werden können? Mit diesem Trost machte sich Speer an die Arbeit.

### **Steile Erfolge**

Diesmal hatte Hitler allerdings Glück gehabt. Speer war ohne Zweifel eine aussergewöhnliche Persönlichkeit, die sich im Dschungel der nationalsozialistischen Verwaltung über ein erstaunliches Orientierungs- und Durchsetzungsvermögen auswies. Milward nennt ihn «... die bemerkenswerteste und erfolgreichste Figur in der Wirtschaftsgeschichte des Krieges». Der Index der deutschen Rüstungsproduktion stieg vom Februar bis Juli 1942 von 100 auf 153; die Munitionsherstellung wurde in diesen 5 Monaten beinahe verdoppelt. Ein Jahr später stand der Rüstungsindex bei 229 und erreichte schliesslich den Höhepunkt im Juli 1944 mit 322 Punkten. Der Anteil der Rüstung an der gesamten Industrieproduktion stieg in diesem Zeitraum von 16 auf 40 Prozent. Wie war das alles möglich?

Speer selber meint in seinen Erinnerungen eher bescheiden, offensichtlich habe er «Reserven mobilisiert, die bis anhin brachgelegen hatten». Im Grunde genommen wandte er ein einfaches System an: Er schuf eine zentrale Planung und belies der Industrie weitgehende Selbstverwaltung. Ein kleines Gremium sorgte für die Zuteilung der Rohstoffe und die Festlegung der Prioritäten.

Speer selber legte diese in häufigen Gesprächen mit Hitler fest, wodurch er dessen Autorität von Anfang an in seine Weisungen einfließen liess. Für die Weiterverteilung der Rohstoffe und der Aufträge war die Industrie selber zuständig, die in den verschiedenen Zweigen zahlreiche Ausschüsse bildete. Speer führte dieses System der indirekten Selbstverantwortung auf Walter Rathenau zurück, der die deutsche Kriegswirtschaft im Ersten Weltkrieg organisiert hatte. Es war ein Versuch, in der nationalsozialistischen Diktatur Methoden einer demokratischen Wirtschaftsverwaltung anzuwenden. Er brachte – wie Speer sagte – «... den verantwortlichen Industrieführern solange Vertrauen entgegen, bis das Gegenteil bewiesen war: so wurde Initiative belohnt, Verantwortungsbewusstsein geweckt, Entscheidungsfreude hervorgerufen». Was es seit zehn Jahren – seit der nationalsozialistischen Machtergreifung – kaum mehr gegeben hatte, lebte nun wieder auf: Es gab wieder Diskussionen über Wege und Ziele, und Kritik an Mängeln und Fehlentscheidungen. Die Industrie sorgte auch dafür, dass in einem Betrieb möglichst nur noch ein Gegenstand, dafür aber in hoher Zahl, gefertigt wurde.

Einen guten Monat nach seiner Ernennung, am 21. März 1942, liess Speer von Hitler einen Erlass unterschreiben, der den Satz enthielt: «Den Notwendigkeiten der Rüstungswirtschaft haben sich die Belange der deutschen Gesamtwirtschaft unterzuordnen.» Damit wurde Speer praktisch zum Oberherrn über die gesamte deutsche Wirtschaft und zum zweiten Mann im Staat; die Umwandlung seines Ministeriums für «Bewaffnung und Munition» in das «Reichsministerium für Rüstung und Kriegsproduktion» war die konsequente Folge. Um die völlige Mobilisation der wirtschaftlichen Kräfte zu erreichen, versuchte Speer, wo immer möglich, den Zweischichtenbetrieb einzuführen.

Nötige Arbeitskräfte sollten durch eine Reduktion der militärischen Einberufungen und durch Import von Arbeitskräften aus den besetzten Gebieten beschafft werden. Der am 21. März 1942 von Hitler zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz ernannte Gauleiter Fritz Sauckel besorgte diese Rekrutierungen mit zum Teil sehr brutalen Methoden; die Zahl der in Deutschland beschäftigten ausländischen Arbeitskräfte stieg vom Mai 1942 bis zum Mai 1944 von 4,1 auf 7,1 Millionen. Durch diese Rekrutierungen wurde allerdings die Produktionskraft der besetzten Gebiete stark geschwächt, während die Partisanenbewegungen in diesen Ländern zunahmten; man hat auch berechnet, dass die so Ausgehobenen in Deutschland nur etwa 70 Prozent der Arbeitsleistung einheimischer Kräfte erbrachten.

Wenig Erfolg hatte Speer mit seinen Bemühungen, die Frauen zur Industriearbeit heranzuziehen, und auch sein Versuch, Luxus und Verschwendung im privaten Bereich abzubauen, verschaffte ihm nur die Feindschaft der Naziprominenz. Aber Speer setzte die Senkung der Konsumgüterproduktion durch. Verwaltung und Wirtschaft wurden durchgekämmt, um Leerlauf abzustellen. Bei einer derartigen Aktion stiess Speer 1944 in Leipzig auf einen Auftrag des Oberkommandos der Wehrmacht, dank dem immer noch grosse Mengen von Kartenmaterial und Sprachführern für Persien hergestellt wurden ...

## Aussichtslose Bemühungen

Speers Erfolge sind eindrücklich; aber es musste ihm auch klar werden, dass sich Deutschland in dem Augenblick, als es seine Blitzkriegsstrategie aufgegeben und sich wirtschaftlich auf einen langen Kampf mit dem Gegner eingelassen hatte – seit dem März 1942 also – in ein hoffnungsloses Unterfangen eingelassen hatte. Die Alliierten waren wirtschaftlich übermächtig. Während Mitte 1941 die Ausstösse noch etwa gleich hoch gelegen hatten, produzierten sie 1944 dreimal soviel Rüstungsmaterial wie Deutschland. In jeder Beziehung waren sie überlegen: An Rohstoffen, Arbeitskräften, Kapital und Technologie. Der Ausstoss

pro Arbeitsstunde war in den Vereinigten Staaten doppelt so hoch wie in Deutschland. Planungen über lange Zeiträume waren in Deutschland nicht möglich. Die Entwicklung der Atombombe wurde im Herbst 1942 auf gegeben, weil sie nicht vor 1947 hätte hergestellt werden können; es war Speer klar, dass Deutschland bis dahin die Rohstoffe längst ausgegangen sein mussten.

Lange hat man in Deutschland noch einen Vorteil in der qualitativen Überlegenheit der eigenen Produktion gesehen; aber als wegen Rohstoffmangels zusehends Ersatzstoffe verwendet werden mussten, war auch dieser Vorteil dahin. Als von 1943 an auch besetzte Territorien verloren gingen, sanken die Rohstoff- und Nahrungsmittelimporte; und während überall die Löhne der Arbeiter stiegen, gingen sie nun in Deutschland zurück. Damit hatte Hitler den Krieg nicht nur auf der militärischen und wirtschaftlichen, sondern auch auf der sozialen Ebene verloren.

### Übriges Geschehen im März 1942

- 3./4.3. Britische Flugzeuge richten schwere Zerstörungen an den Renault-Werken in Billancourt bei Paris an.
- 8.3. Abschluss der japanischen Eroberung Niederländisch-Indiens.
- 15.3. Hitler prophezeit die Vernichtung der Roten Armee für den Sommer 1942.
- 17.3. General Mac Arthur wird alliierter Oberbefehlshaber im Südwestpazifik.
- 21.3. Gauleiter Sauckel wird Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz in Deutschland.
- 28.3. Ein britischer Raid gegen die Docks von St. Nazaire scheitert.
- 28./29.3. Ein britischer Luftangriff zerstört grosse Teile der Innenstadt von Lübeck.

Im Winter 1941/42 hatte das Interesse der Weltöffentlichkeit vor allem dem Kriegsgeschehen an der russischen Front und im Pazifik gegolten. Im April 1942 wandte es sich aber plötzlich wieder Frankreich zu, wo sich seltsame Ereignisse abspielten.

Schon am 28. März hatten britische Truppen in Stärke von ein paar hundert Mann einen Raid auf die Werftanlagen von St-Nazaire an der Loiremündung durchgeführt. – Am 14. April wurde der Prozess im zentralfranzösischen Städtchen Riom, in dem vor dem Obersten Gerichtshof die früheren Regierungschefs Daladier und Léon Blum sowie General Gamelin als ehemaliger Oberkommandierender zu erscheinen hatten, auf unbestimmte Zeit vertagt. Die Anklage, die auf mangelnde Kriegsvorbereitung lautete, hatte Hitler derart erbost, dass sich die französische Regierung in Vichy eine Fortführung des Prozesses nicht leisten konnte. – Am 17. April glückte General Giraud, der schon im Ersten Weltkrieg aus deutscher Gefangenschaft entkommen war, die Flucht aus der sächsischen Bergfestung Königstein und die Rückkehr in den unbesetzten Teil Frankreichs, wo er am 28. April mit Staatschef Pétain zusammentraf. – Am 18. April schliesslich verbreitete sich die Nachricht, dass Pierre Laval wieder französischer Ministerpräsident geworden sei. Laval hatte dieses Amt schon nach der Niederlage Frankreichs ausgeübt, war aber bei Pétain in Ungnade gefallen und im Dezember 1940 entlassen worden. Nun kehrte er an die Macht zurück und wurde nicht nur Regierungschef, sondern auch Aussen-, Innen- und Informationsminister. Seine Rückkehr bewirkte in Frankreich einen sprunghaften Anstieg der Attentate; im folgenden Monat fielen ihnen 43 Deutsche zum Opfer, wofür die Besetzer 121 Geiseln erschossen liessen.

Obwohl Laval als die Verkörperung der Kollaboration – der Zusammenarbeit mit Deutschland – galt, bedeutete seine Rückkehr an die Macht das Ende der Kollaboration. An deren Stelle trat von nun an offen und sichtbar das deutsche Diktat.

## Hitler und Frankreich

Hitler kannte Frankreich sowenig wie andere fremde Länder. Er war nie dort gewesen ausser im Krieg, und dort hatte er nur die Schützengräben der Picardie und der Champagne kennengelernt. Sein Bild von diesem Land war durch den Krieg geprägt. Frankreich – das war für ihn der ewige Rivale, der Sieger von Versailles, die Macht, neben der Deutschland nicht gross werden konnte. Seinen Lebensraum musste sich Deutschland zwar im Osten erkämpfen; aber Frankreich bedrohte es dabei im Rücken. Im letzten Kapitel von «Mein Kampf» schrieb Hitler, Deutschland sehe in der Vernichtung Frankreichs nur ein Mittel, «... um danach unserem Volke endlich an anderer Stelle die mögliche Ausdehnung geben zu können». Und in Hitlers zweitem, nicht veröffentlichten Buch von 1928: «Deutschlands Todfeind für jede weitere Entwicklung, ja selbst für die blosser Erhaltung der Einheit des Reichs, ist Frankreich.»

Wenn er dieses Frankreich nach dem Sieg von 1940 nicht zertrümmerte, dann nur, weil er es im Kampf gegen England noch brauchte. Er wollte nicht, dass die französische Regierung mitsamt der Flotte zum Gegner überliefe und diesem die Festsetzung in den französischen

Kolonien ermöglichte. Hitlers Milde war taktisch bedingt. An einen Frieden hat er nie gedacht; der unbegrenzte Waffenstillstand war Zeichen dafür, dass Frankreich weiterhin als Feind betrachtet wurde.

Kollaboration hiess für Hitler, Frankreich vor den eigenen Wagen zu spannen. In seiner Weisung vom 12. November 1940 sagte er: «Das Ziel meiner Politik gegenüber Frankreich ist, mit diesem Land in einer für die zukünftige Kriegsführung gegen England möglichst wirkungsvollen Weise zusammenzuarbeiten... Vordringliche Aufgabe der Franzosen ist die defensive und offensive Sicherung ihrer afrikanischen Besitzungen (West- und Äquatorial-Afrika) gegen England und die De-Gaule-Bewegung.» Frankreich hatte also die Hintertür Europas – vor allem das Mittelmeer – zu hüten. Später, als sich der deutsche Angriff in der Sowjetunion festgefahren hatte, wurde es immer mehr zur Werkstätte des deutschen Heeres und zum Lieferanten von Arbeitskräften und Rüstungsgütern.

Das war es, was Hitler unter Zusammenarbeit verstand. Frankreich hatte zu leisten, was von ihm gefordert wurde; wenn es sich weigerte, wurde es dazu gezwungen. Diese Zusammenarbeit kannte keine Partnerschaft; das haben viele französische Kollaborateure – auch Pierre Laval – nicht erkannt.

### Frankreich in Hitlers Reich

Am 25. Juni 1940 war der Waffenstillstand in Kraft getreten. Die nördlichen drei Fünftel des Landes wurden von Deutschland besetzt. Im unbesetzten Teil richtete sich die Regierung Pétain in den Hotels der Bäderstadt Vichy ein. Auch im besetzten Teil blieb die französische Verwaltung bestehen, doch wurde sie der deutschen Militärverwaltung unterstellt. Das Land war – wie Eberhard Jäckel in seiner Darstellung von «Frankreich in Hitlers Europa» schreibt – eine Domäne des deutschen Heeres geworden. «Die Farbe, die das Bild bestimmte, war nicht das Braun der Parteifunktionäre, sondern das Grau der Armee...»

Deutschland hatte nicht nur den grösseren Teil Frankreichs, sondern auch annähernd zwei Millionen französischer Kriegsgefangener als Faustpfand in seiner Hand zurückbehalten. Die beiden nordfranzösischen Departements Nord und Pas-de-Calais sowie Elsass und Lothringen wurden bald einmal von Deutschland annektiert, dem Reich angeschlossen und germanisiert. Aus Lothringen wurden 100'000 französisch Gesinnte in den unbesetzten Teil Frankreichs ausgewiesen. Den Elsässern wurde – bei 150 Mark Busse! – sogar das Tragen der Baskenmütze verboten.

Zur Deckung seiner Kriegskosten verlangte Deutschland von Frankreich täglich die Ablieferung von 20 Millionen Reichsmark. Dieser Betrag entsprach – bei dem von den Deutschen vorgeschriebenen ungünstigen Wechselkurs – 400 Millionen Francs. Die Franzosen errechneten, dass man – unter der Annahme, ein Soldat koste täglich 22 Francs – mit diesem Betrag eine Besatzungsarmee von 18 Millionen Mann unterhalten konnte!

Aber Deutschland ging es gar nicht um einen Beitrag an die Besatzungskosten; es wollte den Krieg überhaupt soweit als möglich aus dem unterworfenen Land finanzieren. Der geforderte Betrag machte etwa einen Fünftel der täglichen deutschen Kriegskosten aus. Alle französischen Proteste nützten nichts. Die Bank von Frankreich musste dem französischen Staat am 25. August 1940 erstmals einen Vorschuss von 50 Milliarden Francs gewähren, ein Vorgang, der sich bis Kriegsende noch 23 mal wiederholte.

Nach den Vorstellungen des deutschen Botschafters in Paris sollte die französische Schwerindustrie beschränkt und Frankreich systematisch geschwächt werden. Dem Land sollte in erster Linie die «Landwirtschaft, der Weinbau sowie die Luxus- und Modeindustrie» verbleiben. Das veranlasste einen Franzosen zur sarkastischen Feststellung, Frankreich habe in Hitlers Reich die Rolle eines Gemüsegartens und Lunaparks zu spielen.

## «Attentisme» und «Collaboration»

Nach Eberhard Jäckel gab es in Vichy drei verschiedene Haltungen gegenüber Deutschland. Die erste verkörperte General Weygand, der einstige Oberkommandierende des französischen Heeres, der jetzt Generaldelegierter der französischen Regierung in den afrikanischen Kolonien war. Nach Weygands Meinung sollte Frankreich die Waffenstillstandsbestimmungen genau einhalten, sich aber allen zusätzlichen deutschen Forderungen widersetzen. Weygand war nicht überzeugt, dass Deutschland den Krieg schon gewonnen habe; deshalb sollte Frankreich sich den Weg an die Seite der Alliierten offenhalten. Seine Meinung scheint auch die von Aussenminister Paul Baudoin gewesen zu sein; aber ihre Ansichten drangen in Vichy nicht durch. Baudoin demissionierte schon im Oktober 1940, und Weygand wurde ein Jahr später in Pension geschickt.

Die zweite Haltung verkörperte Staatschef Philippe Pétain selber. Er war überzeugt, dass Frankreich den Krieg verloren hatte; aber er hoffte, dass es sich aus dieser Niederlage unter einer autoritären Regierung eines Tages wieder erheben werde, wie es Deutschland unter Hitler gelungen war. Ohne Zweifel wünschte Pétain die Niederlage Deutschlands; aber in der jetzigen katastrophalen Lage ging es ihm vor allem darum, den 40 Millionen Franzosen das Weiterleben zu ermöglichen. Seine Nah- und Fernziele glaubte er durch eine konsequente Neutralitätspolitik erreichen zu können. Pétain verhandelte mit den Deutschen und den Engländern, aber er war nicht bereit, mit den Deutschen Frieden zu schliessen oder den Engländern den Krieg zu erklären. Er hütete sich, einen Schritt zu viel zu tun oder sich irgendwie zu binden. Seine Haltung war die der Passivität, des Hinhaltens und Abwartens, des «attentisme». Diese Haltung entsprach völlig dem persönlichen Stil des nun 86jährigen Marschalls, von dem General de Gaulle sagte, er sei schon 1925 gestorben. Unnahbar und distanziert, kühl und unbewegt, würdig und schweigsam stand er dem Geschehen gegenüber, und selbst seine engsten Mitarbeiter wussten nicht genau, was er eigentlich im Sinne führte. Die dritte Haltung war jene Pierre Laval. Im politischen Denken dieses Mannes, der schon 14 mal Minister und vier mal Regierungschef gewesen war, der ganz links als pazifistischer Sozialist begonnen hatte und schliesslich bei der Rechten gelandet war, – im Denken Laval gab es wenig Konstanten. Eine war seine Abneigung gegen England, die er mit seinem vorübergehenden Nachfolger, dem Admiral Darlan, teilte. Dieser hatte als Mann der französischen Marine ohnehin eine Art Trafalgar-Komplex. Laval war überzeugt, dass England den Krieg verloren hatte und Deutschland die Zukunft gehörte. Das Beste für Frankreich zu wollen, das hiess für Laval, ihm einen – wenn auch untergeordneten – Platz in Hitlers neuem Europa zu sichern und zu verhindern, dass England sich mit Deutschland arrangierte. Daher musste Frankreich seine Fronten wechseln und mit Deutschland zu einer Verständigung zu gelangen suchen. In völligem Gegensatz zu Pétains Politik des Abwartens wurde Laval nicht müde, zu finassieren und zu lavieren, um an Deutschland heranzukommen. Mit immer neuen Erkenntlichkeiten suchte er, den Sieger für Frankreich günstig zu stimmen. Er warb um die Gunst Deutschlands wie einer, der einer grausamen Schönen nachrennt, die ihre Abneigung längst zum Ausdruck gebracht hat. Laval, der immer schlecht Gekleidete, der Taktlose, von dem es hiess, er habe den Zorn Pétains erregt, weil er ihm ständig den Rauch seiner Zigaretten ins Gesicht blies: Dieser Mann bewies auch in der Politik wenig Geschmack. Seine würdelosen Anbiederungsversuche haben dem Ansehen der französischen Regierung nicht nur beim eigenen Volk, sondern auch im Ausland schwer geschadet und – wie die Ereignisse vom April 1942 an zeigten – nicht das Geringste genützt.





*Ministerpräsident Pierre Laval, einsam in mitten von Deutschen.*

### Leben im grauen Frankreich

Das Leben in Frankreich wurde im ersten Jahr nach Abschluss des Waffenstillstands vor allem von den direkten Kriegsfolgen geprägt. Etwa sieben bis acht Millionen Franzosen – ein Fünftel der Bevölkerung – befanden sich auf der Flucht; nur ein Teil von ihnen konnte später wieder in die angestammten Wohnorte zurückkehren. Die über tausend Kilometer lange Demarkationslinie, die das besetzte vom unbesetzten Frankreich trennte, lähmte den wirtschaftlichen Verkehr. Erst im Mai 1941 wurde der Waren- und Zahlungsverkehr über diese Linie hinaus wieder freigegeben, und die Franzosen durften sich wenigstens wieder Postkarten schreiben.

Da Deutschland einen grossen Teil der französischen Rohstoffe für sich beanspruchte, kam es vorübergehend zu Arbeitslosigkeit. 1943 gingen beispielsweise drei Viertel der französischen Eisenerzproduktion, über die Hälfte der Bauxit- und 15 Prozent der Kohlenproduktion nach Deutschland. Auch die Lieferungen von landwirtschaftlichen Erzeugnissen stiegen enorm, da sich Hitlers Traum, die Sowjetunion als Nahrungsmittelkammer erobern zu können, nur teilweise erfüllte. 1942 lieferte Frankreich 341'700 Tonnen Weizen an Deutschland, weit mehr als die Sowjetunion und alle südosteuropäischen Länder zusammen. Unter diesen Exporten litt die Eigenversorgung. Während in Deutschland 1941 die wöchentliche Fleischration 500 und die Fettration 270 Gramm betragen, gingen sie in Frankreich auf 360 und 100 Gramm, 1943 sogar auf 120 Gramm Fleisch und 70 Gramm Fett zurück. Die Zahlen von 1941 bedeuteten gegenüber dem Vorkriegsverbrauch einen Rückgang von etwa 50 Prozent. 1942 war der Wert der französischen Verbraucherration auf 1'115 Kalorien abgesunken, während er in Deutschland bei 1'750, in den Niederlanden bei 1'825, in Belgien bei 1'365 und in Norwegen bei 1'385 Kalorien lag. Hunger verbreitete sich im einst so reichen Frankreich.

Als Pierre Laval im April 1942 an die Regierung zurückkehrte, begann – wie Eberhard Jäckel schreibt – für das besetzte Frankreich eine neue Phase. Die deutsche Regierung erwartete nun keine Zusammenarbeit mehr, «... sondern nur noch Lieferungen, und zwar Lieferungen nicht nur wie bisher von Lebensmitteln, Rohstoffen und Industrieprodukten, sondern in diesem Jahr 1942 erstmals auch Lieferungen von Menschen, einerseits von Arbeitern, andererseits von Juden».

Seit dem Waffenstillstand wurde eine Million französischer Kriegsgefangener in der deutschen Wirtschaft eingesetzt. In Frankreich selber arbeiteten etwa 850'000 Franzosen für Deutschland, sei es beim Bau von Befestigungsanlagen oder in der Rüstungsindustrie. Ab März 1942 lief Sauckels Beschaffungsprogramm von Arbeitskräften aus den besetzten Gebieten an. In Frankreich wurden bis Ende des Jahres 240'000 zusätzliche Arbeitskräfte – meist Facharbeiter – rekrutiert und nach Deutschland verbracht. Als Sauckel im folgenden Jahr weitere 250'000 forderte, mussten sie zwangsverpflichtet werden, da es keine Freiwilligen mehr gab. Schliesslich versiegte der Arbeitsmarkt völlig. Als Sauckel ab September 1943 monatlich 100'000 weitere Arbeitskräfte forderte, konnten selbst mit den brutalsten Methoden nur noch 5'000 beigebracht werden. Frankreich hat durch diesen Fremdeinsatz von Arbeitskräften insgesamt einen Verlust von neun bis zehn Millionen Arbeitsjahren erlitten.

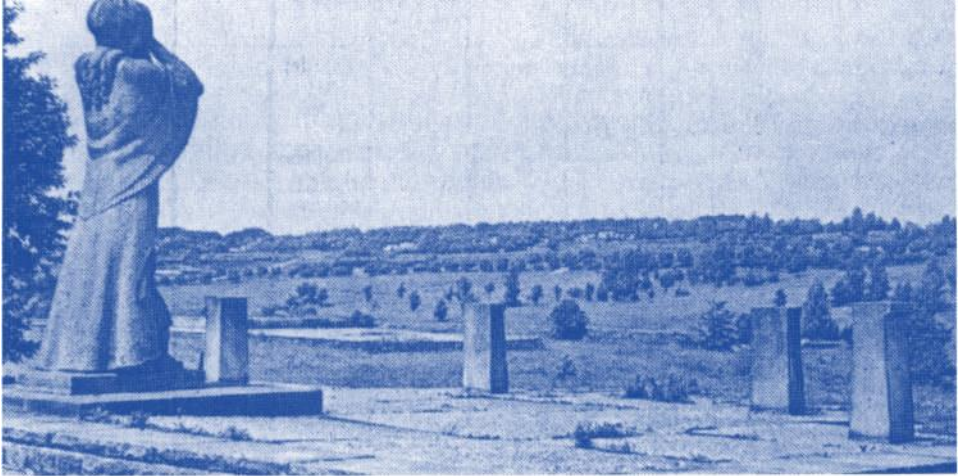
Diese Vorgänge bewirkten nicht nur einen Anstieg der Franzosen, die für Deutschland, sondern auch jener, die für die Résistance arbeiteten. Im Herbst 1941 kam es zu einer ersten Welle von Attentaten. Die deutsche Militärverwaltung antwortete sofort mit Geislerschiesungen. Als die Serie der Anschläge auf Angehörige der deutschen Wehrmacht und Militärverwaltung nicht aufhörte, erliess Feldmarschall Keitel an die Behörden aller besetzten Gebiete am 16. September 1941 den Befehl, «... dass überall mit den schärfsten Mitteln einzugreifen sei, um die Bewegung in kürzester Zeit niederzuschlagen». Als Sühne für ein deutsches Soldatenleben müsse «... im Allgemeinen die Todesstrafe für 50 bis 100 Kommunisten als angemessen gelten». Die französischen Behörden hatten zuhanden der deutschen Militärverwaltung Geisel-Listen aufzustellen, die in jedem Bezirk 150 und in Paris 300 bis 400 Namen zu umfassen hatten. Im Dezember 1941 wurden nach einer Serie von Anschlägen in Paris 95 Geiseln erschossen, und die dortigen Juden hatten eine Geldstrafe von einer Milliarde Francs zu bezahlen. Ausserdem wurden tausend Juden in Haft gesetzt und im März 1942 nach Auschwitz gebracht.

Frankreich war nun ganz in den Kreis der nationalsozialistischen Niederträchtigkeit einbezogen, und seine Regierung war sogar noch zum Komplizen des Terrors geworden.

## Übriges Geschehen im April 1942

- 5.4. Durch japanische Angriffe gehen der britische Flugzeugträger «Hermes» und die schweren Kreuzer «Cornwall» und «Dorsetshire» verloren.
- Ab 2.4. Heftige Luftangriffe der Achsenmächte auf Malta (bis 10. 5.).
- 8.4. Die Verluste der deutschen Luftwaffe an der Ostfront seit dem 22. 6. 1941 betragen 2951 Flugzeuge.
- 18.4. Angriff von 16 amerikanischen Bombern vom Flugzeugträger «Hörnet» aus auf Tokio.

## Lidice



Mai 1942

Das Bild ist schwer zu vergessen.

Nach der Fahrt über sommerliches Land, durch böhmische Dörfer und über schmale Strassen, die kaum einmal geradeaus gehen, schliesslich die Ankunft an jener Stelle, wo einmal Lidice war. Vor dem gewitterschwarzen Abendhimmel steht hoch das schlanke Kreuz mit der Dornenkrone. Ein paar Steinplatten auf dem Boden zeigen an, wo früher die Schule stand. Daneben eine Figur: Eine Mutter, die Hände vor die Augen geschlagen, ein Kind, das sich an sie flüchtet. Das Gelände wirkt trostlos und leer; das Wissen um das, was hier geschah, macht es einem schwer, in diese Öde hineinzugehen. Dort, wo einmal die 95 Häuser des Dorfes gewesen waren, dehnt sich ein weites Rosenfeld. Weiter oben liegt das neue Lidice.

Das alte Dorf ist in der Nacht auf den 10. Juni 1942 ausgelöscht worden. Zwei Wochen zuvor, am 27. Mai, hatten unbekannte Täter den stellvertretenden Reichsprotektor für Böhmen und Mähren, Reinhard Heydrich, bei einem Attentat in Prag schwer verletzt; eine Woche später starb er. Am 9. Juni – wenige Stunden nach der bombastischen Beisetzung Heydrichs in Berlin – wurde dem Befehlshaber der deutschen Sicherheitspolizei in Prag telefonisch mitgeteilt, «... dass aufgrund einer Führerbesprechung die Ortschaft Lidice folgendermassen noch am gleichen Tag zu behandeln ist:

1. alle männlichen Erwachsenen sind zu erschiessen;
2. alle Frauen sind in ein Konzentrationslager zu überstellen;
3. die Kinder sind zu sammeln und, soweit eindeutschungsfähig, an SS-Familien ins Reich zu geben. Der Rest wird einer anderen Erziehung zugeführt;
4. die Ortschaft ist niederzubrennen und dem Erdboden gleichzumachen ...»

Der Befehl wurde sofort ausgeführt. Noch am Abend wurde das vor allem von Bergleuten bewohnte Dorf umstellt. 198 Frauen und 98 Kinder wurden ab transportiert. 173 Männer wurden zusammengetrieben und von einem Exekutionskommando in Zugsstärke erschossen. Elf Männer, die in der Nacht von der Arbeit zurückkehrten, wurden ebenfalls erschossen, dazu 15 Angehörige zweier Familien, die schon am 4. Juni verhaftet worden waren. Das Dorf wurde noch in derselben Nacht angezündet und durch den Reichsarbeitsdienst in monatelanger Arbeit dem Erdboden gleichgemacht. Die Frauen kamen ins Konzentrationslager Ravensbrück, von wo nach dem Krieg noch 143 zurückkehrten. Von den Kindern konnten nach Kriegsende noch 16 auf gefunden werden.

Warum Lidice dieses furchtbare Schicksal traf, wird man nie erfahren können. Die Behauptung der SS, Heydrichs Attentäter hätten von Dorfbewohnern Unterstützung erhalten, ist nie bewiesen worden.

## Reinhard Heydrich

Wie es mit einem Leben herauskommt, bleibt immer ein Geheimnis. Wir mögen zwar im Nachhinein feststellen, wegen Vererbung und frühem Verhalten habe es nur so und nicht anders herauskommen können; aber das stimmt in der Regel nicht, und die meisten Leben hätten auch andere Wendungen nehmen können. Heydrich hätte – so scheint es – ebensogut ein tüchtiger Offizier, ein raffinierter Unternehmer, ein harter Sportmanager oder ein perfekter Musiker werden können; denn zu all dem hatte er Talent. Stattdessen wurde er ein Technokrat der Vernichtung und ein Schreibtischmörder, der Zehntausende in die Vernichtung schickte. Bis weit in die Jahre dieses früh aus dem Leben Geholten – Heydrich starb 38jährig – deutet nichts auf seine spätere Lebensrolle hin. Aus seiner Jugend kann man nicht viel mehr herauslesen, als dass er hoch hinauswollte und zum Sonderling neigte. Seine Mitschüler scheinen ihn wegen seiner schwächlichen Konstitution, die er allerdings durch harte sportliche Übungen allmählich überwand, geneckt zu haben. Offenbar verspotteten sie ihn seiner nicht ganz klaren Abstammung wegen auch als Jude. Den Mitkadet-



*Heydrich (rechts) mit Himmler: Der «junge, böse Todesgott».*

ten fiel er 1922, als er in die Kriegsmarine eintrat, auf, weil er mit seiner Violine einrückte. Wegen seiner Kunstbeflissenheit und seiner hohen Stimme nannten sie ihn «Himmelsziege».

Aber es ging aufwärts mit Reinhard Heydrich. 1926 wurde er Leutnant zur See und Nachrichtenoffizier, zwei Jahre später Oberleutnant. Heydrich hatte seine Füße auf die ersten Stufen jener Treppe der militärischen Hierarchie gesetzt, auf der er ein Leben lang hätte emporsteigen können.

Aber es kam anders. Drei Jahre später wurde er wegen einer Mädchengeschichte vor den Ehrenrat der Marine zitiert, dem er seine Indifferenz gegenüber dem geltenden Ehrenkodex derart arrogant zum Ausdruck brachte, dass er unverzüglich entlassen wurde. Der Traum vom Aufstieg war aus. Mitten in der Wirtschaftskrise stand er, wie Hunderttausende anderer auch, auf der Strasse, mit ungestilltem Ehrgeiz, ein Mann ohne Zukunft. Da tat sich ihm ein neues Tor auf. Bekannte stellten eine Verbindung zum Reichsführer SS Heinrich Himmler her, der gerade daran war, einen Nachrichtendienst für die SS aufzubauen. Im Nachrichtenoffizier Heydrich glaubte er den passenden Mann für dessen Leitung gefunden zu haben; den Unterschied zwischen einem Offizier des Nachrichtendienstes, der es mit Spionage und Abwehr zu tun hat, und einem für das Fernmeldewesen zuständigen Nachrichtenoffizier erkannte Himmler nicht. Aber Heydrich packte seine Chance. Mit fanatischem Eifer arbeitete er sich in die neue Aufgabe ein, und in der stümperhaften Umgebung der frühen SS wurde er mit seiner Verstandesschärfe und Tatkraft zu einer Leuchte, die bald in weiteren Kreisen wahrgenommen wurde.

## Der Verfügungling

Statt die militärische stieg Heydrich nun die Parteihierarchie hinauf, mit dem Unterschied, dass es hier noch schneller ging. Die Partei selber, ihre Ideologie und ihre Leute, interessierten ihn wenig, ihr proletarischer Anstrich missfiel ihm, und noch 1932 scheint er daran gedacht zu haben, wieder auszusteigen. Aber die Partei trug ihn hinauf und verschaffte ihm Einfluss und Macht, und darum blieb er. Leidenschaftslos und diszipliniert, eifrig und nur auf Effizienz bedacht, wissenschaftlich und kühl, ging er an seine Arbeit heran: Die Gegner der Partei – die Kirche, die anderen Parteien, die Juden – aufzuspüren, zu erfassen und schliesslich zu vernichten. Die kalte, metallische Arroganz Heydrichs ist oft beschrieben worden. Hitler pries ihn als den «Mann mit dem eisernen Herzen», und dem Schweizer Historiker Carl Jakob Burckhardt, der ihm 1935 begegnete, erschien er als «junger böser Todesgott».

Für Heydrich gab es keine Normen, die ihm auf seinem Weg zum Massenmörder hätten Einhalt gebieten oder ihn zurückrufen können. Kirche und Glaube liessen ihn kalt, die Gesetze der Moral erschienen ihm fade, und über gesellschaftliche Konventionen setzte er sich hinweg. Er war ein Heide, einer, der an nichts – auch nicht an Überlieferung und geschichtliches Erbe – gebunden war, in einem gewissen Sinn der Prototyp des modernen Verfügunglings, der in nichts wurzelt, der sich allem anpasst und sich überall verwenden lässt. Er war – wie Günther Deschner ihn in seiner, zum Teil allerdings fragwürdigen, Biographie bezeichnet, «... ein Technokrat par Excellence. Er entwickelte eine jener Rollen, die unsere Zeit für uns parat hat, zu aussergewöhnlicher Perfektion. Er war das fleischgewordene, wertfreie Leistungsprinzip.»

Mit dem Aufbau des Sicherheitsdienstes – der Nachrichtenstelle der SS – hatte Heydrich 1931 begonnen. Zehn Jahre später teilte er sich mit Himmler in die Verfügungsgewalt über



die gesamte Polizei, die Geheime Staatspolizei und die Kriminalpolizei inbegriffen. Seit dem Ausbruch des Krieges folgten seine Einsatzgruppen dem vorrückenden Heer auch ins Ausland, wo sie – namentlich in Polen und in der Sowjetunion – mit den Massennorden an den politischen Gegnern begannen. Es war konsequent, wenn Göring den Sicherheitsdienst Heydrichs im Sommer 1941 auch mit der Endlösung der Judenfrage betraute.

## Heydrich und die Tschechen

Am 27. September 1941 traf Heydrich als neuer stellvertretender Reichsprotektor für Böhmen und Mähren in Prag ein, wo er den bisherigen Protektor, Freiherr Konstantin von Neurath, ablöste. Die Lage in der Tschechei wurde damals in Hitlers Umgebung als ernst betrachtet. Unter dem eher milden Regiment Neuraths hatte sich der tschechische Widerstand formiert. Die Streiks häuften sich, es kam im Sommer 1941 wiederholt zu Sabotageakten und Anschlägen, und die Produktion in den für das Reich so wichtigen Rüstungsbetrieben ging wegen Langsamarbeit um beinahe 20 Prozent zurück. Für den Spätherbst 1941 zirkulierten Generalstreiks- und Aufstandsparolen, und im September wurde die deutschgelenkte Protektoratspresse eine Woche lang weitgehend boykottiert. Es scheint, dass Heydrich diese schwierige Aufgabe, die es ihm auch ermöglichte, aus dem Schatten des ihm unterlegenen Himmler herauszutreten, gelockt hat, und er hatte auch eine Formel zur Hand, wie er sie lösen wollte. Sie hiess: «Weniger reizen und zugleich weniger dulden.» Durch Terror wollte er den Widerstand brechen und den nationalistischen Gruppen, aber auch den Repräsentanten des tschechischen Volkes, klarmachen, dass hier das Deutsche Reich befahl. Andererseits sollten die Arbeiter durch soziale Zugeständnisse gewonnen und zu höheren Leistungen angespornt werden. Auf lange Sicht aber hatte sich die Politik – wie Heydrich das formulierte – an der Parole zu orientieren, «... dass der Tscheche in diesem Raum letzten Endes nichts mehr verloren hat.» Noch am Tage seiner Ankunft in Prag verhängte Heydrich den Ausnahmezustand über weite Teile des Landes. Ministerpräsident General Elias wurde verhaftet und als Hochverräter vor Gericht gestellt. In den nächsten beiden Monaten fällten die Standgerichte 404 Todesurteile, und etwa 4'000 bis 5'000 Tschechen wurden verhaftet. Die nationalen Widerstandsgruppen – von der Gestapo vorher zum Teil schon infiltriert – wurden weitgehend vernichtet, während die kommunistische Widerstandsbewegung, wie Detlef Brandes in seinem gründlichen Werk über die Tschechei unter dem deutschen Protektorat berichtet, weniger betroffen wurde. Durch propagandistische Massnahmen, wie die Hinrichtung von Schiebern und Schwarzhändlern, die Erhöhung der Fettration und der Sozialrenten und die Verteilung von Billetten für Theater und Fussballspiele an die Arbeiter gelang es Heydrich, einen Teil derselben zu gewinnen, und die Stimmung besserte sich. Aber langfristig konnte diese Politik nicht Erfolg haben, denn sie basierte auf einer groben Täuschung des tschechischen Volkes. Wie Heydrich im November 1941 an Bormann schrieb: «Die klare Linie aller Massnahmen ist, den Anschein der Autonomie zu erhalten und gleichzeitig diese Autonomie von innen zu liquidieren ...» Schon bald begann Heydrich auch mit seinen abstrusen Rassenuntersuchungen. Im März 1942 wurden Kennkarten eingeführt, die unter anderem auch Fragen nach rassischen Merkmalen enthielten und mit denen Heydrich hoffte, «... die Gesamtbevölkerung einmal völkisch und rassisch» abtasten zu können. Gleichzeitig fuhren Röntgenzüge durch das Land, die unter dem Vorwand der Tuberkulosebekämpfung an Schulkindern Rassenuntersuchungen durchführten. Auf diese Weise hoffte Heydrich herauszubringen, «... was von diesen Menschen in diesem Raum eindeutschbar ist...» und was nicht. Wie dann weiter zu verfahren sei, sagte Heydrich am 4.



Februar 1942: «Die Eindeutschbaren würde man dann möglichst geschickt im Reich in Arbeit vermitteln, dass sie überhaupt nicht erst zurückkommen. Die nicht Eindeutschbaren wird man vielleicht bei der weiteren Erschliessung des Eismeer-Raumes – wo die Konzentrationslager zukünftig ideales Heimatland der 11 Millionen Juden aus Europa sein werden... – unter einem positiven Vorzeichen einer produktiven Aufgabe als Aufseher, Vorarbeiter usw. einsetzen mit der Chance, auch ihre Familien nachzuziehen.» Dazu kam es dann allerdings nicht; immerhin stieg von 1941 bis 1942 die Zahl der ins Reich vermittelten tschechischen Arbeitskräfte von etwa 46'000 auf 135'000.

### Reinhard Heydrich über die Tschechen

In der Antrittsrede vom 2. Oktober 1941 vor den Funktionären der deutschen Protektoratsverwaltung führte Heydrich aus: «Die einen sind gutrassig und gutgesinnt, das ist ganz einfach, die können wir ein-deutschen. Dann haben wir die anderen, das sind die Gegenpole: schlechtrassig und schlechtgesinnt. Diese Menschen muss ich hinausbringen. Im Osten ist viel Platz. Dann bleibt in der Mitte nun eine Mittelschicht, die ich genau durchprüfen muss. Da sind in dieser Schicht schlechtrassig Gutgesinnte und gutrassig Schlechtgesinnte. Bei den schlechtrassig Gutgesinnten wird man es wahrscheinlich so machen müssen, dass man sie irgendwo im Reich oder irgendwie einsetzt und nun dafür sorgt, dass sie keine Kinder mehr kriegen, weil man sie in diesem Raum nicht weiter entwickeln will ... Dann bleiben übrig die gutrassig Schlechtgesinnten. Das sind die Gefährlichsten, denn das ist die gutrassige Führerschicht ... Bei einem Teil der gutrassig Schlechtgesinnten wird nur eines übrigbleiben, dass wir versuchen, sie im Reich, in einer rein deutschen Umgebung, anzusiedeln, einzudeutschen und gesinnungsmässig zu erziehen oder, wenn das nicht geht, sie endgültig an die Wand zu stellen...»

(Aus Detlef Brandes, Die Tschechen unter Deutschem Protektorat, Teil I, Seite 208.)

### Das Attentat

Die beiden Attentäter, der Tscheche Jan Kubis und der Slowake Josef Gabčík, waren ehemalige Unteroffiziere der tschechoslowakischen Armee. Nach der Besetzung ihres Landes im März 1939 waren sie nach Polen geflohen, hatten sich in die französische Fremdenlegion anwerben lassen und waren nach dem Zusammenbruch Frankreichs über Dünkirchen nach England gelangt, wo sie den exiltschechischen Streitkräften Eduard Benesch's beitraten. Seit Herbst 1941 wurden sie vom britischen Geheimdienst für das Attentat auf Heydrich trainiert und in der Nacht vom 28. auf den 29. Dezember mit dem Fallschirm in der Nähe von Prag abgesetzt. Im Nachhinein wurden zahlreiche Thesen über die Gründe, die zu diesem Attentatsplan geführt hatten, konstruiert, wie wenn der offensichtliche Hauptgrund nicht stichhaltig genug gewesen wäre; nämlich den brutalen Statthalter dieses schrecklichen Regimes zu beseitigen und dem tschechischen Volk – aber auch den Alliierten – ein Zeichen zu geben, dass der Widerstand noch nicht tot war.

Nachdem Kubis und Gabčík über längere Zeit den Tagesablauf Heydrich's studiert hatten, entschlossen sie sich, das Attentat in einer scharfen Kurve des Prager Stadtteils Liben auszuführen, die Heydrich zweimal im Tag – meist im offenen Wagen neben seinem Fahrer sitzend – zu passieren pflegte. Sie legten das Datum auf den 27. Mai fest, nachdem ihnen eine Nachricht zugegangen war, Heydrich fliege an diesem Tag nach Berlin zurück und werde nachher vermutlich in Frankreich eingesetzt. Beim Attentat versagte Gabčík's Maschinenpistole, so dass ihm Kubis mit der Handgranate zu Hilfe kommen musste.

Nach dem Attentat setzte in Prag und anderen Städten eine ungeheure Welle von Einschüchterungsmassnahmen, Hausdurchsuchungen und Verhaftungen ein. Bis zum 1. September

wurden 3'188 Tschechen verhaftet und 1'357 zum Tode verurteilt, darunter 477 wegen «Gutheissung des Attentats». Hitler hatte sofort nach dem Attentat befohlen, dass 10'000 verdächtige Tschechen in Konzentrationslager zu führen und zu erschiessen seien; am 15. Juni erhöhte er die Zahl auf 30'000.

Unter dem Druck dieser Drohungen und der Ereignisse in Lidice führte ein tschechischer Widerstandskämpfer, der ebenfalls mit dem Fallschirm abgesprungen war, die Gestapo schliesslich auf die Fährte der Attentäter. Sie führte in die orthodoxe Kyrill- und Method-Kirche in der Prager Resselgasse, die am Morgen des 18. Juni von über 700 Mann deutscher Truppen umstellt wurde. Kubis, Gabcik und fünf weitere Widerstandskämpfer hielten sich hier seit dem 27. Mai versteckt. Nach einem zweistündigen Kampf wurden drei von ihnen im Kirchenschiff getötet. Die vier anderen zogen sich in die unterirdische Krypta zurück – wo sie – nachdem diese mit Wasser aus der nahen Moldau geflutet worden war – Selbstmord begingen.

## Das Kriegsgeschehen im Mai 1942

- 4., 8., 19. und 30.5. Englische Luftangriffe auf Stuttgart, Warnemünde, Mannheim und Köln, letzterer mit über 1'000 Bombern. In Köln 474 Tote, über 5'000 Verletzte und 45'000 Obdachlose.
- 4.-8.5. Seeschlacht im Korallenmeer. Erste Luftschlacht, die von Flugzeugträgern ausgeführt wird. Unentschiedener Ausgang.
- 6.5. Die Japaner schliessen mit der Einnahme Corregidors die Eroberung der Philippinen ab.
- 8.-18. 5. Unternehmen «Trappenjagd»: die Offensive der 11. deutschen Armee unter General feldmarschall von Manstein führt zur Zerschlagung der sowjetischen Krimfront. Zirka 170'000 Gefangene.
- 9.-28.5. Eine sowjetische Offensive an der Südwestfront unter Marschall Timoschenko mit dem Ziel, Charkow zurückzuerobern, schlägt fehl. Der deutschen 17. Armee unter Generaloberst Hoth, der 6. Armee unter General Paulus und der 1. Panzerarmee unter Generaloberst von Kleist gelingt die Einkesselung der sowjetischen Armeen. Zirka 240'000 Gefangene.
- 26.5. Unternehmen «Theseus». Beginn der letzten deutsch-italienischen Offensive in Nordafrika unter Generaloberst Rommel.

Im dichten Geflecht der Geschichte ist es oft schwer, wichtig von unwichtig zu unterscheiden. Es gibt Ereignisse, deren Wirkung im Augenblick gering scheint, und die doch grosse Folgen haben. Auch in der Geschichte gilt, dass gering oft nicht gering ist.

Ein Ereignis dieser Art war zweifellos Oberstleutnant Doolittles Bombenangriff auf Tokio am 18. April 1942. Das Unternehmen sollte eine Art amerikanische Revanche für Pearl Harbor darstellen, war aber, nachdem die Amerikaner alle Stützpunkte im westlichen Pazifik verloren hatten, schwierig durchzuführen. Den vorgeschobenen Posten bildeten die Midway-Inseln; aber sie waren 4'000 Kilometer von Tokio entfernt, gerade so weit, wie die B-25-Bomber mit Zusatztanks fliegen konnten; für den Rückflug reichte es nicht. Das Unternehmen musste also von Flugzeugträgern aus gestartet werden. Da man aber wusste, dass die Japaner 800 Kilometer vor ihrer Küste eine Kette von Vorpostenbooten aufgestellt hatten, mussten die Flugzeuge in etwa 850 Kilometer Entfernung starten, was mit dem Rückflug eine Distanz von 1'700 Kilometern ergab; das überstieg den Radius der Trägerflugzeuge. Die Amerikaner entschlossen sich daher, den Angriff zwar von Flugzeugträgern aus, aber mit B-25-Bombern auszuführen, die nach dem Angriff nicht auf die Träger zurückkehren, sondern in China landen sollten. Auf den Flugzeugträgern war nur Platz für 16 Bomber. Der Angriff wurde für die Nacht vom 18. auf den 19. April geplant.

Aber am Morgen des 18. April wurde der amerikanische Flottenverband mit den Flugzeugträgern «Hörnet» und «Enterprise» vom Gegner gesichtet, als er noch rund tausend Kilometer von der Küste entfernt war. Die Japaner schlugen sofort Alarm und liessen die gesamte Flotte auslaufen, in der Hoffnung, die amerikanischen Flugzeugträger, die ihnen bei Pearl Harbor entgangen waren, jetzt packen zu können. In dieser Lage entschlossen sich die Amerikaner, den Luftangriff sofort auszuführen, ihren Flottenverband aber durch Rückzug dem gegnerischen Angriff zu entziehen. Den aufgestiegenen japanischen Jägern entging Doolittle durch kühnen Tiefflug, der ihn aus der Luft praktisch unsichtbar machte. In breiter Streuung über Japan dahinbrausend, warf der Verband seine Bomben über Tokio, Yokohama, Kobe und anderen Städten ab. Ein paar Maschinen machten anschliessend in China Bruchlandungen, einige Piloten sprangen mit dem Fallschirm ab. 72 der 80 Beteiligten kehrten schlussendlich in die USA zurück. Die Schäden in Japan waren gering. Im Kreise des japanischen Hauptquartiers spottete man, es habe sich nicht um einen «do-little», sondern um einen «do-nothing»-Angriff gehandelt.

## Midway first

Doolittles Tat fiel in eine Zeit, da in Japan gerade eine heftige Diskussion über die künftige Strategie der Flotte im Gange war. Japan hatte in den ersten Kriegsmonaten zur See gewaltige Erfolge errungen und seine Ziele weitgehend erreicht. Nun stellte sich die Frage, ob man zur Defensive übergehen und das Gewonnene verteidigen oder weiter im Angriff bleiben sollte. Entschied man sich für die Offensive, stellte sich die Frage, ob der nächste Schlag im Westen – gegen die Engländer in Ceylon und Indien –, gegen Australien im Süden oder gegen die amerikanischen Besitzungen im Osten, gegen Midway und Hawaii, geführt werden sollte.

Ende März wurden vom Oberkommando der Flotte erste Pläne für diese dritte Variante ausgearbeitet. Man war sich klar darüber, dass das Unternehmen Midway riskant war. Aber da die Ansicht vorherrschte, die Zeit arbeite für Amerika, war man entschlossen, die entscheidende Auseinandersetzung so rasch als möglich zu suchen. Würde man die Midway-Insel erobern, konnte diese als vorgeschobener Stützpunkt gegen das rund tausend Seemeilen weiter östlich liegende Hawaii verwendet werden. Vor allem aber würde ein solcher Angriff – wie man im Oberkommando der Flotte hoffte – die gegnerische Flotte herauslocken. Der offenen Seeschlacht sah man in Japan ohne Bangen entgegen; bei den Flugzeugträgern hatte man eine Überlegenheit von 3:1; bei den Schlachtschiffen war sie noch grösser.

Gegen diesen Plan erhoben sich aber im Admiralsstab, dem die Flotte unterstand, grosse Bedenken. Man war darüber in Sorge, dass der Gegner Midway, weil es so nahe bei Hawaii lag, mit Landflugzeugen von seinen dortigen Basen aus verteidigen konnte, während der Angreifer völlig auf seine Trägerflugzeuge angewiesen war. Ausserdem glaubte man im Admiralsstab, der Gegner werde jetzt wachsam sein; ein zweites Pearl Harbor werde es nicht mehr geben. Man hatte auch Bedenken, wie Japan die weit entfernte Insel, wenn sie einmal erobert war, behaupten sollte. Im Admiralsstab gab man einem Angriff auf Australien den Vorzug, weil man in diesem das Sprungbrett sah, das der Gegner eines Tages für eine Offensive gegen Japan benutzen konnte.

Doolittle setzte dieser Diskussion ein Ende. Sein Angriff lieferte dem Flottenkommando und dessen Chef, Admiral Yamamoto, das beste Argument für die These, dass die gegnerischen Flugzeugträger vernichtet werden mussten und der japanische Verteidigungsbogen nach Midway vorzuverlegen war. Am 5. Mai erliess der Admiralsstab den Befehl, Midway zu besetzen.

## Siegeskrankheit

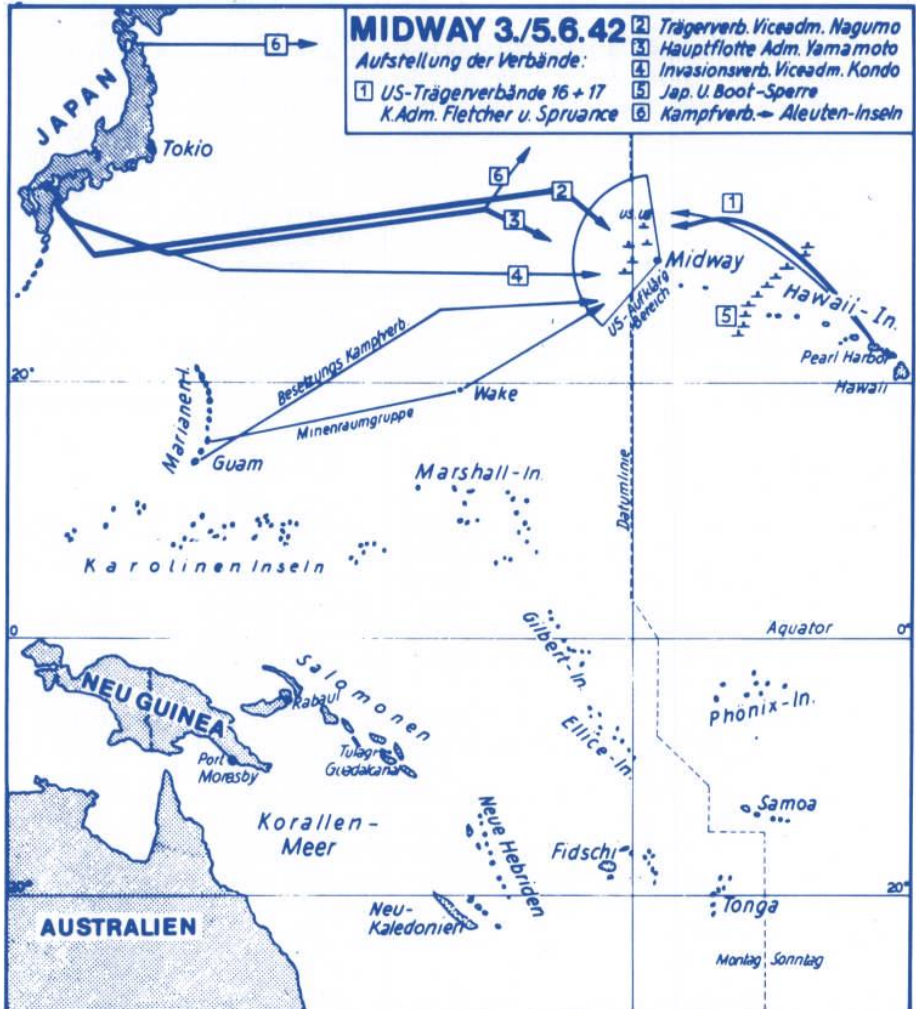
Kapitän zur See Mitsuo Fuchida, der die Midwayschlacht an Bord des japanischen Flugzeugträgers «Akagi» miterlebt und darüber einen umfassenden Bericht vorgelegt hat, lobt die Amerikaner, weil sie aus der Niederlage von Pearl Harbor viel mehr lernten als die Japaner aus all ihren Siegen. Vor allem zog man in der amerikanischen Marine aus dem Desaster vom Dezember 1941 die Lehre, dass in der modernen Seeschlacht der Flugzeugträger ausschlaggebend sei, während die Japaner – wie Fuchida meint – am «Mythos vom allmächtigen Schlachtschiff» festhielten. In der Tat haben dann bei Midway die Schlachtschiffe gar nicht ins Geschehen eingreifen können, und die feindlichen Flotten bekamen sich überhaupt nie zu Gesicht. Der Kampf wurde allein von den Trägern und ihren Flugzeugen geführt.

Aber noch in einem anderen Sinn wirkte sich die lange Kette japanischer Siege seit Kriegsbeginn verhängnisvoll aus. Sie führte zur Unterschätzung des Gegners und zu übersteigertem Selbstbewusstsein. Fuchida spricht von einer japanischen «Siegeskrankheit», die zu unsorgfältiger Planung geführt habe. Man habe nie ernsthaft überlegt, was der Gegner tun könnte, sondern alle Feindannahmen so getroffen, wie sie am besten ins eigene Konzept passten.

## Fehler in der Planung

Man weiss, dass Schlachten eine Reihe von Fehlern sind und der Sieg demjenigen zufällt, der die geringere Zahl begeht. Im Fall von Midway war die japanische Niederlage allerdings fast vorprogrammiert, da bereits die Planung zahlreiche Mängel aufwies.

Der gravierendste lag wohl in der unglaublichen Zersplitterung der Kräfte. Der gewaltige Flottenverband – der grösste, der wohl je zu einer Schlacht ausgelaufen ist – wurde in sechs Verbände aufgeteilt. Eine Flotte mit zwei Flugzeugträgern wurde für ein Ablenkungsmanöver auf die Aleuten abgezweigt und manövrierte Hunderte von Seemeilen nördlich von Midway. Admiral Yamamotos Hauptflotte mit dem Gros der Kampfschiffe lag 300 Seemeilen hinter dem Trägerverband Vizeadmiral Nagumos, der vier Flugzeugträger umfasste. Der Invasionsverband Vizeadmiral Kondos aber, zu dem die Transporter und Landungstruppen für die Invasion der Insel gehörten, lag weit südlicher. Da die Verbände kaum mehr als 20 Seemeilen in der Stunde liefen, war es praktisch unmöglich, dass sie sich innert nützlicher Frist zu Hilfe kommen konnten.



Die japanischen Kräfte waren noch dadurch geschwächt, dass Anfang Mai eine Operation zur Eroberung von Tulagi auf den Salomonen und von Port Moresby auf Neuguinea gestartet wurde. Sie führte am 7. Mai zur Schlacht im Korallenmeer, bei der der leichte Flugzeugträger «Soho» verloren ging und der Träger «Schokaku» beschädigt wurde. Da auch der

Träger «Zuikaku», unter dessen Piloten es schwere Verluste gegeben hatte, vorläufig nicht mehr einsetzbar war, fehlte Nagumos Trägerflotte vor Midway ein Drittel ihres Bestandes; diese Schwächung wirkte sich verhängnisvoll aus.

Freilich hatten auch die Amerikaner im Korallenmeer einen Träger verloren und ein zweiter – die «Yorktown» – wurde so schwer getroffen, dass die Japaner meinten, sie hätten auch ihn versenkt. Sie gingen fortan von der Annahme aus, der Gegner verfüge nur mehr über zwei statt drei Träger. Den Amerikanern aber gelang es, die «Yorktown» in Pearl Harbor in nur 48 Stunden zu reparieren. Bei der Midway-Schlacht war er wieder dabei.

Auf japanischer Seite war man aber überhaupt nicht informiert, wie stark der Gegner war und wo er stand. Noch am 1. Juni – drei Tage vor der Schlacht – erhielt Yamamoto ein Telegramm des Admiralsstabes, das ihm meldete, ein feindlicher Trägerverband stehe bei den Salomonen-Inseln. Das bestärkte Yamamoto in der Annahme, der Gegner ahne vom bevorstehenden Angriff nichts. Japanische U-Boote, die zwischen Midway und Hawaii aufklären sollten, erbrachten keine Meldungen. Sie waren mit zwei Tagen Verspätung ausgefallen, und als sie an ihre Standorte kamen, hatte der Gegner mit seiner Flotte bereits nördlich von Midway Aufstellung genommen.

Während die Japaner also vom Gegner nichts wussten und glaubten, dieser sei ahnungslos, wussten die Amerikaner alles. Es war ihnen gelungen, den Code der japanischen Marine zu entschlüsseln. «Auf diese Weise» – meint Fuchida – «kannte der Gegner unsere Entscheidungen fast in dem Augenblick, wo wir sie getroffen hatten ... Wir hielten die Amerikaner für ahnungslos und unvorbereitet. Sie aber wussten alles und standen klar für einen Angriff, wenn die Zeit gekommen schien.»

## **Fehler in der Schlacht**

Am 27. Mai lief die japanische Flotte aus der Inlandsee aus. Sie zählte mehr als 200 Schiffe, darunter elf Schlachtschiffe und acht Flugzeugträger, zu denen 600 Flugzeuge gehörten. Einen Tag später begann auch der amerikanische Verband auszulaufen. Er umfasste die Träger «Hörnet», «Enterprise» und «Yorktown», 73 weitere Schiffe und 233 Flugzeuge. Der Verband stand unter dem Kommando der Konteradmiräle Spruance und Fletcher. Der Verband nahm etwa 200 Seemeilen nördlich von Midway Aufstellung.

Schon beim Herannahen hätten die Japaner merken müssen, dass ihr Vorhaben entdeckt war. Ihre Funküberwachung zeigte einen intensiven gegnerischen Funkverkehr; 72 von den 180 aufgefangenen Meldungen trugen den Vermerk «dringend». Am 3. Juni wurden die Transporter von Vizeadmiral Kondos Invasionsverband von einem amerikanischen Aufklärungsflugzeug gesichtet. Jetzt wurde den Japanern klar, dass ihr Verband entdeckt war und dass es bald zum Gefecht kommen musste. Sie selber aber hatten vom Standort der gegnerischen Flotte immer noch keine Ahnung. Dichter Nebel erschwerte die Fahrt, und die japanischen Schiffe hatten keinen Radar.

Am 4. Juni um 4.45 Uhr starteten 108 Flugzeuge von den vier Trägern Vizeadmirals Nagumos zum Angriff auf Midway. Gleichzeitig wurden sieben Aufklärer ausgeschiedt, um nach der feindlichen Flotte zu suchen. Die angreifende Welle wurde 150 Seemeilen vor Midway von den Amerikanern entdeckt, die genug Zeit hatten, ihre Flugzeuge aufsteigen zu lassen; daher hatte dieser erste Angriff wenig Wirkung. Unterdessen hatten die Amerikaner auch die japanischen Flugzeugträger entdeckt! und von 5.45 Uhr an erfolgten mehrere Angriffswellen von Landflugzeugen, die aber nicht von Jägern begleitet waren und keinen



Schaden anrichteten. Erst um 8.20 Uhr wurden auch die amerikanischen Träger von der japanischen Aufklärung gesichtet.

Von diesem Augenblick an musste Vizeadmiral Nagumo auch mit einem Angriff der gegnerischen Trägerflugzeuge rechnen. Damit entstand für ihn eine dramatische Situation. Auf seinen Trägern stand die zweite Welle mit Bomben bestückter Flugzeuge für den Angriff auf Midway bereit, während gerade die erste Welle mit zum Teil beschädigten Flugzeugen wieder an Bord genommen werden musste. In dieser Situation entschied Nagumo, die zweite Welle nicht starten zu lassen, sondern sie auf Torpedos umzurüsten, die zurückgenommene erste Welle neu auszurüsten und dann seine ganze Macht gegen die gesichteten feindlichen Flugzeugträger einzusetzen. Um 9 Uhr war die erste Welle zurück an Bord. Auf den überfüllten Decks der japanischen Träger herrschte Hochbetrieb. Die Flugzeuge wurden ummunitioniert und die Flugzeuge der ersten Welle neu armiert und aufgetankt. Die Mannschaften stapelten die nicht benötigten Bomben neben den Hallen, da sie nicht Zeit hatten, sie in die Munitionskammern zu befördern.

In dieser Situation erfolgte der Angriff der amerikanischen Trägerflugzeuge. Erste Wellen konnten die Japaner noch ab wehren, und die Amerikaner verloren 35 von 41 Flugzeugen. Einen Augenblick lang sah es so aus, als hätten die Japaner die Schlacht gewonnen. Schon begannen ihre Flugzeuge mit dem Aufwärmen der Motoren; in einigen Minuten würden alle in der Luft sein und sich auf den Gegner stürzen.

In diesem Augenblick erfolgte der Angriff von 37 Sturzkampfbombern der «Enterprise» auf den Verband Nagumos, der für kurze Zeit völlig ungedeckt lag. Innerhalb von zwei Minuten – zwischen 10.24 und 10.26 Uhr – erhielten die Träger «Akagi», «Kaga» und «Soryu» mehrere Bombentreffer. Die vollgetankten Flugzeuge gerieten in Brand, und die herumliegenden Bomben und Torpedos explodierten. Das Feuer verbreitete sich rasch. 20 Stunden später waren alle drei Schiffe gesunken. Das gleiche Schicksal erlitt auch der vierte Träger, die «Hiryu», die kurz nach 17 Uhr getroffen wurde. «Diese Schlacht vom 4. Juni» – schreibt Liddell Hart – «erlebte somit den schnellsten Wechsel des Schlachtenglücks, den man in der Seekriegsgeschichte je erlebt hatte.»

Gegen Nagumo sind später schwere Vorwürfe erhoben worden, darunter auch der, er hätte seine zweite Welle von Flugzeugen – auch wenn sie unpassend armiert war – unbedingt aufsteigen und auf den Gegner werfen müssen, bevor er die erste wieder an Bord nahm. Damit hätte die verhängnisvolle Massierung auf den japanischen Flugzeugträgern vermieden werden können. Aber diese Fehler waren nur eine Folge der falschen Lagebeurteilung, die von Anfang an der japanischen Planung zugrunde lag. Noch wenige Stunden, bevor er die Flotte verlor, hat Vizeadmiral Nagumo, wie aus Kriegstagebüchern ersichtlich ist, die Lage wie folgt gedeutet: «Der Feind hat von unserer Absicht noch keine Kenntnis und den Verband noch nicht entdeckt... Es liegt kein Anzeichen vor, dass ein feindlicher Angriffsverband in unserer Nähe steht.»

## Das Ende der Operation

Admiral Yamamoto, der den Kampf nur aus der Ferne und über Funk verfolgen konnte, hoffte noch eine Zeit lang, er könne die ihm verbliebenen Kräfte für einen Angriff auf den Gegner zusammenziehen. Als aber die Aufklärung ergab, dass sich dieser gegen Abend des 4. Juni nach Osten zurückzog und sich nicht in eine Schlacht der Schlachtschiffe verwickeln liess, musste dieser Plan fallengelassen werden. Am 5. Juni um 2.55 Uhr erliess Yamamoto den Befehl, nach Westen abzulaufen; Operation Midway wurde aufgegeben.

Die Japaner hatte vier Flugzeugträger, einen schweren Kreuzer und 330 Flugzeuge verloren, die Amerikaner einen Träger – «die Yorktown» – und etwa 150 Flugzeuge. Die japanische Flotte besass keinen Luftschiff mehr; fortan konnte sie sich nur noch in Gebiete vorwagen, die durch landgeschützte Flugzeuge gesichert waren. Die Offensive im Pazifik war an die Amerikaner übergegangen. Das Ende dieser Entwicklung hiess Hiroshima.

## Das Kriegsgeschehen im Juni 1942

- 7.6. Beginn des Angriffs der 11. deutschen Armee (Generaloberst von Manstein) gegen die Festung Sewastopol.
- 21.6. Einnahme der Festung Tobruk durch deutsche und italienische Truppen.
- 22.6. Rommel wird zum Feldmarschall befördert. Für seinen Vorstoss in Nordafrika setzt er als nächste Ziele die Nilmündung und Kairo, das Ende Juni erreicht werden soll.
- 28.6. Beginn der deutschen Sommeroffensive an der Ostfront. Die 2. Armee (Generaloberst von Weichs), die 4. Panzerarmee (Generaloberst Hoth) und die 2. ungarische Armee (Generaloberst Jany) greifen die Brjankser Front an.
- 30.6. Angriff der 6. deutschen Armee (General Paulus) gegen den Südflügel der sowjetischen Südwestfront.
- 30.6. Rommels Armee in Nordafrika erreicht El Alamein, 100 Kilometer westlich von Alexandria, mit nur noch 70 Panzern.

## Die deutsche Sommeroffensive gegen die Sowjetunion

Auffallend spät – eigentlich erst am 28. Juni – begann im Sommer 1942 die neue deutsche Offensive gegen die Sowjetunion. Diesmal aber sah das deutsche Heer wesentlich anders aus als ein Jahr zuvor bei seinem Angriff auf Russland. Keiner der Chefs der drei Heeresgruppen Nord, Mitte und Süd – von Leeb, von Bock und von Rundstedt – übte sein Kommando noch aus, und an der Stelle von Brauchitsch war Hitler nun selber Oberbefehlshaber des Heeres. Damit entfiel der mässige Einfluss und der fachmännische Rat dieser Offiziere. Auch der Generalstabschef des Heeres, Franz Halder, konnte sich bei Hitler immer weniger Gehör verschaffen; am 24. September 1942 wurde auch er entlassen. Bestände und Schlagkraft des Heeres waren bereits drastisch reduziert. Am 5. Juli stellte Halder fest, dass das deutsche Heer seit dem Beginn des Russlandfeldzugs 1'332'447 Mann an Verwundeten, Gefallenen und Vermissten verloren hatte; das waren 41,6 Prozent seines durchschnittlichen Gesamtbestandes von 3,2 Millionen Mann. Mitte Juni standen der gesamten Ostfront 115 deutsche Divisionen zur Verfügung, davon 66 der Heeresgruppe Süd, auf der die Hauptlast der neuen Offensive lag. Aber diese Zahlen täuschen; denn zwei Drittel dieser Divisionen erreichten nur 80 Prozent ihrer Sollbestände, der Rest war noch schwächer. Die Bestände der Infanteriekompagnien waren auf die Hälfte abgesenkt worden, nicht nur, um die Anzahl der Einheiten nicht reduzieren zu müssen, sondern auch, um den jungen Offizieren, die jetzt oft an ihrer Spitze standen, die Führung zu erleichtern. Immer mehr musste Hitler auf die Truppen der Verbündeten zurückgreifen. An der russischen Südfront standen in diesem Sommer 12 rumänische, 10 ungarische und 6 italienische Divisionen; da ihre Kampfkraft aber geringer war als die der deutschen Verbände, gefährdeten sie die Sicherheit der ganzen Heeresgruppe Süd. Auch die Versorgungslage war bald wieder bedrohlich. Am 26. Juli, knapp einen Monat nach Beginn der neuen Offensive, musste der Generalstabschef feststellen, dass die deutschen Truppen durch den Mangel an Fahrzeugen und an Betriebsstoffen in ihrer Beweglichkeit gehindert wurden.

Während es auf deutscher Seite also immer schwieriger wurde, die Lücken zu schliessen, führte der Gegner immer neue Kräfte ins Feld. Am 3. August notierte sich Halder, dass die Russen vom Oktober 1941 bis Februar 1942 60 neue Schützendivisionen, 45 neue Schützenbrigaden und 17 neue Panzerbrigaden aufgestellt hatten. Der deutsche Generalstab hatte auch Kenntnis davon, dass die Russen monatlich 1'200 Panzer produzierten.

## Kertsch, Charkow und Sewastopol

Am 5. April hatte Hitler seine Weisung Nr. 41 erlassen, nach den Worten Albert Seatons «... eine ungeordnete Sammlung unzusammenhängender Gedanken..., ein Mischmasch aus Strategie und Taktik». Sie setzte für die Sommeroffensive im Osten das Ziel, «... die den Sowjets noch verbliebene lebendige Wehrkraft endgültig zu vernichten und ihnen die wichtigsten kriegswirtschaftlichen Kraftquellen so weit als möglich zu entziehen». Von der Einnahme Moskaus wurde nicht mehr gesprochen, und Leningrad wurde Kriegsschauplatz zweiter Ordnung. Die Hauptoffensive sollte im Süden erfolgen, um die kaukasischen Ölfelder und die Pässe, die in die Türkei und in den Iran führten, in die Hand zu bekommen. Der Feldzug sollte mit drei parallel, aus dem Raum von Kursk, Charkow und Taganrog gegen Woronesch und Stalingrad, geführten Angriffen beginnen. Ihr Ziel war die Einkesselung

der westlich des Don stehenden feindlichen Kräfte. Am 16. Juli wurde das Hauptquartier von Rastenburg in Ostpreussen nach Winniza in der Ukraine verlegt.

Bevor diese Operationen begannen, musste aber noch der sowjetische Widerstand am Schwarzen Meer gebrochen werden; auch waren zuerst einige Frontausbuchtungen zu bereinigen. Am 8. Mai setzte Generaloberst von Manstein zur Offensive gegen die Halbinsel Kertsch an. Eine Woche später war diese Front durchbrochen, und die Deutschen hatten 170'000 Gefangene gemacht. Am 17. Mai begann das Unternehmen «Fridericus I», mit dem die Deutschen die Frontausbuchtung bei Isjum begradigen wollten. Marschall Timoschenko, der Kommandant der sowjetischen Südwestfront, versuchte am 12. Mai, dieser Operation durch einen eigenen Angriff zuvorzukommen. Aber je weiter er vorrückte, umso grösser wurde für seine Verbände die Gefahr der Einkesselung. Am 22. Mai hatten die Armeen Paulus und von Kleist, die von Norden und Süden her angriffen, die Zange geschlossen und den ganzen Kessel abgeschnitten. Die Russen verloren 214'000 Mann und über 1'000 Panzer; zahlreiche hohe sowjetische Kommandanten waren im Kampf gefallen.

Am 7. Juni schliesslich begann der Sturm auf Sewastopol, das seit dem 30. Oktober 1941 belagert wurde. Die Deutschen schossen Zehntausende von Tonnen Munition auf die Stadt; dabei verwendeten sie auch das schwerste Geschütz des Zweiten Weltkriegs, «Dora», das ein Kaliber von 80 Zentimetern aufwies. Aber der Widerstand der belagerten Stadt war ausserordentlich zäh. Wiederholt kam es vor, dass sich die Verteidiger samt Frauen und Kindern, die sich in die Unterstände geflüchtet hatten, in die Luft sprengten, um sich nicht ergeben zu müssen. Von Manstein wurde Zeuge, wie sowjetische Soldaten und Zivilisten mit Frauen und Mädchen Arm in Arm auf deutsche Stellungen losstürmten. Die Verbindungen übers Meer rissen fast völlig ab. Ende Juni konnten Lebensmittel, Waffen und Munition nur noch mit U-Booten herangeschafft werden. Der Gestank der in der Sommerhitze unter den Trümmern verwesenden Leichen zwang die Truppe, in der Gasmaske zu kämpfen. Nach dreiwöchigem Kampf kapitulierte, was von den Verteidigern noch übrig war. Ein paar höhere sowjetische Offiziere und Funktionäre entkamen im U-Boot. Von Manstein wurde für seine Siege bei Kertsch und Sewastopol zum Feldmarschall befördert.

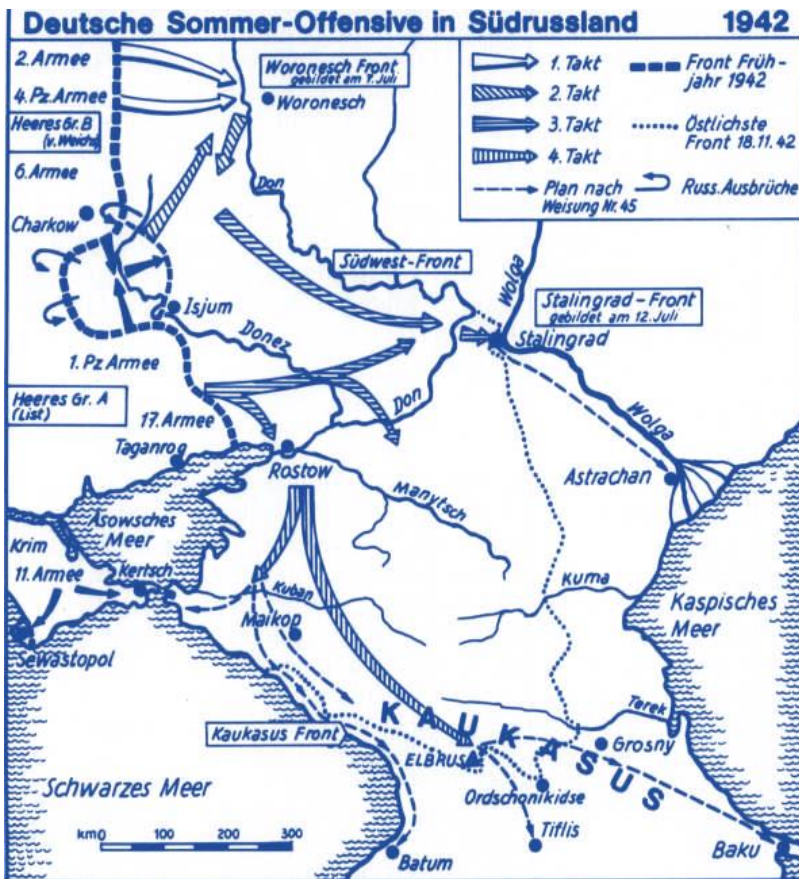
## Russland im Sommer 1942

Alexander Werth, der Russland im Sommer 1942 bereist und darüber in seinem Buch «Russland im Krieg» berichtet hat, sagt, er habe damals alle möglichen Stimmungen in der russischen Bevölkerung vorgefunden. Furcht und Panik bei alten Frauen, Zuversicht bei Soldaten und Offizieren, die auf die Alliierten hofften, Stolz auf die Verteidiger von Sewastopol, aber auch da und dort Enttäuschung über die Rote Armee. Eine Welle des Patriotismus und der Liebe zum alten, heiligen Russland ging durch das Land. An den Feiertagen waren die Kirchen überfüllt, und die Regierung liess es geschehen. Gleichzeitig stieg der Hass gegen die Deutschen – von den Dichtern noch geschürt – höher und höher. Simonow schrieb sein erschütterndes Gedicht «Tötet ihn», Scholochow seine «Schule des Hasses», und Hunderte von Frontzeitungen brachten Ilja Ehrenburgs Artikel, die zum gnadenlosen Kampf gegen die Deutschen aufriefen.

Moskau war noch immer halbleer; viele von denen, die im Oktober des Vorjahres in panischem Schrecken geflohen waren, waren noch nicht zurückgekehrt. Die Front verlief nur wenig mehr als hundert Kilometer westlich der Hauptstadt. Die Zivilbevölkerung war unterernährt und litt an Mangelkrankheiten. Die Schaufenster waren mit Sandsäcken verbarrikadiert. Ein paar Theater waren wieder geöffnet und spielten patriotische Stücke. In den Pausen wurde an den Buffets Trinkwasser verkauft.

Von der schweren Niederlage bei Charkow erfuhr die russische Bevölkerung praktisch nichts. Die Regierung wagte es nicht, die wahren Zahlen der Gefallenen und Gefangenen zu veröffentlichen. Chruschtschow, der die Katastrophe als Politoffizier im Stabe Timoschenkos miterlebt hatte, hat vierzehn Jahre später in seinem Geheimbericht an den XX. Parteikongress schwere Vorwürfe gegen Stalin erhoben und ihn für diese Niederlage verantwortlich gemacht. Er beschuldigte ihn, damals seinen dringenden Beschwörungen kein Gehör geschenkt und nicht zugelassen zu haben, dass Timoschenko seine Truppen zurücknahm. Stalin verfolgte in diesem Sommer die Taktik, für die Niederlagen die Armee verantwortlich zu machen, damit im Volk keine Zweifel an der Regierung aufkamen. Nach dieser schwerwiegenden Niederlage auf der Halbinsel Kertsch liess er praktisch alle hohen Kommandanten absetzen und degradieren; am 23. Juli wurde auch Timoschenko abberufen. Stalins Bild aber blieb ungetrübt. In manchen Bauernstuben Russlands hing es unmittelbar neben den dunkelglänzenden Ikonen.

Im Verlauf des Sommers wurde die Disziplin in der Roten Armee immer rigorosier gehandhabt. Feigheit wurde mit dem Tode bestraft, Insubordination führte zu Massenerschüssen. Andererseits wurde auch versucht, die Stellung des Offiziers wieder aufzuwerten. Die doppelte Befehlsgewalt von Kommandant und Kommissar wurde zugunsten der alleinigen Befehlsgewalt des Offiziers auf gegeben. Neue Orden wurden eingeführt, und die Uniformen der Offiziere erhielten wieder Epauletten und goldene Tressen wie zur Zeit der Zaren. Am



30. Juli, als die Schlacht um Stalingrad begann, wurde die Losung ausgegeben: «Keinen Schritt zurück.»

### Operation «Blau»

Am 28. Juni begann die Operation «Blau I», der Vorstoss der 2. Armee und der 4. Panzerarmee unter von Weichs und Hoth gegen Woronesch. Zwei Tage später folgte «Blau II», der Vorstoss der 6. Armee unter General Paulus aus dem Raum Charkow. Diese Verbände bildeten zusammen die neue Heeresgruppe B. Sie sollte an den Don vorrücken und dann an seinem westlichen Ufer nach Süden einschwenken, um zusammen mit der Heeresgruppe A unter Feldmarschall List, die – in Ausführung von «Blau III» – gegen Stalingrad vorstieß, den Gegner zwischen Donez und Don einzukesseln. Die sowjetische Führung hatte aber Kenntnis von diesen Plänen; denn am 19. Juni hatte Major Reichel, ein Generalstabsoffizier der 23. Panzerdivision, der wichtige Befehle und Karten der Operation auf sich trug, hinter den russischen Linien notlanden müssen. Die Sowjets zogen sich darauf vor den Angreifern zurück und massierten erst am Don, bei Woronesch und vor Stalingrad, derartige Kräfte, dass die Heeresgruppe B nur langsam nach Süden vorstossen konnte.

Generalstabschef Halder wusste längere Zeit nicht, wie die Feindlage eigentlich war. Am 6. Juli notierte er: «Das tatsächliche Feindbild ist mir noch nicht völlig klar. Es sind zwei Möglichkeiten gegeben. Entweder der Feind ist von uns überschätzt worden und ist durch den Angriff völlig zerschlagen, oder der Feind setzt sich planmässig ab oder versucht es wenigstens, um sich im Jahre 1942 nicht endgültig zerschlagen zu lassen.» Vierzehn Tage später aber begann Halder die Absicht der sowjetischen Führung zu erkennen. Am 18. Juli schrieb er in sein Tagebuch: «Nach Agentenberichten setzt Stalin alles daran, Stalingrad zu halten und seine Truppen heil über den Don zu bekommen und diesen zu halten.» Die Tatsache, dass westlich des Don keine starken sowjetischen Verbände mehr standen – was die Luftaufklärung bestätigte –, hiess also nicht, dass der Feind zerschlagen war. Die ganze Operation «Blau» hatte den Deutschen nur 80'000 Gefangene eingebracht.

Hitler aber gelangte Mitte Juli zur Auffassung, die Kräfte des Gegners im Süden seien praktisch vernichtet. Am 23. Juli erliess er die neue Weisung Nr. 45. In deren Einleitung hiess es, die dem Südflügel der Ostfront gesteckten weiten Ziele seien in einem Feldzug von weniger mehr als drei Wochen im Wesentlichen erreicht worden. Nur schwächeren feindlichen Kräften sei es gelungen, sich der Umfassung zu entziehen.

### «Edelweiss» und «Fischreiher»

Als neues Ziel setzte Hitler nun – in Abänderung der Weisung Nr. 41 – der Heeresgruppe A die Eroberung der gesamten Ostküste des Schwarzen Meeres.

Sie hatte auch die Ölfelder von Maikop und die westlichen Kaukasuspässe zu besetzen. Mit schnellen Verbänden sollte sie zudem die Ölgebiete von Grosny und von Baku am Kaspischen Meer in Besitz nehmen.

Die nördliche Heeresgruppe B – unter dem Kommando von Generaloberst von Weichs – hatte Stalingrad zu nehmen, die Landbrücke zwischen Don und Wolga und die Wolga selbst zu sperren und mit schnellen Verbänden nach Astrachan vorzustossen. Die Operationen der beiden Heeresgruppen erhielten die Decknamen «Edelweiss» und «Fischreiher».

Die Weisung Nr. 45 war vom militärischen Standpunkt aus höchst bedenklich. Die beiden Heeresgruppen, von denen sich die eine nach Süden, die andere nach Osten bewegte, entfernten sich immer mehr voneinander. Ihre Frontlänge, die vor der Operation «Blau» etwa



800 Kilometer betragen hatte, wurde auf über 4'000 Kilometer ausgedehnt. Allein am Kaukasus betrug sie 1'300 Kilometer. Der Kaukasus selber stieg auf über 5'000 Meter an, und zahlreiche, von Osten nach Westen fliessende Ströme stellten schwer überwindbare Hindernisse dar. Es hatte nicht an Warnungen gefehlt, dass die vorhandenen Kräfte nicht genügten, um beide gesteckten Ziele – die Eroberung des Kaukasus und die Einnahme Stalingrads – zu erreichen.

Am gleichen 23. Juli, an dem Hitler diese neue Weisung erliess, schrieb Halder in sein Tagebuch: «Die immer schon vorhandene Unterschätzung der feindlichen Möglichkeiten nimmt allmählich groteske Formen an und wird gefährlich. Es wird immer unerträglicher. Von ernster Arbeit kann nicht mehr die Rede sein ...»

## Kein Öl für Hitler

1941 produzierte die Sowjetunion 38 Millionen Tonnen Erdöl. Ein grosser Teil dieser Produktion stammte von den Ölfeldern des Kaukasus, die bei Maikop, Grosny und Baku lagen. Allein im Ölgebiet von Baku wurden etwa 80 Prozent des sowjetischen Öls gefördert. Rund ein Viertel der Produktion wurde auf der Wolga nach Norden transportiert; für die Verteilung spielte auch die Eisenbahn eine grosse Rolle.

Auf dieses Öl hatte Hitler es abgesehen. Die kaukasischen Ölfelder in die Hand zu bekommen, war das Ziel der Heeresgruppe A. Am 25. Juli trat sie zu ihrem Angriff an; ihre Soldaten überschritten damit gleichsam die Grenze zu Asien. Vor ihnen dehnten sich heisse, schattenlose Steppen aus. Überall zog sich der Gegner zurück. Die zu Fuss marschierende Infanterie legte bis zu 50 Kilometer im Tag zurück. Mannschaft und Pferde litten unter der Hitze und unter heftigen Sandstürmen. Die Fahrzeuge mussten aus der Luft mit Treibstoff versorgt werden. Am 9. August wurde Maikop erobert, wo die fliehenden Sowjets die Ölfelder angezündet hatten. Am 21. August hissten deutsche Truppen die Flagge auf dem 5633 Meter hohen Elbrus, dem höchsten Gipfel des Kaukasus.

Aber zu dieser Zeit hatte der Angriff schon an Schwung verloren. Ende August kam er am Fluss Terek praktisch zum Stillstand. Eine letzte Offensive Ende Oktober führte noch zu einigen Geländegewinnen. Am 2. November standen deutsche Panzerverbände acht Kilometer vor der Stadt Ordshonikidse.

Das war der östlichste Punkt, den die Deutschen je erreichten.

## Das Kriegsgeschehen im Juli 1942

- 3.7. Feldmarschall Rommel bricht den Versuch, die britische El-Alamein-Stellung zu durchbrechen, nach drei Tagen ab und geht zur Verteidigung über.
- 4.-10. 7. Deutsche U-Boote und Flugzeuge vernichten aus dem alliierten Nachschub-Konvoi PQ. 17 für Russland im Nordmeer 24 Schiffe mit 143'977 Bruttoregistertonnen. Dabei gehen 3'250 Fahrzeuge, 430 Panzer, 210 Flugzeuge und fast 100'000 Tonnen sonstiges Kriegsmaterial verloren.
- 20.7. Mussolini kehrt von Derna, von wo aus er seinen Einzug in Kairo halten wollte, nach Rom zurück.
- 21./22. 7. Beginn der systematischen Deportierung der im Warschauer Ghetto zusammengedrängten 350'000 Juden in das Vernichtungslager Treblinka.
- 24.7. Die britischen und amerikanischen Stabschefs einigen sich auf das Unternehmen «Torch», die alliierte Landung in Französisch-Nordafrika im Herbst 1942.

# Ein trüber August

August 1942

## Die schweizerische Flüchtlingspolitik im Spätsommer 1942

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die materiellen Schäden, die er verursacht hat, fast überall schnell behoben. Schwerer zu tragen als an ihnen haben manche Länder an den moralischen Kriegsschäden: Am Gefühl, versagt zu haben, am Bewusstsein kollektiver Schuld, an der Erkenntnis, wichtige Aufgaben nicht wahrgenommen und menschliche Werte oder Werte der eigenen Geschichte verraten zu haben. Dieses Gefühl mag in Deutschland und Italien, wo man sich dem Faschismus so weitgehend ausgeliefert hat, am stärksten sein. Aber auch andere Völker haben Mühe, Erlebnisse aus jener Zeit zu bewältigen. Auf Frankreich lastet die Schmach des Zusammenbruchs und der Kollaboration; die Sowjetunion hat mit der Tatsache fertig zu werden, mit Hitler paktiert und den Krieg erst möglich gemacht zu haben, und die USA haben eine Art pazifisches Trauma, das von Pearl Harbor bis Hiroshima und Nagasaki reicht.

Auch die vom Krieg verschonte Schweiz hat – mindestens in einer Beziehung – ein schlechtes nationales Gewissen. Schuld daran ist das Gefühl, der alten Schweizer Tradition, Flüchtlingen Schutz zu bieten, nicht genügend nachgekommen zu sein und Menschen dem Tod zugetrieben zu haben, die hätten gerettet werden können.

*An der Schweizergrenze: Halt!*



Die Auseinandersetzung über diesen nationalen Sündenfall ist – wie anderswo auch – mühsam in Gang geraten und hat, obwohl schon 1957 der vom Bundesrat in Auftrag gegebene, von Professor Carl Ludwig gewissenhaft abgefasste Bericht über die schweizerische Flüchtlingspolitik vorlag, zu teils recht einseitigen Darstellungen geführt. Der älteren Generation, die so sehr vom Erlebnis der Grenze geprägt war – draussen das Böse, drinnen das Gute! – mag es nach überstandener Gefahr nicht leicht gefallen sein, die Schattenseiten, die die eigene Politik zweifellos auch hatte, zu erkennen. Die jüngere Generation, begierig, den Vätermythos vom helvetischen Sonderfall zu zerstören, vergisst vielleicht zu sehr, wie die Lage damals wirklich war, und glaubt, alles wäre machbar gewesen; sie weiss ja auch – was die im Krieg Handelnden noch nicht wussten –, wie es schliesslich herausgekommen ist. Verfälscht wurde das Bild – schon während des Krieges – aber auch durch die stete Anrufung einer ruhmreichen und unbefleckten Asyltradition der Schweiz, wie wenn es nicht früher schon Abweisungen von Unwillkommenen und die Abschiebung von Unbemittelten gegeben hätte. Schliesslich haben auch Bücher, die die Schuld allzusehr einigen wenigen zugeschoben haben und die eine Art Graben zwischen Behörden und Volk konstruieren wollten, das Bild verzerrt. So war es nicht, so konnte es nicht sein; denn wenn es, bei aller immer wieder auf flackernden Kritik, nicht eine weitgehende Zustimmung zu dieser Politik gegeben hätte, dann hätte sie sich auch nicht verwirklichen lassen. Die schweizerische Flüchtlingspolitik wurde nicht von einigen wenigen gemacht, und die Fragen, die sie uns heute noch aufgibt, entstanden nicht, weil ein paar Stellen falsch besetzt waren; es sind effektiv Fragen, die eine kollektive Haltung berühren.

### Überfremdung, Arbeitslosigkeit und der General

In den behördlichen Verlautbarungen jener Jahre erscheinen immer wieder dieselben drei Gründe für die Zurückhaltung bei der Aufnahme von Flüchtlingen: Die Überfremdung, die Arbeitslosigkeit und die militärische Lage.

Wirklich betrug 1910 der Anteil der Ausländer in der Schweiz 14,7 Prozent, und in einer bundesrätlichen Botschaft wurde 1924 sogar ausgerechnet, dass er bei gleichbleibender Entwicklung bis 1990 auf 50 Prozent ansteigen würde. Aber aufgrund des Ersten Weltkriegs und fremdenpolizeilicher Massnahmen sank er bis 1930 auf 8,7 Prozent; 1941 lag er bei 5,2 Prozent. Der Anteil der Juden, um die es in diesen Jahren vor allem ging, machte 1910 4,9, 1941 noch 4,6 Promille aus; innerhalb der in der Schweiz sesshaften Ausländer betrug er damals nur gerade 4,1 Prozent. «Wie sich aus diesen Zahlen ergibt», schreibt Carl Ludwig, «konnte von einer Gefahr der Überjudung unseres Landes nicht die Rede sein.»

Dass in der Folge der Weltwirtschaftskrise für Einwanderer die Tore geschlossen wurden, war eine allgemeine Erscheinung in der westlichen Welt. Auch in der Schweiz gab es 1936 über 80'000 Arbeitslose. Die Zahl sank bis zum Kriegsausbruch auf etwa die Hälfte; 1940 lag sie noch bei 15'000. Aber da man allgemein nach Kriegsende wieder eine Wirtschaftskrise mit neuer Arbeitslosigkeit erwartete, fürchteten sowohl Behörden als auch Gewerkschaften, die Flüchtlinge brächten die Wehrmänner um Stelle und Erwerb. Zudem war die Zusammensetzung der Emigranten sehr einseitig. Unter den 9909 Emigranten, welche die Schweiz im Krieg beherbergte, waren 19,8 Prozent Kaufleute und Beamte, 15,8 Prozent Akademiker und Künstler, aber nur 1,3 Prozent Landwirte. Peter Stahlberger kommt daher in seiner Biographie Emil Oprechts, in der er auch der schweizerischen Flüchtlingspolitik ein ausgewogenes Kapitel widmet, zu folgendem Schluss: «Das Argument der Schweizer

Behörden, die Lage auf dem Arbeitsmarkt erlaube eine grosszügige Aufnahme von Emigranten nicht, war also sowohl in Bezug auf die wirtschaftliche Situation in der Schweiz als auch mit Blick auf die einseitige berufliche Struktur ... der Flüchtlinge sachlich zutreffend. Die behauptete Überfremdung jedoch bestand nicht.»

Vielleicht hat die enorme Popularität, die der General während und nach dem Krieg besass, bewirkt, dass die Warnungen, die die Armee gegen eine grosszügigere Handhabung der Asylgewährung erhob, im Allgemeinen wenig kritisiert wurden. Hohe militärische Stellen machten das Justiz- und Polizeidepartement aber immer wieder darauf aufmerksam, dass die Flüchtlinge ein Sicherheitsrisiko darstellten, die Manövrierfähigkeit der Armee beeinträchtigten und ihr Kräfte für die Bewachung und Leitung von Flüchtlingslagern entzögen, eine Aufgabe überdies, für die die Armee gar nicht vorbereitet war. Noch im Oktober 1943 richtete der General an Bundesrat von Steiger einen Brief, in dem er darauf hinwies, die Bewachung der Flüchtlinge beanspruche ständig ein Regiment, das dadurch der Ausbildung entzogen werde. Als Chef des Heeres, der für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Land verantwortlich sei, könne er der ständigen Zunahme der Zahl der Fremden in der Schweiz nicht ohne Beunruhigung zusehen.

### «Auf Vorrat hin grausam?»

Offensichtlich realistische, aber auch wenig begründete Besorgnisse haben also die Behörden dazu bewogen, das Tor weniger zu öffnen, als es möglich gewesen wäre. Eigentlich war die Lage nie wirklich schlimm; aber man befürchtete, dass sie es werden könnte. Die Schweiz betrieb – vor allem seit dem August 1942 – in der Flüchtlingspolitik eine Art Abschreckungsstrategie. Die Verfolgten, die Juden vor allem, sollten abgehalten werden, überhaupt in Richtung Schweiz aufzubrechen. Es musste sich in Europa herumsprechen, dass da nichts zu machen war; was wollte die Schweiz sonst tun, wenn die Hunderttausende Verfolgter in Frankreich, Holland, Italien und Deutschland in der Schweiz Zuflucht suchten? Noch war die Lage nicht kritisch, aber man wusste nicht, was die Zukunft noch bringen konnte. Keiner hat diese Zukunftsangst, auf der die schweizerische Flüchtlingspolitik beruhte, deutlicher enttarnt als der Basler Redaktor Albert Oeri, der im September 1942 in der grossen Flüchtlingsdebatte im Nationalrat fragte: «Müssen wir grausam sein in der Gegenwart um einer unsicheren Zukunft willen, so quasi ‚auf Vorrat hin grausam‘? Müssen wir Mitmenschen, die uns um Erbarmen anflehen, ins Elend und in den Tod stossen, weil es uns vielleicht später auch einmal schlecht gehen kann?»

Sicher hatte diese Ängstlichkeit noch andere Ursachen. Nach der Besetzung Frankreichs im Juni 1940 war eine Weiterreise der Emigranten praktisch unmöglich geworden. Die Versorgung des Landes wurde zunehmend schwieriger; 1943 sank der Nährwert der Rationen unter die als ausreichende Norm angesehene Grenze von 2'160 Kalorien. Zweifellos wurden auch aussenpolitische Verwicklungen mit Deutschland befürchtet, wenn man – wie Bundesrat von Steiger einmal sagte – das Land zu einem «ausgesprochenen deutschfeindlichen Judenzentrum» machte. Die Unterbringung der Flüchtlinge erwies sich als schwierig; in den Lagern, in denen sie – vorerst beschäftigungslos – untergebracht waren, entstanden manche Spannungen, und die Kantone, die vom Bund im September 1942 um Mithilfe angegangen wurden, zeigten sich äusserst abweisend.

Letzten Endes dürfte aber auch die im Schweizer oft vorhandene, in jenen Jahren aber, wo

man vom Ausland wahrhaftig nicht viel Gutes erwarten konnte, besonders ausgeprägte Abneigung gegen das Fremde – und gegen das Jüdische im Besonderen – mitgespielt haben. Stahlberger meint, ein latenter Antisemitismus sei damals in der Bevölkerung und bei den Behörden zu spüren gewesen. Er zitiert den Dichter Robert Musil, der sich selber als Emigrant von 1938 bis 1942 in der Schweiz aufhielt. Musil sagt über seine Erfahrungen: «Die Schweizer haben keinen Respekt vor dem Fremden ... Darum auch ihr Misstrauen gegen den Fremden, ausgenommen er imponiert durch Reichtum; jeder andere Fremde ist ein Zi-geuner.»

Dass in jedem Flüchtling auch ein Stück Schweiz verfolgt wurde – die Freiheit des Denkens und des Glaubens, die Toleranz gegenüber Minderheiten –, ist damals bei uns zweifellos zu wenig bedacht worden.

## August 1942

Im August 1942 verschärfte sich die Lage drastisch. Nachdem in Frankreich und Holland Massenverhaftungen und Deportationen von Juden eingesetzt hatten, suchten täglich mehr Flüchtlinge in die Schweiz zu kommen. Wie der Chef der eidgenössischen Polizeiabteilung, Dr. Heinrich Rothmund, am 18. September 1942 in einem Referat ausführte, waren noch im Mai dieses Jahres nur 132 Flüchtlinge illegal in die Schweiz eingereist und aufgenommen worden; im Juli waren es schon 248, im August 561, und vom 1. bis 17. September 733, also 43 pro Tag. Bundesrat von Steiger sagte am 22. September 1942 vor dem Nationalrat, Ende Juli hätten sich etwa 8'300 Flüchtlinge – 10'000 internierte Polen nicht mitgerechnet – in der Schweiz aufgehalten. Jetzt seien es 9'600, während man ursprünglich 6'000 bis 7'000 als tragbar erachtet habe.

Was war zu tun?

Der geltende Bundesbeschluss vom 17. Oktober 1939 schrieb vor, illegal Eingereiste seien – mit Ausnahme von Deserteuren und politischen Flüchtlingen – ohne Weiteres wieder ausser Landes zu schaffen. Diese Vorschriften waren bisher nicht rigoros gehandhabt worden. Im Verlauf des Jahres 1942 hatte sich immer deutlicher gezeigt, welches Schicksal diesen Flüchtlingen, namentlich den Juden, wartete, wenn man sie zurückstieß. Dr. Jezler, Adjunkt des Chefs der Polizeiabteilung, schrieb am 30. Juli 1942 in einem Bericht: «Die übereinstimmenden und zuverlässigen Berichte über die Art und Weise, wie die Deportationen ausgeführt werden, und über die Zustände in den Judenbezirken im Osten sind derart grässlich, dass man die verzweifelten Versuche der Flüchtlinge, solchem Schicksal zu entrinnen, verstehen muss und eine Rückweisung kaum mehr verantwortet werden kann.»

«Was sollen wir tun?», schrieb Dr. Rothmund zu diesem Bericht, der an Bundesrat von Steiger gerichtet war. Deserteure und entwichene Kriegsgefangene sowie politische Flüchtlinge, die sich in grosser Gefahr befänden, nehme man auf; aber heutzutage sei jeder Flüchtling allein schon wegen der Flucht in Todesgefahr. Eine Rückweisung insgesamt käme aus Gründen der Tradition nicht in Frage. «Rückweisung nur der Juden? Dies drängt sich fast auf», folgerte Dr. Rothmund. Dieser Schluss war unlogisch und verhängnisvoll.

Am 13. August 1942 erliess die Polizeiabteilung ein Kreisschreiben an die kantonalen Polizeistellen, das die neuen Weisungen für die Behandlung der Flüchtlinge enthielt. Nicht zurückzuweisen waren: Deserteure, entwichene Kriegsgefangene, Militärpersonen sowie politische Flüchtlinge, die glaubhaft machen konnten, dass sie aus politischen Gründen verfolgt wurden. «Flüchtlinge nur aus Rassegründen» – hiess es dann aber – «z.B. Juden, gelten nicht als politische Flüchtlinge.» Sie waren wie alle anderen Flüchtlinge zurückzuweisen.

Zehn Tage später ordnete Bundesrat von Steiger an, dass diese Vorschriften insofern etwas zu lockern wären, als in besonderen Fällen von Zurückweisung abzusehen sei. Wie sich diese Vorschriften gesamthaft ausgewirkt haben, wissen wir nicht. Zwar gibt es Statistiken, die zeigen, dass im August 561 Flüchtlinge aufgenommen und 214 zurückgewiesen wurden; im Oktober waren es 1'904 Aufgenommene und 367 Zurückgewiesene. Aber diese Zahlen sagen wenig aus, da wir ja nicht wissen, wie viele Verfolgte durch diese Massnahmen – wie das beabsichtigt war – davon abgehalten wurden, die rettende

### Ein Flüchtlingsschicksal

«Im Herbst 1941 ersuchte die in Freiburg i. Br. wohnhafte deutsche Jüdin Jeannette W. den Basler Anwalt, für sich und ihr christliches Adoptivkind ein Einreisevisum nach der Schweiz oder irgendeinem andern Land zu beschaffen. Nach vielen Bemühungen gelang es, ein kubanisches Zielvisum erhältlich zu machen; ausserdem konnten Schiffsplätze für Ende Dezember reserviert werden. Die baselstädtische Fremdenpolizei, an die sich der Anwalt wegen der Erteilung eines Durchreisevisums durch die Schweiz wandte, verlangte ein Depot von 2'000 Franken. Diesem Begehren wurde entsprochen. Dann verfügte aber die Eidgenössische Fremdenpolizei entsprechend den Vorschriften, dass das Visum erst gegeben werden könne, nachdem ein französisches Transitvisum beigebracht sei. Wiederholte Gesuche des Anwaltes an die französischen Amtsstellen um Erteilung eines solchen Visums blieben erfolglos. Aufgrund einer Mitteilung des Freiburger Anwaltes der Jeannette W., die Angelegenheit sei sehr dringlich geworden, und von Berichten eines Mittelsmannes, die Deportation der Jeannette W. stehe unmittelbar bevor, sprach der Basler Anwalt persönlich bei der Eidgenössischen Fremdenpolizei vor und ersuchte diese, unter den gegebenen Umständen auf eine Beibringung des französischen Transitvisums zu verzichten. Diese Bitte wurde jedoch abgelehnt. Anfang Februar 1942 erhielt der Anwalt endlich aus Vichy den Bericht, er könne mit der Erteilung des französischen Transitvisums bestimmt rechnen. Wenige Tage später traf jedoch von der Eidgenössischen Fremdenpolizei der Bescheid ein, dass die Einreise in die Schweiz auch beim Vorliegen aller Dokumente nicht mehr in Frage komme, da die Ausreisemöglichkeiten für Emigranten zurzeit sehr gering seien ...  
Jeannette W. und ihr Kind wurden nach dem Osten deportiert. Sie sind von dort nicht mehr zurückgekehrt.»

(Carl Ludwig, a. a. O. S. 196, Anm. 1)

Insel überhaupt aufzusuchen. Aufschlussreich ist immerhin, dass 88 bis 90 Prozent der aus Deutschland Geflohenen Juden waren; ihr Anteil an den Zivilflüchtlingen in der Schweiz betrug aber nur 40 Prozent.

Im Nationalrat wurde die Flüchtlingspolitik im September 1942 in einer grossen Debatte behandelt. Die freisinnig-demokratische, die katholisch-konservative und die Bauern-, Gewerbe- und Bürger-Fraktion stimmten der bundesrätlichen Politik zu. Die anderen Fraktionen gaben keine Erklärungen ab, doch brachten einzelne Sprecher aus ihren Reihen – vor allem Sozialdemokraten –, zu denen sich auch Redner aus den Regierungsparteien gesellten, klar zum Ausdruck, dass sie die Öffnung des Landes gegenüber den Flüchtlingen als völlig ungenügend betrachteten. Neun von 17 Rednern vertraten den oppositionellen Standpunkt.

### Die Geschichte vom vollen Boot

Am 30. August sprach Bundesrat von Steiger an einer Veranstaltung der Jungen Kirche in Zürich-Oerlikon. Dabei brauchte er, um die Lage der Schweiz gegenüber den Flüchtlingen darzustellen, erstmals das Bild vom überfüllten Rettungsboot. Der entsprechende Passus in seiner Rede lautete: «Wer ein schon stark besetztes kleines Rettungsboot mit beschränktem



Fassungsvermögen und ebenso beschränkten Vorräten zu kommandieren hat, indessen Tausende von Opfern einer Schiffskatastrophe nach Rettung schreien, muss hart erscheinen, wenn er nicht alle aufnehmen kann ...»

Das Bild war eindrücklich und schien zutreffend; aber es war – wie wir heute wissen – nicht richtig. Drei Wochen später schrieb der Schriftsteller Felix Moeschlin, der Vergleich mit dem Rettungsboot gefalle ihm nicht. «Will man unbedingt einen Vergleich aus der uns versagten ozeanischen Welt haben, so spreche man von einem überaus gut organisierten, tadellos ausgerüsteten Überseedampfer ..., der noch lange nicht untergeht, wenn er auch über die mitfahrenden Passagiere hinaus noch einige Schiffbrüchige auf nimmt.»

Dass das Boot nicht voll war, bewiesen die kommenden Jahre. Ende September 1943 lebten an die 58'000 Flüchtlinge in der Schweiz; bei Kriegsende waren es 115'000. Die eidgenössische Zentrale für Kriegswirtschaft schrieb, als die Zahl der Flüchtlinge schon sechsmal so gross war wie damals, als das Bild vom überfüllten Boot entstand, die Belastung durch die Flüchtlinge falle nicht wesentlich ins Gewicht. In einer Schrift ihres Aufklärungsdienstes vom Herbst 1943 hiess es: «Wir beherbergen nun rund 62'000 Flüchtlinge, die den Bund allerdings viel Geld kosten; diese Zahl entspricht jedoch nur 1,5 Prozent unserer Bevölkerung, so dass die Verpflegung dieser bedauernswerten Opfer des Krieges wirklich nicht so sehr ins Gewicht fällt, wenn man bedenkt, dass die Ernährung unseres Volkes immer noch als ausreichend betrachtet werden darf. Unsere gegenwärtigen Rationen sind grösser als die der meisten kriegführenden Länder und besetzten Staaten. Sollten wir das Glück des Friedens nicht mit einem bescheidenen Opfer bezahlen?»

## Das Kriegsgeschehen im August 1942

- 6.8. Präsident Roosevelt ernennt General Eisenhower zum Oberbefehlshaber für das Unternehmen «Torch», die geplante Landung in Französisch-Nordafrika.
- 7./8.8. Landung des US-Marine-Korps auf der Salomonen-Insel Guadalcanar; Beginn monatelanger Kämpfe.
- 10.-13.8. Ein britischer Versuch, einen Versorgungs-Konvoi mit starken Sicherungskräften nach Malta durchzubringen, scheitert. Verlust eines Flugzeugträgers, eines Zerstörers, von vier Kreuzern und zehn Transportern.
- 13.8. Generalleutnant Montgomery wird Oberbefehlshaber der 8. britischen Armee in Ägypten.
- 19.8. Ein britischer Raid auf Dieppe scheitert.
- 19.8. General Paulus gibt der 6. Armee den Befehl zum Angriff auf Stalingrad.
- 25.8. Für Stalingrad wird der Belagerungszustand erklärt.
- 31.8. Beginn einer letzten deutsch-italienischen Offensive bei El Alamein. Der Versuch muss am 2. September abgebrochen werden.

## Zwischen Dienstpflicht und Hochverrat September 1942

Im Allgemeinen erwartet man wenig Gutes, wenn sich die Armee in die Politik einmischt. Das «Kriegshandwerk» soll sich der «Staatskunst» unterordnen. Georges Clemenceau hat diese dienende Funktion des Heeres in die bekannte Formel gebracht, der Krieg sei eine zu ernste Sache, als dass man ihn den Generälen überlassen könne, und ein deutscher Kriegsminister hat einmal lapidar bemerkt: «Die bewaffnete Macht deliberiert nicht, sie führt aus.» Dies scheint ein Axiom der modernen Demokratie.

In kaum einem Land Europas hat das Verhältnis zwischen Staat und Armee in den letzten hundert Jahren so abrupte Wechsel erfahren wie in Deutschland. Schaut man die Bilder von der Reichsgründung an, könnte man meinen, das Deutsche Reich sei 1871 von Offizieren geschaffen worden. Bismarck erwähnt ja auch, dass er bei wichtigen Beratungen nicht selten «der einzige Zivilist in Uniform» gewesen sei. Er hatte es nicht leicht, sich gegen die politischen Gelüste der Militärs durchzusetzen; aber es gelang ihm, wenn auch – wie in Nikolsburg 1866 – nur unter Aufbietung aller Kräfte.

Zu seiner Zeit hat der Generalstabschef, Helmuth Graf von Moltke, auch versucht, den Offizieren diesen Geist des Dienens am Staat einzuimpfen. Sein Arbeitsprinzip für die Generalstabsoffiziere hiess: «Viel leisten, wenig hervortreten.» Der Generalstab sollte eine Organisation von Führungsgehilfen, nicht eine Machtinstitution sein. Seine Angehörigen hatten sich der höheren Meinung zu unterwerfen und dieser nach besten Kräften zu dienen, auch dann, wenn sie von der eigenen abwich.

Vor und während des Ersten Weltkrieges haben sich die Verhältnisse dann drastisch geändert. Der Einfluss der Militärs auf die Politik und auf den Kaiser, der das Militärische – zumindest das Militärisch-Schneidige – so über alles liebte, nahm gefährlich zu. Beim Kriegsausbruch 1914 war es nicht immer klar, wer eigentlich in Berlin regierte, der Kanzler oder der Generalstabschef. Spätestens damals ist im Ausland das Bild von den preussischen Kriegstreibern in Uniform entstanden, ein Bild, das dann oft auch auf die Generäle des Zweiten Weltkrieges übertragen wurde, obwohl diese sich in einer wesentlich anderen Situation befanden.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde aber im 100'000-Mann-Heer der Weimarer Republik wieder der Moltkesche Geist gepflegt. Der damalige Chef der Heeresleitung, Hans von Seeckt, sagte: «Die Form wechselt, der Geist bleibt der alte; er ist der Geist schweigender, selbstloser Pflichterfüllung im Dienst der Armee. Generalstabsoffiziere haben keine Namen.»

### Halder und Hitler

Für Franz Halder, der 1938 Generalstabschef des deutschen Heeres wurde und dessen Verfahren seit 300 Jahren den bayrischen Kurfürsten und Königen als Offiziere gedient hatten, war dieser Geist eine Selbstverständlichkeit. Er war sich gewohnt, selbstlos und mit eiserner Disziplin zu arbeiten, über Jahre hinweg an die 16 Stunden im Tag. Viele der soldatischen Tugenden, die der Generalstab hochhielt, besass er in besonderem Masse: Bescheidenheit, Hingabe an die Pflicht, Korrektheit und exakte, wissenschaftliche Arbeitsweise. Militärische Führungskraft erforderte seiner Meinung nach hohes fachliches Können, aber auch höchste menschliche Vorzüge: Geistesschärfe, Charakterstärke und Verantwortungsbewusstsein, unbestechliche Nüchternheit, aber auch Phantasie, daneben Ausdauer und Wille.

Halder wurzelte tief in Tradition und Glaube. Den Krieg hat er nicht geliebt. Wie Moltke war auch er der Meinung: «Jeder Krieg, auch der siegreiche, ist ein nationales Unglück.»



*Generalstabchef Franz Halder: In normalen Zeiten ein treuer Diener seines Landes, unter Hitler an der Grenze zum Hochverrat.*

Und nun musste dieser Mann mit einem Chef der Wehrmacht Zusammenarbeiten, dessen Politik nur Krieg und Kriegsvorbereitung war, der sich für den grössten Feldherrn aller Zeiten hielt, obwohl ihm – wie Halder einmal schrieb – «... das Kunsthandwerk einer neuzeitlichen Generalstabkarte ... ein unlösbares Geheimnis ...» blieb; einem Führer, der von exakter militärischer Planung keine Ahnung hatte, sondern das Wünschenswerte anstelle des Möglichen zur Grundlage seines Handelns machte und an die Stelle sorgfältiger Führung ein Chaos von Improvisationen setzte; einem Chef endlich, dem Verantwortung für den am Feind stehenden Soldaten unbekannt war, der ihn als beliebig ersetzbares Material betrachtete und – in völligem Gegensatz zu Halder – den Untergebenen auch keine Freiheit liess und kein Vertrauen entgegenbrachte, sondern sich in alle Kleinigkeiten einmischte und die Rache zum Führungsprinzip erhob.

Heidemarie Gräfin Schall-Riauour schildert in ihrer Halder-Biographie in packender Weise, wie sich die stundenlangen Lagebesprechungen im Führerhauptquartier abspielten. Da stand Halder, der souverän und fundiert in klarer, knapper Sprache die Lage schilderte, Vorteile und Gefahren aufzeigte, um daraus sorgfältig die Folgerungen zu ziehen, während sich seine Mitarbeiter im Hintergrund hielten, um auf Verlangen nähere Auskünfte zu erteilen. Und hier war Hitler, Halder immer wieder ins Wort fallend, wild auf der Lagekarte herumfahrend, zu uferlosen Monologen ausholend, in denen sich Wichtiges und Nebensächliches bunt vermischten, während die lässig herumstehenden Emporkömmlinge seiner Umgebung durch beifällige Zwischenrufe und forciertes Lachen die Gunst des Führers zu erhaschen suchten. Solche Lagebesprechungen endeten nicht selten mit wilden Wutausbrüchen Hitlers, mit wüsten Beschimpfungen des Generalstabs und mit einem taktlosen Gebüll, das für alle Anwesenden erniedrigend war.

Halder und Hitler: Das waren der Gentleman und der Volkstribun, der Wissenschaftler und der Fanatiker, der militärische Fachmann und der Laie, dem es zwar nicht an Einfällen, wohl aber an den grundlegenden Tugenden, deren Führungsarbeit bedarf, mangelte: An Fleiss und Selbstzucht.

## Unmögliche Stellung

In normalen Zeiten wäre Franz Halder der getreue Diener seines Herrn geworden. Im pervvertierten Staat Hitlers musste er zum Verschwörer werden.

Als er im Sommer 1938 als Nachfolger Ludwig Becks zum Generalstabschef vorgeschlagen wurde, ging er zum Oberbefehlshaber des Heeres, von Brauchitsch, und sagte ihm: «Wenn ich das Amt übernehme, dann tue ich es nur, um jede Möglichkeit zum Kampf gegen Hitler und sein System auszunützen, die dieses Amt bietet. Wenn Sie mich unter diesen Umständen haben wollen, so stehe ich Ihnen zur Verfügung.»

Unter bizarreren Umständen hat wohl selten ein Mensch sein Amt angetreten. Als Generalstabschef hatte Halder die deutschen Feldzüge vorzubereiten, die er als Mann des Widerstandes zu verhindern suchte. Seine Operationspläne, an denen er monatelang arbeitete, sollten deutsche Siege sichern, Siege, die er in seinem Innern gar nicht wünschte. Die Tragik Halders zeigt sich darin, dass er zwei Aufgaben diente, die sich gegenseitig ausschlossen. Hier stand die perfekte Pflichterfüllung, dort deren gleichzeitige Obstruktion, hier die Dienstpflicht, dort die moralische Überzeugung, hier die Sorge für die Truppe, dort die Sorge um das Land. Als Offizier war Halder zu Loyalität, zum Gehorsam verpflichtet; nun beschäftigte er sich mit Plänen, die an die Grenze zum Hochverrat und zur Meuterei führten. Die Zeiten müssen fürwahr ausser Rand und Band gewesen sein, wenn – wie einmal bemerkt worden ist – ein Offizier von solch typischer Korrektheit, der zu allem anderen eher prädestiniert war als zum Rebellen, nun der politischen Verschwörung die Hand bot.

Halder hätte diesem Dilemma entgehen können, wenn er in jenem Sommer 1938 einfach nein gesagt hätte. Er tat es nicht, weil er hoffte, Schlimmeres verhindern und von seiner hohen Stellung aus doch noch zum Wohle der Truppe wirken zu können. Wie der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst Freiherr von Weizsäcker, hätte auch Halder sagen können: «Je mehr man in die Hitler-Küche hineinroch, umso stärker fühlte man die Pflicht, dazubleiben und die Giftmischerei zu verhindern». Rückzug war kein Weg wirkungsvollen Widerstandes.

## Offiziere ohne Truppe

Wie sehr alles in diesem nationalsozialistischen Deutschland verdreht war, zeigt sich auch darin, dass damals kaum etwas wünschenswerter war als das Eingreifen der Militärs in die Staatsführung. In Heer und Generalstab schienen nun alle guten politischen Eigenschaften verkörpert: Verantwortungsbewusstsein, Mässigung und nüchternes Abschätzen der Möglichkeiten, während die Staatsleitung in ein bübisches Abenteuerertum abgeglitten war. Die Frage ist oft gestellt worden: Warum haben die Militärs nicht eingegriffen? Warum hat Halder, der unzählige Male mit der Pistole zu den Besprechungen mit Hitler erschien, von ihr nicht Gebrauch gemacht? Warum sind die Staatsstreichpläne, die beispielsweise im September 1938 und im November 1939 bereitlagen, nicht ausgeführt worden?

Nun ist ja nicht jedermann zum Verschwörer und zum Attentäter geboren, auch nicht unter den Offizieren, und schon gar nicht unter den deutschen Offizieren, die seit Moltke gelernt hatten, dem Staat – wie immer er auch aussah – als unpolitisches Werkzeug zu dienen. Die dienstliche Gehorsampflcht war bei vielen Offizieren eine psychische Schwelle, die kaum zu überwinden war. Als Halder im Februar 1938 den damaligen Generalstabschef drängte, er solle – mit Unterstützung des Heeres – von Hitler die Wiedereinsetzung des unter entehrenden Umständen entlassenen Oberbefehlshabers, von Fritsch, fordern, bekam er von Beck die erregten Worte zu hören: «Das, was Sie von mir verlangen, ist Revolution und Meuterei. Diese Worte gibt es nicht im Lexikon des deutschen Offiziers.» Dabei war

auch Beck ein entschiedener Gegner Hitlers.

Man darf auch nicht übersehen, dass es eine einheitliche, gegen Hitler gerichtete Stimmung unter den Offizieren gar nicht gab. Zu den Verschwörern zählten letzten Endes ein paar Dutzend – durch sittliches Empfinden und politische Einsicht geprägte – Offiziere der alten Schule und der alten Führungsschicht, die zwar bei Kriegsbeginn hohe Kommandos innehatten oder in hohen Stäben sassen, von Hitler aber schon in der ersten Kriegshälfte mehrheitlich entlassen wurden. Das untere Offizierskorps und erst recht die vielen Emporkömmlinge waren überwiegend nationalsozialistisch eingestellt, wie ja auch – wenigstens solange Hitler Erfolg hatte – die grosse Mehrheit der Bevölkerung. Als Halder im Herbst 1939 bei den Oberbefehlshabern der im Westen stehenden Heeresgruppen durch General von Stülpnagel sondieren liess, welche Reaktion der Truppe bei einem Staatsstreich zu erwarten war, fiel die Antwort eindeutig aus: Die Kommandeure und die Truppen wären dem Ruf zur Erhebung gegen Hitler nicht gefolgt. Die Verschwörer hatten Offiziere, aber keine Truppe; sie verfügten, wie Guderian schreibt, über keine einzige Kompanie.

### Der ersetzbare Hitler

Wenn es eine günstige Stunde für den Auf stand gab, so muss sie wohl zu Beginn des Krieges, in den Jahren 1938 und 1939, gesucht werden. Hitler war zwar damals sehr populär, aber den Krieg wollten die Deutschen nicht. Wie gering das Ausland aber selbst damals die Chancen für einen Aufstand einschätzte, zeigte sich darin, dass verschiedene Sondierungsmissionen der Verschwörer in England ohne jedes Echo blieben. Putschende deutsche Offiziere konnte man sich in London nicht vorstellen.

Je länger dann der Krieg dauerte, umso ungünstiger entwickelte sich für die Verschwörer die aussenpolitische Lage. Langsam schlossen die Alliierten den Ring um Deutschland, und Anfang 1943 verkündeten sie, sie würden kämpfen, bis Deutschland bedingungslos kapituliere. In dieser Lage hätte ein Staatsstreich ohne Chaos und innere Wirren ablaufen müssen, wenn sich die Verschwörer nicht dem Vorwurf des Verrats aussetzen wollten. Eberhard Zeller hat dieses Dilemma, in das der Krieg die Verschwörer stürzte, in seinem Werk über den 20. Juli sehr klar beschrieben. Brachte der Krieg – meint er – Sieg «... so wuchs Hitler in seinem Volk als Genie, brachte er Niederlage, so vermehrte ein Staatsstreich nur die Gefahr und brandmarkte die Widerständler als ‚Verräter‘, die den ‚Dolchstoss‘ gegen Hitler oder ihr eigenes Volk führten.» Hitler wäre zum Märtyrer geworden, und der Hitler-Mythos hätte einem Nachfolger gleichen Schlages den Weg geebnet; an Anwärtern fehlte es ja nicht. Hätte ein Staatsstreich eine Chance auf Erfolg haben wollen, so hätte die grosse Mehrheit der deutschen Bevölkerung intuitiv erkennen müssen, dass die Verschwörer eine bessere Welt anboten als die, in der man lebte. Das war aber nicht vor 1944 der Fall, als in Deutschland die grosse Ernüchterung einsetzte.

### Entlassung und Verfolgung

Nach der im Dezember 1941 erfolgten Entlassung von Brauchitschs als Oberbefehlshaber des Heeres wurde die Stellung Halders immer schwieriger. Der Nachfolger von Brauchitschs war Hitler selbst, der das Kommando nach dem Motto «das bisschen Operationsführung kann jeder machen» führte. Die Spannungen wuchsen ins Unerträgliche, als im Sommer 1942 die für Halder völlig sinnlose Verzettelung der deutschen Kräfte an der russischen Südfront angeordnet wurde. Halder sah, dass seine Einwendungen nicht das ge-

ringste mehr nützten; für Hitler aber war Halder zur verkörperten Negation seiner Kriegsführung geworden, ein Mann ohne jede nationalsozialistische Glut, ein Zauderer, den er – wie alle Angehörigen des Generalstabes – zu jenen Defaitisten und Beinahe-Pazifisten zählte, die er am liebsten zu Beginn des Krieges umgelegt hätte, «... wie es Stalin mit den russischen Generälen gemacht hat...»; so wenigstens sagte es Hitler nach dem 20. Juli 1944. Anfang September kam es im Führerhauptquartier zu wüsten Auftritten, bei denen Hitler jede Selbstbeherrschung verlor. Von da an mied er die Generalität; seinen engsten militärischen Berater, Jodi, grüsste er monatelang nicht mehr. Er kam nicht mehr in den Lageraum, sondern hielt die Besprechungen fortan im engsten Kreis in seinem Blockhaus ab. Seine Unterkunft verliess er kaum mehr und speiste auch von da an meist allein mit seinem Schäferhund. Halder entliess er am 24. September.

Halder zog sich nach Berlin und dann in seine bayrische Heimat zurück. Am 21. Juli 1944 wurde er wegen seinen Verbindungen zu Beck und Goerdeler von der Gestapo verhaftet. Nacheinander kam er in die Konzentrationslager Dachau, Ravensbrück, Flossenbürg und wieder Dachau. Am 24. April 1945 wurde Halder und seine Frau mit etwa 140 anderen prominenten Häftlingen aus zahlreichen Ländern auf Busse und Lastwagen verladen und Richtung Dolomiten gefahren. In der Nacht vom 29. auf den 30. April, als der Bus wegen einer Panne mehrere Stunden im Pustertal festlag, hörte Halder die Wachmannschaft in der nasskalten Nacht diskutieren, ob es sinnvoller sei, die Gefangenen noch an ihren Bestimmungsort zu fahren oder gleich im nächsten Seitental umzubringen. In dieser beklemmenden Situation gelang es Halder, eine Botschaft an einen in der Nähe stationierten hohen Offizier gelangen zu lassen, der die Gruppe am Vormittag des 30. April mit einer stark bewaffneten Kompanie aus den Händen der Gestapo befreite. Zwei Jahre verbrachte Halder dann in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, doch wurde keine Anklage gegen ihn erhoben, weil er bald als Gegenspieler Hitlers erkannt wurde. Bis 1961 arbeitete er an der Spitze der amerikanischen «Historical Division» an der kriegsgeschichtlichen Erforschung des Zweiten Weltkrieges mit. 1972 ist er in Aschau in Bayern gestorben.

## Das Kriegsgeschehen im September 1942

- 3.-20.9. Fast jede Nacht erfolgen Angriffe der Royal Air Force auf deutsche Städte, so am 10./ 11. 9. mit 360 Flugzeugen auf Düsseldorf und am 19./20. 9. auf München. Der Angriff auf Düsseldorf fordert 44 Tote, 170 Verletzte und 4'000 Obdachlose.
- 9.9. Hitler enthebt den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A (Kaukasus), Generalfeldmarschall Wilhelm List, seines Postens und wird selbst sein Nachfolger.
- 14.9. Ein britischer Raid gegen Tobruk scheitert.
- 15.9. Die Japaner versenken bei Guadalcanar den US-Flugzeugträger «Wasp» und das neue Schlachtschiff «North Carolina». – Goebbels gibt an die deutsche Presse die Parole aus, das Ringen um Stalingrad nähere sich seinem erfolgreichen Ende. «Die deutsche Presse hat sich vorzubereiten, den Sieg in wirkungsvoller Form» zu würdigen.
- 22.9. General Eisenhower setzt das Invasionsunternehmen «Torch» in Nordafrika auf den 7. November fest.
- 28.9. Das sowjetische Oberkommando benennt die bisherige «Stalingradfront» in «Don-Front» (Generalleutnant Rokossowskij) und die «Südwestfront» in «Stalingradfront» (Generaloberst Jeremenko) um.
- 30.9. Hitler erklärt in der Rede zur Eröffnung des Winterhilfswerks im Berliner Sportpalast, der deutsche Soldat werde nirgends zurückgehen.



Das Ringen grosser Feldherren miteinander hat in der Geschichte immer für Aufsehen gesorgt, vor allem dann, wenn von solchen Auseinandersetzungen nicht nur das Schicksal von Herrschern und Staaten, sondern ganzer Erdteile, Epochen und Kulturen abhing. So war es bei Xerxes und Themistokles, bei Scipio und Hannibal, bei Wallenstein und Gustav Adolf, bei Napoleon und Kutusow.

Mit Abstrichen gilt das wohl auch von der Auseinandersetzung zwischen Rommel und Montgomery in Nordafrika, obwohl sie – das muss gleich gesagt sein – im Grund genommen schon entschieden war, bevor der letztere überhaupt auf dem Schauplatz erschien. Vermutlich ist es auch so, dass dieses Ringen kaum die geschichtliche Dimension hat, die ihm die Zeitgenossen zuzumessen bereit waren. Rommel wäre auch ohne Montgomery bald aus Afrika vertrieben worden, und Montgomery hat nicht – wie Churchill triumphierend meinte – die Liquidation des britischen Empires verhindert; er hat sie höchstens verzögert.

Trotzdem beansprucht diese Auseinandersetzung zu Recht historisches Interesse. Als Montgomery am 23. Oktober 1942 kurz nach halb zehn Uhr nachts zum Angriff auf Rommels Stellung bei El Alamein ansetzte, begann eine Wende, die den Charakter des Endgültigen annahm. Die Engländer mussten die 1'000 Kilometer durch die libysche Wüste, die sie schon zweimal vorrückend und zweimal fliehend passiert hatten, nie mehr zurückgehen. Als sie ein halbes Jahr später in Tunesien auf die Armee General Eisenhowers trafen, war es Schluss mit dem deutschen Afrikakorps. Bald darauf war der Krieg auf diesem Kontinent zu Ende.

Noch etwas macht diesen Kampf merkwürdig: Das ist der Charakter derer, die ihn führten. Rommel und Montgomery – das waren nicht nur zwei sehr verschiedene Charaktere: Das sind zwei Grundtypen militärischen Führertums schlechthin. Und – wie immer bei bedeutenden Auseinandersetzungen der Vergangenheit – hat die Geschichte auch hier den Verlierer nicht vergessen. Der Verlierer verlor mit Glanz, und dem Sieger fiel der Sieg nicht leicht.

## Rommel – eine Legende

Einer der Biographen Rommels, der englische General Desmond Young, weist auf die nicht unbekanntete Tatsache hin, dass der Soldat in der Regel die hohen Offiziere, unter deren Kommando er steht, kaum kennt. Der General – schreibt er – «den seine Soldaten kennen, bleibt eine Ausnahme. Der General aber, der auch bei seinem Gegner berühmt ist, ist äusserst selten.»

Rommel war einer von ihnen. Er wurde nicht nur in Deutschland rasch zur Legende, sondern auch bei seinen Gegnern, der britischen achten Armee in Nordafrika, und in England überhaupt. General Auchinleck, der die britischen Streitkräfte im Mittleren Osten kommandierte, musste seinetwegen eine spezielle Weisung herausgeben, in der er feststellte, seine Soldaten sprächen zu viel von Rommel. Er sei für sie eine Art Soldatenschreck und Zauberer geworden, der mit übernatürlichen Kräften ausgestattet sei. Auchinleck verbot, fortan den Namen Rommel überhaupt noch zu erwähnen. Auch Churchill scheint zeitweise stark im Banne Rommels gestanden zu haben.

Was im Einzelnen diese Legende bewirkt hat, ist nicht leicht auszumachen. Im Unterschied zu Montgomery, der sein Image sorgfältig aufbaute, scheint Rommel für solche Fragen wenig übrig gehabt zu haben; seine Popularität klebte an ihm wie sein Schatten. Schuld an ihr war sicher einmal seine Omnipräsenz. Er führte seine Divisionen von vorn, tauchte zu jeder Tages- und Nachtzeit bei der Truppe an der Front – ja selbst bei entlegensten Vorposten – auf, und war nicht selten der vorderste Mann seiner Armee. Er war enorm beweglich, sprang mit seinem «Fieseler-Storch» hierhin und dorthin und raste mit seinem gepanzerten Kommandowagen, den er einem englischen General abgenommen hatte, von Stützpunkt zu Stützpunkt. Dabei setzte er sich selbst erheblichen Gefahren aus. Mehrmals kam es vor, dass im ganzen Afrikakorps niemand wusste, wo sich der Chef befand, bis er nach Stunden auf irgendeinem abenteuerlichen Weg wieder auftauchte. Auf diese Weise wurde er für seine Leute nicht nur ein Chef, den sie persönlich kannten, sondern den sie – weil er die gleichen Gefahren auf sich nahm und lebte wie sie – auch als einen der ihren anerkannten. Es ist oft bemerkt worden, dass dieser Feldmarschall sprach wie ein Feldweibel und lebte wie ein Leutnant; ja, letzten Endes führte er auch wie ein Leutnant. Er war kein bedeutender Stratege, wohl aber ein «massloser Taktiker» und ein Gefechtsfeld-Akrobat, dem alle Mittel der Täuschung und eine unglaubliche Witterung für das augenblicklich Richtige zu Gebote standen. Rommel war überzeugt, dass nicht die materiellen Mittel die Schlachten entscheiden, sondern Energie und Wille des Führers. Daher musste dieser bei der Truppe sein. «Rommel» – so schrieb Liddell Hart – «erweckte unter den Bedingungen des modernen Krieges das Vorbild der grossen Heerführer der Vergangenheit zu neuem Leben.» Zu Rommels Nimbus beigetragen hat sicher auch die Tatsache, dass er seine Siege durchwegs gegen Gegner erreicht hat, die stärker waren als er. Als er im Februar 1941 von Hitler nach Afrika geschickt wurde, stand schon der Russlandfeldzug bevor, und Rommel durfte nicht mehr hoffen, je eine starke Armee zu bekommen. Aber kaum hatte er ein paar Bataillone beisammen, ging er am 24. März zum Angriff über, der den Gegner überraschte und weit zurückwarf. Auch als er beispielsweise am 26. Mai 1942 zur Offensive gegen die Gazala-Linie ansetzte, war er dem Gegner an Panzern im Verhältnis 1:3, an Artillerie im Verhältnis 2:3 unterlegen; dennoch stiess er in einem einzigen Anlauf bis El Alamein durch und warf die Engländer in wenig mehr als einem Monat um 500 Kilometer zurück.

## Kairo in Sicht

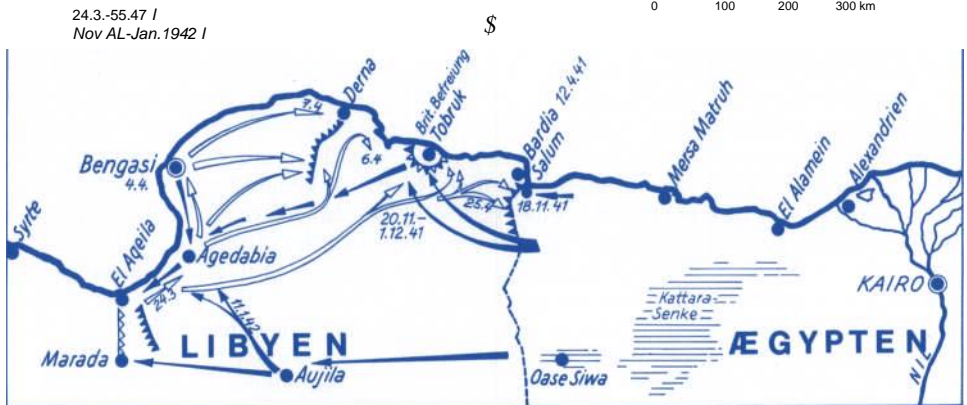
Am 21. Juni 1942 eroberte Rommel Tobruk, machte 35'000 Gefangene und eroberte so viele Waffen und Fahrzeuge, dass seine Truppe vorübergehend mehr einem englischen denn einem deutschen Korps glich. Rommel wurde zum Feldmarschall befördert, und Mussolini flog mitsamt einem weissen Hengst nach Libyen herüber, um beim bald zu erwartenden triumphalen Einzug in Kairo dabei zu sein.

Obwohl Rommels Verbände durch den raschen Vorstoss immer dünner geworden waren, und die Versorgungslage immer angespannter wurde, führte er die Offensive ohne anzuhalten weiter. Am 29. Juni nahm er Marsa Matruh, am 30. stand er bei El Alamein, 90 Kilometer vor Alexandria.

Englands Position im Nahen Osten wankte. Die britische Mittelmeerflotte wurde durch den Suezkanal ins Rote Meer zurückgezogen. Am Mittwoch, dem 1. Juli, quoll aus den Kaminen der britischen Stabsquartiere in Kairo der schwarze Rauch eilig verbrannter Geheimpapiere; die Engländer sprachen mitten im Sommer vom Aschermittwoch. Nachschubdepots wurden gesprengt, und im Nildelta bereiteten sich englische Verbände für die letzte Abwehrschlacht vor. An den Bahnhöfen Ägyptens sammelten sich Massen von Flüchtlingen.

Zwei Tage zuvor hatte die deutsche Sommeroffensive an der Ostfront begonnen. In diesem Augenblick schien es nicht unmöglich, dass sich Rommels Afrikakorps und die gegen den Kaukasus vorrückende Armee von Kleists in absehbarer Zeit irgendwo in Kleinasien oder Persien vereinigten.

## Wüstenfeldzüge März 1941 — Nov. 1942 Achsenmächte Alliierte —



Aber als Rommel vor dem Engnis von El Alamein ankam, waren seine Kräfte völlig erschöpft. Er besass noch 70 Panzer; nach weiteren Gefechten ein paar Tage später waren es noch zwei Dutzend. Der Durchbruch, den er in mehreren Anläufen Anfang Juli suchte, misslang. Rommel verlor die Initiative, und es entstand eine Pattsituation, in der Rommel nicht mehr stark genug war, um den Angriff fortzusetzen, und Auchinleck noch nicht stark genug, um selbst zum Angriff überzugehen. Das war – wie Liddell Hart schreibt – die eigentliche Wende von El Alamein; alles Weitere war nun eine Frage von Nachschub und Verstärkung, und da stand Rommel auf verlorenem Posten. Am 18. Juli schrieb er in einem seiner täglichen Briefe an seine Frau: «... es kann so nicht lange weitergehen, sonst wird die Front bald brechen. Militärisch ist dies die schwierigste Zeit, die ich je durchgemacht habe. Natürlich ist Hilfe in Aussicht; aber ob wir sie noch erleben werden, ist die Frage.»

### Churchill in Nöten

Das Jahr 1942 hatte Churchill nur Misserfolge gebracht. Im Fernen Osten waren nacheinander Malaya, Singapur und Burma gefallen; jetzt war sogar Indien gefährdet. Die Verluste zur See stiegen bedrohlich; im Januar 1942 hatten deutsche U-Boote 49 alliierte Handelsschiffe mit 276 173 Bruttoregistertonnen versenkt; im April waren es schon 72 Schiffe mit etwa 400'000, im Juni 131 Schiffe mit über 600'000 Tonnen. Im Mai und Juni waren die Cyrenaika und Tobruk gefallen; Malta war schwer gefährdet, und es sah so aus, als ob das Mittelmeer ein «mare nostrum» der Achsenmächte würde. Nach dem Vorstoss der Deutschen in den Kaukasus gerieten die persischen Ölfelder in den Wirkungskreis deutscher Flugzeuge. Stalin drängte auf die Eröffnung der zweiten Front, die die schwer bedrängte Sowjetunion entlasten sollte. Aber im Juli mussten die britischen Stabschefs Churchill mitteilen, dass die Operation «Sledgehammer» – die Kanalüberquerung – 1942 unmöglich durchzuführen war. An ihre Stelle trat die Operation «Torch», die amerikanische Invasion in Nordwestafrika, die aber Churchill insofern neue Sorgen bereitete, als es ihm kaum ge-

legen kam, wenn die Vereinigten Staaten ausgerechnet in einem Augenblick als Retter auftraten, wo England sich in tiefer Misere befand.

Churchill brauchte also unbedingt einen Sieg. In seiner Geschichte des Zweiten Weltkrieges sagt er selbst, er habe in diesem Sommer 1942 nicht einen Schimmer eines militärischen Erfolgs aufzuweisen gehabt, und seine politische Stellung sei schwach gewesen wie nie zuvor. Auchinleck, den er im Juli anwies, unverzüglich gegen Rommel loszuschlagen, konnte eine neue Offensive erst für den September in Aussicht stellen.

In dieser Situation flog Churchill am 4. August selber nach Kairo, um die Kommandoverhältnisse im Nahen Osten neu zu regeln. Anstelle Auchinlecks machte er General Alexander zum neuen Oberbefehlshaber im Nahen Osten, und General William Gott, der bisher ein Korps in Nordafrika kommandiert hatte, sollte die 8. Armee übernehmen. Aber Gott wurde auf dem Flug von der Front nach Kairo von deutschen Jägern abgeschossen. Zu seinem Nachfolger bestimmte Churchill unverzüglich General Bernard Montgomery, der am 12. August in Kairo eintraf.

### Montgomery kommt

Der Mann, der Rommel schlagen sollte, hatte schon 34 Dienstjahre hinter sich, aber nun führte er erstmals eine Armee. Er hatte den Ruf eines Sonderlings und galt als der vielleicht umstrittenste unter den britischen Generälen. Freunde hatte er keine, weil er Mühe hatte, mit Menschen auf gleicher Stufe auszukommen; er gehörte zu denen, die dominieren müssen. Nach oben war er, weil er sich für genial und unfehlbar hielt, ungewöhnlich aufsässig und respektlos, und es gab nicht manchen Vorgesetzten, den er akzeptierte. Nach unten war er rücksichtslos und bisweilen äusserst ungerecht. Die ihm unterstellten, kampferprobten und mehrheitlich tüchtigen Generäle der 8. Armee hat er ausnahmslos innert kürzester Zeit entlassen und durch Leute seiner Wahl ersetzt. Ein Generalstabsoffizier, der in seinen Stab versetzt wurde, musste bei seiner Ankunft hören, er habe seinen Posten bereits wieder verloren, weil er zu lange unterwegs gewesen sei. Charisma hatte Montgomery kaum; wie einer seiner Biographen, Alun Chalfont, sagt, fehlte ihm die emotionale Komponente. Er hatte wenig Gemüt und wenig Phantasie, und ging die Fragen der Führung kalt und berechnend an. Er sah auch nicht sehr vorteilhaft aus. Er glich, wie Chalfont sagt, «mehr einem flinken Terrier als einem Mann, der zum Befehlen geboren ist». Er war von kleiner Statur, und in der Generalsuniform ertrank er fast. Er ersetzte sie bald durch Pullover und Beret, die ihn



*Rommel und Montgomery - die Gegenspieler bei El Alamein.*

besser kleideten. Die Wirkung solcher Massnahmen war nicht unberechnet; man hat bei Montgomery schon von einem «kalkulierten Führungsstil» gesprochen.

Doch Montgomery war ein unermüdlicher Arbeiter und ein Mensch, der sich auf gestellte Aufgaben voll konzentrieren konnte. Er stellte – wie Chalfont sagt – «den Scheinwerfer seines begrenzten Intellekts mit aller Schärfe ...» auf die zu lösenden Probleme ein, die voll ausgeleuchtet wurden, während alles andere im Dunkel versank.

Und das Problem, das es jetzt zu lösen galt, sah Montgomery klar: Die 8. Armee musste ihr Selbstvertrauen wieder gewinnen und jenes Material erhalten, das nötig war, um Rommel zu schlagen. Obwohl Montgomery die Pläne Auchinlecks zur Verteidigung von El Alamein praktisch unverändert übernahm – was er natürlich nicht zugab –, sagte er der Truppe von der ersten Minute an, es wehe jetzt ein anderer Wind, von Rückzug werde nicht mehr gesprochen, entweder werde man vorrücken oder dann in der Wüste sterben. In seinen Ansprachen vor den Soldaten war er derb bis zur Geschmacklosigkeit. Pausenlos hämmerte er ihnen ein, sie hätten nur dies eine zu tun – Deutsche zu töten; auch die Feldgeistlichen: «Wochentags einen und am Sonntag zwei.» Damit die Truppe wieder Selbstvertrauen fasste, liess er sie körperlich hart trainieren und intensiv ausbilden. Vor allem aber sorgte er für massive personelle und materielle Verstärkung. Die für die Verteidigung des Nildeltas vorgesehenen Divisionen kommandierte er an die Front, und pausenlos trafen neue Waffen, vor allem die modernsten amerikanischen Panzer der Typen «Sherman» und «Grant» ein. So gerüstet sah er Rommels neuem Angriff, der am 31. August begann, zuversichtlich entgegen. Damit seine Armee nicht wie vordem durch die wirblige Angriffsführung des Gegners verwirrt und geschwächt wurde, liess er sie samt Geschützen und Panzern tief in den Sand eingraben. Der Truppe gab er den Befehl, sich nicht von der Stelle zu rühren und den Gegner unter keinen Umständen anzugreifen. Der Feind sollte anrennen und sich an der undurchdringlichen Abwehr abnützen.

Diese Taktik hatte Erfolg. Rommel, dem es an Reserven und Treibstoff mangelte, musste den Vorstoss nach vier Tagen abbrechen. Montgomery verzichtete in eiserner Konsequenz auf die Ausnützung des Sieges und verfolgte den zurückgehenden Gegner nicht. Diese Schlacht bei Alam Haifa war Rommels letzte Offensive.

### Stärkeverhältnisse bei El Alamein

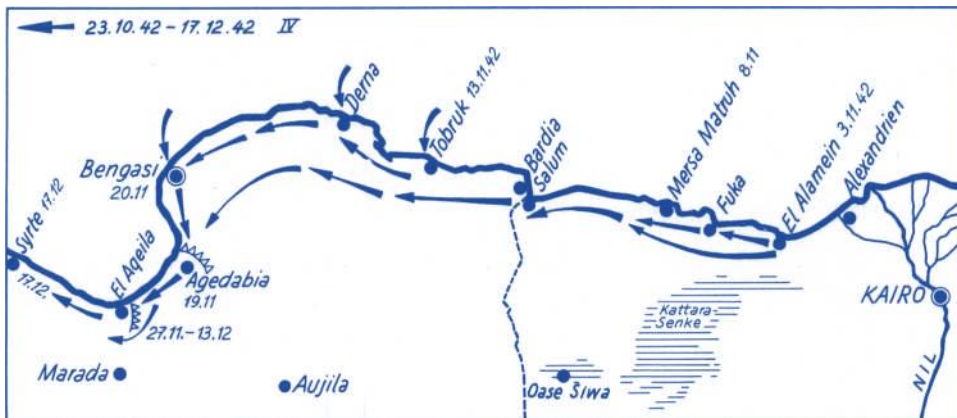
	Achsenmächte	brit. 8. Armee
Divisionen	12, davon 4 Panzer-Div.	12, davon 4 Panzer-Div.
Panzer	530 davon 260 deutsche Moderne Panzer: ca. 210	ca. 1'230
Flugzeuge	Einsatzfähig: ca. 350	Einsatzfähig: ca. 1'100
Mannschaftsbestände	80'000 Mann davon ca. 35'000 Deutsche	200'000 Mann

### El Alamein

Aus militärischer Sicht weist die Endschlacht von El Alamein, die am 23. Oktober begann, wenig auf, das von Interesse wäre: Keine genialen Pläne, keine gerissenen Täuschungen, keine überraschenden Schachzüge, nichts. Wie ein Boxer, der seinem Gegner an Gewicht und Reichweite hoch überlegen ist, ging Montgomery auf Rommel los und trieb ihn in die Seile; aber der Knockout kam nicht. Im Grunde genommen hat Montgomery den Gegner

einfach durch seine materielle Überlegenheit zermalmt und zurückgedrückt. Als die Schlacht begann, hatte er sechsmal mehr Panzer als Rommel; und obwohl er in den ersten zehn Tagen viermal höhere Verluste hinnehmen musste als der Gegner, lautete das Verhältnis gegen Ende der Schlacht 20:1 zu seinen Gunsten.

,=0 27.7.42-30.6.42 LR



Für Rommel war die Schlacht von vorneherein eine «Schlacht ohne Hoffnung». Der Gegner war ihm in allen Belangen, vor allem auch in der Luft, hoch überlegen. Kein einziger Öltan-



ker hatte im Oktober die deutschen Häfen in Nordafrika erreicht, und es fehlte an Nachschubgütern aller Art, von der Verpflegung bis zur Munition.

Am 2. November entschloss sich Rommel zum Rückzug. Am nächsten Tag um 13.30 Uhr traf ein Führerbefehl bei ihm ein, der ihm befahl, keinen Schritt zu weichen. Rommel, der bis dahin immer völlige Handlungsfreiheit gehabt hatte, gehorchte; aber 24 Stunden später musste er seine Stellung doch aufgeben. Ein 3'000 Kilometer langer Rückmarsch begann. Montgomery folgte ihm zögernd und vorsichtig.

### Das Kriegsgeschehen im Oktober 1942

- 4.10. Die Generäle Schukow und Wassilewski, als Vertreter des sowjetischen Oberkommandos, besprechen mit den sowjetischen Oberbefehlshabern im Raum Stalingrad die Pläne für die Umfassung der 6. deutschen Armee.
- 22.10. Die ersten Geleitzüge für das Unternehmen «Torch», die alliierte Landung in Nordwestafrika, stechen in See.
- 25.10. Die letzte deutsche Offensive gegen den Kaukasus wird gestartet. Sie bleibt am 2. November wenige Kilometer vor der Stadt Ordschonikidse stehen.

Bisweilen liebt es die Geschichte, grosse Ereignisse lange voraus anzukündigen. Der Zeitgenosse, der nicht wissen kann, wie es schliesslich herauskommen wird, vermag naturgemäss solche Zeichen nicht immer zu deuten. Erst im Rückblick tut sich oft deren wahre Bedeutung kund.

Als solches Zeichen kann die amerikanische Intervention in der Marokko-Krise von 1905 gedeutet werden. Es war das erste diplomatische Eingreifen der USA in Europa und eine klare Abwendung von der Monroe-Doktrin. Den USA fiel in diesem Streit die Rolle des Schiedsrichters zu; aber ihre Vermittlung bevorzugte Frankreich und England gegenüber den deutschen Ansprüchen. Da die Vereinigten Staaten fast gleichzeitig auch im russisch-japanischen Krieg – und zwar zuungunsten Japans – vermittelten, zeichneten sich in diesem Jahr die Konturen einer neuen Weltmacht ab, die in Zukunft sowohl in Europa wie im Fernen Osten gegen die Mächte, die als Störer des Gleichgewichts auftraten, Stellung zu nehmen imstande war. «Die Welt» – schreibt der englische Historiker Geoffrey Barraclough – «bekam im Jahre 1905 einen ersten Vorgeschmack vom zukünftigen Welt-Zeitalter.»

An diesen Prolog wird man erinnert, wenn man die alliierte Invasion in Nordafrika, die am 8. November 1942 begann, betrachtet. Nun vollzog sich, was fast 40 Jahr zuvor angedeutet worden war. Amerikanische Truppen landeten in Marokko, um von dort aus gegen den deutschen Aggressor vorzugehen, während im Pazifik schon seit fast einem Jahr amerikanische Verbände gegen Japan im Kampf standen. Den ersten amerikanischen Soldaten, die in dieser Nacht bei teilweise stürmischer See an Land gingen, fehlte die Kriegserfahrung; aber sie waren gut ausgerüstet, und sie kamen in grosser Zahl. Ihre Ankunft bedeutete, dass ein neues Kapitel der Geschichte begann. Der Primat Europas war nun zu Ende, und ein Weltmächtesystem entstand, das bis heute von Staaten dominiert wird, die an den Flanken Europas stehen.

## Wo beginnen?

Zwar hatten sich Churchill und Roosevelt an der Arcadia-Konferenz Anfang 1942 grundsätzlich auf die «Europa first»-Strategie geeinigt. Aber als es nun darum ging, diese Strategie in konkrete Pläne umzumünzen, ergaben sich beträchtliche Differenzen. Präsidentenberater Harry Hopkins und General Marshall, der Chef des amerikanischen Armeestabs, brachten am 8. April ein von Roosevelt gebilligtes Exposé nach London, das Westeuropa als den Schauplatz der ersten gemeinsamen Grossoffensive vorsah. «Nur dort» – hiess es in dem Papier – «können die vereinigten Land- und Luftstreitkräfte beider Länder voll entfaltet und kann Russland der grösste Beistand gewährt werden.» Die alliierte Invasionsarmee sollte aus 48 Divisionen bestehen, von denen England 18 zu stellen hatte; ausserdem hatte es die Hälfte der 5'800 Kampfflugzeuge und 60 Prozent des benötigten Schiffsraums zu liefern. Als frühestes Datum für diese Operation war der 1. April 1943 vorgesehen.

In der Zwischenzeit – wenn möglich im Frühherbst 1942 – sollte durch ein Invasionsunternehmen bei Cherbourg an der Spitze der Halbinsel Cotentin ein Brückenkopf gebildet werden, um die Deutschen zu zwingen, Streitkräfte von der russischen Front abzuziehen. Diese Operation trug den Decknamen «Sledgehammer».

Aber in England misstraute man diesen Vorschlägen. Churchill gab den Operationen «Gymnast» und «Jupiter», den Landungen in Nordafrika und Norwegen, den Vorzug. «Ich hielt es für besser», meinte er, «unsere rechte Pranke auf Nordafrika zu legen und mit der linken dem Gegner das Nordkap zu entreissen.» Lord Alanbrooke, dem Chef des Empire-Generalstabs, erschienen die Pläne einer Landung in Europa im Herbst 1942 geradezu als Verrücktheit. Er merkte auch bald, dass diese Pläne nur gerade bis zur Landung reichten; über das, was nachher geschehen sollte, wusste niemand recht Bescheid. Alanbrooke befürchtete, dass schon die Landung schwierig würde, da die Deutschen in Frankreich über 25 Divisionen verfügten. Das Ausbrechen aber aus dem schmalen Brückenkopf – sofern man diesen bis 1943 überhaupt halten konnte – schien ihm nahezu unmöglich.

Andererseits bezeichnete der amerikanische Kriegsminister Stimson die Pläne für eine Landung in Nordafrika schlicht als «eine wilde Ausschweifung». Amerikanische Stellen liessen durchblicken, wenn 1942 keine Landung in Europa erfolge, würden die Hauptanstrengungen in den Pazifik verlegt; in diese Richtung drängten vor allem Admiral King, der Stabschef der US-Marine, und General MacArthur, der Oberbefehlshaber im Pazifik. Erst eine neuerliche Reise nach Washington, zu der Churchill am 17. Juni aufbrach, führte schliesslich eine Klärung herbei. Churchill gelang es, Roosevelt zu überzeugen, dass «Sledgehammer» 1942 unmöglich durchzuführen war. Am 24. Juli gaben die Amerikaner nach. Es wurde vereinbart, der Invasion in Nordafrika den Vorzug zu geben, diese aber durch Landungen in Oran und Algier möglichst weit nach Osten auszudehnen. Das Unternehmen erhielt von Churchill den neuen Decknamen «Torch» – Fackel – der zeigen sollte, dass mit ihm neues Licht über den Atlantik kam. Oberbefehlshaber sollte ein Amerikaner sein.



*Wende im Mittelmeerraum – erste amerikanische Truppen landen in Nordafrika.*

## Ein Mann schwimmt übers Meer

Der Mann, der diese Aufgabe übernahm, war Dwight David Eisenhower. Er war 52 Jahre alt, hatte noch nie eine Kompanie, geschweige denn eine Armee, im Felde geführt und war noch gut ein Jahr zuvor erst Oberstleutnant gewesen. Nach dem Krieg sagte Eisenhower, keines seiner zahlreichen Unternehmen sei so schwierig gewesen wie die Invasion in Nordafrika.

Das darf man ihm glauben. Als er am 26. Juli von General Marshall die Mitteilung erhielt, er sei zum Oberbefehlshaber dieses Unternehmens bestimmt worden, mag er sich vorgekommen sein wie einer, der über den Ozean zu schwimmen hat, und das erst noch in Rekordtempo. Denn die Zeit drängte; spätestens in dreieinhalb Monaten musste die Invasion erfolgen; nachher machten die Stürme Landungen unmöglich. «Es kam so sehr auf Eile an» – sagte Eisenhower in seinem Buch ‚Kreuzzug in Europa‘ –, «dass keine Zeit mehr blieb, den sichersten und besten Plan aufzustellen – unser Ziel musste das Erreichbare sein.»

Dabei fehlte es an allem und jedem; in Überfluss war nichts vorhanden. In 600 Schiffen mussten an die 300'000 Mann samt Material und Munition über ein Meer transportiert werden, das von deutschen und italienischen U-Booten verseucht war. Ständig waren Umdispositionen nötig, weil zahlreiche der für das Unternehmen bestimmten Schiffe schon vor dem Besammlungstermin versenkt wurden. Von England aus waren es 2'400, von Amerika aus 5'000 Kilometer bis zu den Landeplätzen; die ersten Geleitzüge mussten mehr als einen halben Monat vor dem Invasionstermin, der auf den 8. November festgelegt wurde, in See stechen. Die Hast der Vorbereitungen führte zu grotesken Situationen. Auf einer Inspektionsreise hörte Eisenhower von einem Truppenkommandanten, seine Leute seien soeben mit neuen Bazookas für die Panzerabwehr ausgerüstet worden, doch hätten weder er noch irgendetwas in seiner Einheit dieses Ding vorher je gesehen. Am nächsten Tag wurde die Einheit verschifft und trat bald darauf mit dieser Waffe in den Kampf, mit der sie nie zuvor geübt hatte.

Andere Schwierigkeiten kamen hinzu: Die Operation, die britische und amerikanische Verbände umfasste, wurde von einem internationalen Stab geleitet, dessen Zusammenarbeit sich erst einspielen musste. Die Landung erfolgte in einem Gebiet, das – wie Lord Alanbrooke schreibt – «... keinem einzigen englischen oder amerikanischen Offizier vertraut war...», wo die Alliierten «... nicht einen einzigen Hafen oder Flugplatz in Besitz hatten und das von 200'000 französischen Soldaten bewacht wurde ... und einer starken Flotte, deren Offiziere den englischen Überfall von vor zwei Jahren noch nicht vergessen hatten.» Der einzige Flugplatz, von dem aus dem ganzen Landeunternehmen Fliegerschutz gegeben werden konnte, war jener von Gibraltar; er war so vollgestopft mit Flugzeugen, dass die Startbahn 400 Meter ins Meer hinaus verlängert werden musste, um die Maschinen überhaupt unterbringen zu können.

Und all diese Vorbereitungen mussten unter dem Deckmantel äusserster Geheimhaltung erfolgen und mit umfangreichen Täuschungsmanövern verbunden werden. Der Gegner musste glauben, der Angriff gelte Tripolis oder einer der Mittelmeerinseln, und nicht Französisch-Nordafrika. Was nützten aber alle Vorbereitungen, wenn im entscheidenden Augenblick Stürme die Landung verunmöglichten, wenn Spanien gegen Gibraltar vorging oder wenn die französischen Truppen stärkeren Widerstand leisteten als erwartet? Vollends entsetzt musste Eisenhower sein, als er erfuhr, welche politischen Komplikationen ihn in Marokko und Algerien möglicherweise erwarteten.

Andere hätten vielleicht vor diesen Schwierigkeiten kapituliert, nicht aber Eisenhower. Er

war kein überragender Stratege und auch kein gerissener Taktiker, aber er besass zwei vorzügliche Eigenschaften: Er war ein hervorragender Organisator und ein Mann, der mit Charme und unerschütterlichem Optimismus alle Mitarbeiter zusammen auf das gemeinsame Ziel hinführte. «Die Lage war verschwommen», schreibt er, «... der Umfang der Mittel unbekannt, das Endziel ungewiss; und der einzige feststehende Faktor bei der ganzen Angelegenheit war der uns erteilte Angriffsbefehl.» Diesen Befehl aber führte er aus. Nach dem Abschluss der Vorbereitungsarbeiten und nach zwei durch schlechtes Wetter vereitelten Versuchen, von England nach Gibraltar zu fliegen, konnte Eisenhower Anfang November den Flug schliesslich wagen. Die Maschinen hielten eine durchschnittliche Höhe von nur 30 Metern. Als sie Gibraltar anfliegen, meinte der Pilot zu Eisenhower, es sei ihm noch nie vorgekommen, dass er am Ende eines langen Fluges habe höher gehen müssen, um das Rollfeld überhaupt anfliegen zu können. Drei Tage später, in der Nacht vom 5. auf den 6. November, stand Eisenhower in der Dunkelheit auf den Vorbergen Gibaltars und sah, wie die ersten Schiffe des Invasionsverbandes durch die Meerenge dampften. Es gab keinerlei Meldung von Luft- oder Unterseebootangriffen.

### **Noch einmal: Die Tragödie Frankreichs ...**

Der amerikanische Diplomat Robert Murphy, der die alliierte Invasion in Nordafrika politisch vorzubereiten hatte, ist der Meinung, das Unternehmen «Torch» sei vom militärischen Standpunkt aus zum Teil reiner Bluff gewesen. Die Operation hätte mindestens einer halben Million Mann bedurft, über die die Alliierten aber bei Weitem nicht verfügten. Auch Eisenhower schreibt, die Expedition sei «... in der Hoffnung geplant worden, dass die französischen Streitkräfte sowie die Amtsträger und die Bevölkerung Nordwestafrikas uns kampfflos Zutritt...» gewährten, doch habe es für diese Annahme kaum realistische Anhaltspunkte gegeben: «Es war eben mehr eine Hoffnung als eine Erwartung.»

War diese Hoffnung berechtigt? Sicher gab es Franzosen in Nordafrika, die auf die Ankunft der Alliierten warteten, um mit ihnen das Mutterland zu befreien und Deutschland zu besiegen. Aber es gab, namentlich unter den Offizieren und Beamten, auch viele, die sich an Pétain gebunden fühlten, und denen Ehre und Eid geboten, die Kolonien gegen jeden Angreifer zu verteidigen. Bei vielen waren ausserdem die antibritischen Gefühle kaum geringer als die antideutschen. Das wusste man übrigens auch im alliierten Oberkommando, weshalb man die ganze Operation unter amerikanischer Flagge segeln und in den ersten Angriffswellen vor allem Amerikaner an Land gehen liess. Churchill dachte sogar ernsthaft daran, alle an «Torch» beteiligten britischen Soldaten in amerikanische Uniformen zu stecken.

Murphys Mission, die darin bestand, unter den französischen Funktionären in Nordafrika eine proalliierte 5. Kolonne aufzubauen, wurde dadurch erschwert, dass er in allen Fragen von Belang – auch in Bezug auf das Datum der Invasion – zu absolutem Schweigen verpflichtet war. Auch General de Gaulle und seine Befreiungsbewegung in London erfuhren von dem ganzen Vorhaben nichts. Churchill lebte damals noch in der Illusion, man könne die Kränkung, die man de Gaulle zufügte, dadurch wieder gutmachen, dass man ihn zum Gouverneur von Madagaskar ernenne!

Murphy gelang es, einige hohe französische Offiziere für die Mitarbeit zu gewinnen; unter ihnen waren die Generäle Mast in Algier und Bethouart in Casablanca. Von ihnen vernahm er, dass der Mann, der wohl am ehesten alle Franzosen um das alliierte Banner zu scharen vermöge, General Henri Giraud sei, der als junger Offizier in Nordafrika glänzende Leistungen vollbracht hatte und vor Kurzem aus deutscher Festungshaft geflohen war. Wirklich

gelang es den Alliierten in einem waghalsigen Unternehmen, Giraud mit einem U-Boot und einem Wasserflugzeug von Südfrankreich nach Gibraltar zu bringen. Aber zu ihrer und Girauds eigener grosser Enttäuschung zeigte sich bald nach Beginn der Invasion, dass er nicht die geringste Autorität über die in Nordafrika stehenden französischen Generäle besass; sie liessen ihn einfach links liegen.

### Halb Western – halb Krimi

Im Oktober 1942 arrangierte Robert Murphy ein Stabtreffen zwischen französischen und amerikanischen Offizieren, um den kooperationsbereiten französischen Offizieren in Nordafrika genauere Angaben über die Invasion machen zu können. Von französischer Seite nahm General Mast mit einigen Staboffizieren, von amerikanischer Seite der stellvertretende Befehlshaber der Operation «Torch», General Mark Clark, an dem Treffen teil. Selbstverständlich musste die Zusammenkunft im geheimen stattfinden; Treffpunkt war eine einsame Farm etwa 120 Kilometer westlich von Algier. Die Amerikaner waren in einem U-Boot von Gibraltar herübergekommen. Das Treffen, das Liddell Hart «eine Mischung von Spionageroman und Western» nannte, schildert Lord Alanbrooke in seinem Tagebuch folgendermassen:

«Der Treffpunkt war markiert durch eine Lampe, die in einem Fenster vor einem weissen Laken hing. Clark ging im Schlauchboot an Land, das infolge der starken Brandung kenterte. Dann traf er Murphy, französische Staboffiziere und später auch den kommandierenden General. Die Besprechungen verliefen äusserst günstig, nur wurden sie von der Polizei gestört. Clark und seine Begleiter mussten sich im Weinkeller verstecken, wo einer von ihnen, ein englischer Hauptmann, einen Hustenanfall bekam. Clark gab ihm, um ihm zu helfen, ein Stück Kaugummi, das er aus seinem Mund genommen hatte. Gleich darauf bat der Hauptmann um ein neues Stück. Clark fragte ihn, ob er es verschluckt habe. ‚Nein‘, sagte der Hauptmann, ‚aber was Sie mir gegeben haben, hat nicht viel Geschmack.‘ ‚Kein Wunder‘, erwiderte Clark, ‚denn ich habe schon zwei Stunden daran gekaut.‘ Die Gruppe hatte dann grösste Mühe, heimzukehren und wäre beinahe ertrunken, da die Boote wieder voll Wasser liefen.»

Da kam den Alliierten das Schicksal in eigenartiger Weise zu Hilfe. Zufälligerweise befand sich in der Nacht der Invasion Admiral Darlan, der französische Oberkommandierende, in Algier; er war hergekommen, um seinen an Kinderlähmung erkrankten Sohn zu besuchen. Darlan war zwar in den Augen der Alliierten mit dem Makel behaftet, dass er unter Pétain Vizepräsident gewesen war und als Mann der Kollaboration mit den Deutschen galt. Aber er verfügte über die höchste Kommandogewalt, und er war schliesslich nach längeren Verhandlungen am 10. November bereit, den französischen Truppen in Nordafrika die Feuer-einstellung zu befehlen; sein Befehl wurde überall respektiert. So endeten nach zwei Tagen die Kämpfe, die vor allem in Marokko noch in vollem Gange waren und für die amerikanischen Truppen nicht überall gut aussahen.

### ... und der französischen Marine

Hitler erfuhr von der Invasion in Nordafrika auf einem kleinen Bahnhof in Thüringen, als er gerade im Führerzug zur traditionellen Parteifeier nach München unterwegs war. Zwar hatte die deutsche Luftaufklärung seit dem 3. November starke Schiffsansammlungen in Gibraltar gemeldet, und seit dem 6. November unterrichtete die Seekriegsleitung das Führerhauptquartier, dass der Feind ein Unternehmen allergrössten Ausmasses plane, da grosse Verbände die Gibraltarstrasse nach Osten durchlaufen hätten. Aber in Hitlers Umgebung hielt man an der Auffassung fest, das Ziel dieser Verbände sei Tripolis oder Kreta. General Jodi, der Chef des Wehrmachtführungsstabes, sagte in seiner letzten Lagebesprechung vor der Invasion, am 7. November um 19.00 Uhr, «... dass in erster Linie eine Landung in den



Häfen der Cyrenaika erwartet werden müsse zu dem Zweck, die Armee Rommel zu vernichten; dass aber auch gleichzeitig ... die Wegnahme von Kreta beabsichtigt sein könne, um einen weiteren wichtigen Stützpunkt im östlichen Mittelmeer zu gewinnen...» Eine Landung in Französisch-Nordafrika bezeichnete er als ganz unwahrscheinlich, und die deutsche Führung traf für diesen Fall auch keinerlei Abwehrmassnahmen.

Als sich im Verlaufe des 10. Novembers zeigte, dass der französische Widerstand in Afrika zu Ende war, ordnete Hitler für den folgenden Tag die Durchführung des seit Langem vorbereiteten Unternehmens «Attila» an: Die Besetzung des freien Restfrankreichs. Am 11. November konnte die Operation, die jetzt «Anton» hiess, widerstandslos durchgeführt werden; es war der 24. Jahrestag des französischen Sieges über Deutschland im Ersten Weltkrieg. Als Hitler zwei Wochen später, am 27. November, durch einen Handstreich auf Toulon auch die dort vor Anker liegende Flotte in die Hand zu bekommen suchte, entzog sich diese dem deutschen Zugriff durch Selbstversenkung. 61 Schiffe wurden von ihren Kommandanten auf Grund gesetzt.

In diesem Augenblick standen die vordersten alliierten Verbände schon jenseits der tunesischen Grenze, 1'500 Kilometer östlich von Gibraltar. Churchill machte bereits Pläne, wie man nach Eurpa übersetzen könne. In einem Memorandum forderte er seine Stabschefs auf, in Nordafrika vorwärtszumachen: «Nordafrika ist ein Sprungbrett, kein Sofa.»

## Übriges Geschehen im November 1942

- 1.11. Das Führerhauptquartier wird von Winniza in der Ukraine wieder nach Rastenburg in Ostpreussen zurückverlegt.
- 9.11. Die Regierung Pétais bricht die Beziehungen zu den USA ab.
- 17.11. Die Briten entsetzen Malta.
- 19.11. Beginn der sowjetischen Grossoffensive nördlich von Stalingrad, einen Tag später auch im Süden der Stadt.
- 22.11. Die sowjetische Zange schliesst sich bei Kalac, ca. 75 Kilometer westlich von Stalingrad.
- 26.11. In Bihac findet die erste Tagung des «Antifaschistischen Rats der Nationalen Befreiung Jugoslawiens» statt, einer Art Nationalen Front Titos.

Stalingrad hätte nicht sein müssen, und es ist sehr wohl denkbar, dass diese Stadt uns heute so wenig bekannt wäre wie andere Städte in den weiten Öden Südrusslands auch. Hätte Stalingrad noch Zarizyn geheißen wie in zaristischer Zeit, so hätte Hitler seinen Angriff wohl unterlassen. Aber der symbolträchtige Name reizte ihn, wie ihn Leningrad, «die Brutstätte des Bolschewismus», reizte. Aus Symbolgründen machte er ein zweitrangiges militärisches Ziel zu einem erstrangigen, um das er mit enormem Einsatz kämpfte. Er hat den Einsatz verloren, die 250'000 Mann der 6. Armee, die hier gefangengenommen wurden und untergingen. So wurde Stalingrad zu dem, was es bis heute ist: Zum Symbol für die Wende im Osten.

Zwar hat Hitler selbst immer die wirtschaftliche Bedeutung dieser Stadt herausgestrichen. Am 8. November 1942 sagte er in einer Rede in München, er habe zur Wolga gewollt, und zwar an einer bestimmten Stelle und bei einer bestimmten Stadt, die zufälligerweise den Namen von Stalin trage. Dorthin aber habe er gewollt, «... weil dort ein ganz wichtiger Punkt ist. Dort schneidet man nämlich dreissig Millionen Tonnen Verkehr ab. Darunter fast neun Millionen Tonnen Ölverkehr. Dort floss der ganze Weizen aus diesen gewaltigen Gebieten der Ukraine zusammen ... Dort ist das Manganerz gefördert worden; dort war ein gigantischer Umschlagplatz.» Diesen Platz habe er nehmen wollen – sagte Hitler, und fügte bei: «... und wissen Sie – wir sind bescheiden –: wir haben ihn nämlich.»

Da stimmte manches nicht, und vor allem der Schluss war falsch. Stalingrad fiel zwar in Trümmer, doch erobert wurde es nicht. Nicht nur für Hitler, sondern auch für Stalin und seine Landsleute wurde die Stadt zu einem Symbol: Zum Symbol des Widerstandes bis zum Letzten.

## **In den Schluchten der Trümmer**

Am 23. August hatten Vortrupps der 6. deutschen Armee unter General Friedrich Paulus die nördlichen Ränder Stalingrads erreicht. Am 10. September war auch die Spitze der 4. Panzerarmee Generaloberst Hoths in den südlichen Vororten an die Wolga vorgedrungen. Aber im unendlichen Häusermeer der Stadt, die sich über 35 Kilometer weit am Westufer der Wolga erstreckte, verlor die Offensive rasch jeden Schwung. Der Angriff löste sich auf in Einzelaktionen und in den Kampf um Strassenzüge und Häuserblocks. Das, was bisher die Stärke der deutschen Kriegsführung ausgemacht hatte, kam hier nicht mehr zur Geltung: Die überlegene Manövrierfähigkeit und der konzentrierte Einsatz von Panzern und Flugzeugen.

Der ununterbrochene Ansturm brachte zwar auch die Verteidiger – die 62. Armee unter General Tschuikow – in starke Bedrängnis. Mitte Oktober hielten sie nur noch einen etwa acht Kilometer langen Streifen von geringer Tiefe im Stadtzentrum. Aber je enger der Ring wurde, umso konzentrierter wurde der Widerstand, während sich bei den Angreifern immer deutlicher Abnützungerscheinungen zeigten. Halder, damals noch Generalstabschef, sprach von einem «Ausbrennen der Angriffstruppe». Und während der weit nach Osten vorgeschobene Ort der Schlacht den Sowjets die Versorgung erleichterte, wurde diese für die Deutschen immer schwieriger. Eine einzige Bahnlinie führte von Westen an die Front, aber statt der benötigten 8 bis 10 Züge kamen im Oktober nur 4M pro Tag nach vorn. Der

Betriebsstoffmangel wurde derart knapp, dass Transportkolonnen durch Pferde und Zugochsen beweglich gemacht werden mussten. Tagelang trafen keine Munitionszüge ein, und der Nährwert der täglichen Verpflegungsportionen sank Ende Oktober auf weniger als 2'000 Kalorien.

### Exponiert

Unbestreitbar hatte die 6. Armee in diesem Sommer hervorragende Gewinne erzielt. Vom Mai bis August war sie über 600 Kilometer nach Osten vorgestossen. Aber jetzt befand sie sich zusammen mit der 4. Panzerarmee in einer weit in den Feind vorragenden Frontausbuchtung, deren Flanken lang und schlecht geschützt waren. Im Süden übernahm die rumänische 4. Armee die Sicherung. Weit draussen in der Kalmückensteppe hielt eine einzige deutsche Division die Verbindung zur Heeresgruppe 4, die rund 500 Kilometer weiter südlich kämpfte. Im Norden stand die 3. rumänische Armee am Don, und westlich anschliessend an sie die italienische 8. Armee.

Aber diese Hilfskorps der Verbündeten waren schwach und weit auseinandergezogen. Es gab Divisionen, deren Abschnittsbreite 60 Kilometer betrug. Viele Verbände der Rumänen galten als unzuverlässig. Zwischen Kader und Mannschaft bestand eine tiefe Kluft, und ein Unteroffizierskorps gab es kaum. Den Offizieren fehlte es an Verantwortungsgefühl für ihre Leute, und sie rissen oft als erste aus. Unter der Mannschaft, die meist aus dem Bauernstand stammte, gab es viele, die ihre Familien seit zwei Jahren



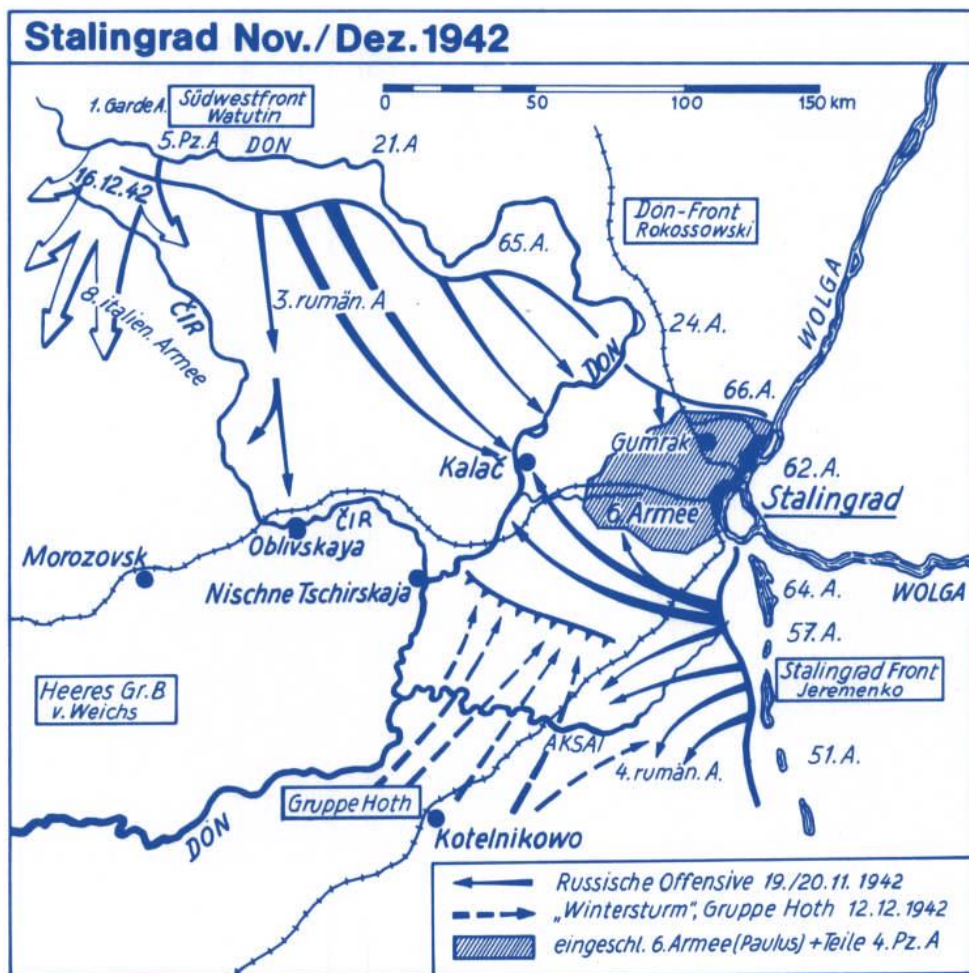
*Wende an der Ostfront. Die Rote Armee hält Stalingrad.*

nicht mehr gesehen hatten. Die Ausrüstung war mangelhaft und veraltet. Es fehlte vor allem an Mitteln zur Panzerbekämpfung, so dass feindliche Panzerangriffe panischen Schrecken verbreiteten. Da die baumlose Steppe kaum Holz hergab, war es schwierig, Unterstände zu bauen. Unterkünfte für die Truppe gab es auch im Winter kaum. Den deutschen Truppen wurde eingeschärft, abfällige Bemerkungen über ihre Bundsgenossen zu unterlassen.

### Menetekel

Am 15. November gab Goebbels an die deutsche Presse folgende Tagesparole aus: «Das Ringen um Stalingrad nähert sich seinem erfolgreichen Ende... Die deutsche Presse hat sich vorzubereiten, den Sieg in wirkungsvoller Form, gegebenenfalls durch die Ausgabe von Extrablättern, zu würdigen. Das den Schriftleitungen bereits vorliegende Material über die Bedeutung des Falles von Stalingrad ist druckbereit zu halten.»

Als Goebbels dies schrieb, lagen am Don sowie südlich von Stalingrad 50 sowjetische Divisionen bereit, um in einem grossen Zangenangriff die beiden vor der Stadt stehenden



deutschen Armeen einzuschliessen. Sie waren seit Wochen herantransportiert und in nächtlichen Verschiebungen in ihre Angriffsstellungen verbracht worden; einzelne Verbände hatten Fussmärsche von bis zu 400 Kilometern hinter sich. Sie mussten nicht mehr lange auf das Signal zum Angriff warten.

General Paulus hatte schon im September vor einer solchen Operation des Gegners gewarnt. Sein Stabschef, General Schmidt, hatte im Oktober auf einer Karte die vermutliche Stossrichtung eines sowjetischen Angriffs eingezeichnet: Einbruch an der tiefen Flanke des Don, und ein zweiter Einbruch südlich von Stalingrad mit Stossrichtung Nordwest. Im Oktober und November deuteten manche Signale auf ein grosses Vorhaben des Gegners hin. Dieser hatte seinen Funkverkehr eingeschränkt, und die deutsche Luftaufklärung ergab eine lebhaftige Bautätigkeit am Don. Ende Oktober führten 20 Brücken und mehr als 50 Stege und Fähren über diesen Fluss. Am 6. November konnte im sowjetischen Funknetz erstmals die Führung einer neugebildeten Südwestfront festgestellt werden, die der rumänischen 3. Armee gegenüber lag. Gefangene Soldaten der Roten Armee sagten einen Grossangriff auf den 6. November, den 25. Jahrestag der bolschewistischen Revolution, voraus. Auffallende Verstärkungen zeigten sich auch bei der 57. Armee südlich von Stalingrad.

Am 12. November sagte die Abteilung Fremde Heere Ost in ihrer Lagebeurteilung, ein Angriff gegen die rumänische 3. Armee stehe unmittelbar bevor. Dieser bezwecke «... die Bahn nach Stalingrad zu unterbrechen, damit weiter ostwärts stehende Kräfte zu gefährden und eine Rücknahme der bei Stalingrad stehenden deutschen Kräfte zu erzwingen ...».

Spätestens jetzt erkannte die Heeresgruppe B, der die 6. Armee unterstand, in welcher tödlicher Bedrohung sich diese befand. Eiligst wurden die rumänischen Truppen mit deutschen Panzerkorps verstärkt; aber es gab kaum Reserven, über die man verfügen konnte. Vielleicht wurde der Gegner auch jetzt noch unterschätzt. Jedenfalls sagte General Schmidt am 1. Dezember, als es schon zu spät war: «Es ist falsch, jetzt einen Schuldigen für diese Not aufzugreifen. Wir haben alle die Gefahr nicht in ihrer Grösse erkannt... und den Russen wieder mal unterschätzt.»

## In der Zange

Der Angriff der Roten Armee, der unter dem Decknamen «Uran» geplant worden war, begann am 19. November um 5 Uhr morgens. Heftiges Artilleriefeuer bereitete ihn vor, dann traten die 5. Panzerarmee, die 21. Armee und die 65. Armee aus ihren Brückenköpfen zum Angriff an. Die rumänischen Soldaten wurden zum Überlaufen aufgefordert. Auf Flugblättern stand: «Rumänen, Brüder! Nicht wir sind eure wirklichen Feinde, sondern Hitler mit seinen Deutschen.» Marschall Schukow und sein Stabschef Wassilewski, die die Offensive geplant hatten, rechneten damit, dass das Hauptziel Kalac, das 140 Kilometer entfernt war, in drei Tagen erreicht werde. Schon am Abend des ersten Tages wurden Einbrüche bis zu 60 Kilometern Tiefe erzielt.

Am folgenden Tag trat auch die Stalingrader Front unter Marschall Jeremenko zu ihrem Angriff Richtung Westen an. Diese zeitliche Staffelung war ein Täuschungsmanöver, das die Herresgruppe B zur Entblössung ihrer rechten Flanke verleiten sollte. Um die Überlegenheit zu steigern, bildeten die Sowjets extreme Schwerpunkte. So konzentrierten sich bei der Südwestfront, die von General Watutin geführt wurde, auf neun Prozent der Abschnittsbreite die Hälfte aller Schützendivisionen, alle Panzer- und Kavalleriekorps und 85 Prozent der Artillerie.

Obwohl die sowjetische Führung mit diesem Einkreisungsmanöver grossen Stils ein für sie



völlig neuartiges Unternehmen gewagt hatte, gelang es vollkommen. Schon am 22. November um 5.15 Uhr morgens konnte eine Vorausabteilung der 5. Panzerarmee den Don bei Kalac überqueren und die dortige Brücke im Handstreich nehmen. Am folgenden Tag erreichten auch Truppen der Stalingrad-Front diesen Brückenkopf. Damit waren die 6. Armee und Teile der 4. Panzerarmee, die durch den feindlichen Vorstoss entzweigeschnitten worden waren, im Kessel von Stalingrad eingeschlossen. Dieser Kessel mass in der West-Ost-Richtung etwa 60, von Norden nach Süden etwa 35 Kilometer. In ihm befanden sich 250'000 Mann mit 100 Panzern, 1'800 Geschützen, 8'000 Pferden und 10'000 Fahrzeugen.

## Kein Ausbruch

General Paulus war schon am 21. November zum Schluss gekommen, die 6. Armee müsse von Stalingrad abgezogen und auf eine Stellung am Flusse Cir zurückgenommen werden. Aber am Abend dieses Tages traf vom Berghof, wo Hitler sich immer noch aufhielt, die Weisung ein, Stalingrad und die Wolgafront seien unter allen Umständen zu halten. Am folgenden Tag kamen General Paulus und sein Stabschef Schmidt unabhängig voneinander zum Schluss, man müsse mit der gesamten Armee nach Südwesten ausbrechen, was allerdings nicht vor dem 26. November geschehen könne. Am 23. November abends schilderte General Paulus die Lage seiner Verbände in einem Telegramm an Hitler mit folgenden Worten: «Munition und Betriebsstoff gehen zu Ende. Zahlreiche Batterien und Panzerabwehrwaffen haben sich verschossen. Eine rechtzeitige, ausreichende Versorgung ist ausgeschlossen. Die Armee geht in kürzester Zeit der Vernichtung entgegen, wenn nicht unter Zusammenfassung aller Kräfte der von Süden und Westen angreifende Feind vernichtend geschlagen wird. Hierzu ist sofortige Herausnahme aller Divisionen aus Stalingrad erforderlich. Unabwendbare Folge muss dann Durchbruch nach Südwesten sein... Bitte aufgrund der Lage nochmals um Handlungsfreiheit! Heil mein Führer!»

Aber Hitler, der unterdessen ins Hauptquartier nach Rastenburg zurückgekehrt war, blieb bei seiner Meinung und verweigerte den Ausbruch. Am 24. November telegraphierte er dem Oberbefehlshaber der 6. Armee: «Die Armee darf überzeugt sein, dass ich alles tun werde, um sie entsprechend zu versorgen und rechtzeitig zu entsetzen. Ich kenne die tapfere 6. Armee und ihren Oberbefehlshaber und weiss, dass sie ihre Pflicht tun wird.»

Zu diesem Entschluss Hitlers hat entscheidend die Versicherung Görings beigetragen, die 6. Armee könne aus der Luft versorgt werden; er bürgte dafür, dass täglich 500 Tonnen Nachschubgüter in den Kessel eingeflogen würden. Alle Fachleute, darunter Generalstabschef Zeitler und der Kommandant der zuständigen Luftflotte 4, Generaloberst von Richtofen, waren entsetzt über diese verantwortungslose Prahlerie. Aber Hitler lobte Göring, der nicht so kleinmütig sei wie die anderen; «der schaffe das wie in früheren Jahren».

In Wirklichkeit konnte die versprochene Nachschubmenge auch nicht annähernd erreicht werden. Im Kessel waren nur zwei Flugplätze benützbar, die überdies wegen der schlechten Witterung häufig nicht angefliegen werden konnten. Statt der erforderlichen 700 standen Ende November nur 400 Maschinen zur Verfügung, von denen 35 Prozent einsatzbereit waren und 30 bis zum 2. Dezember bereits verloren gingen. Im Dezember wurden pro Tag etwa 100 Tonnen Versorgungsgüter ein- und 500 Verwundete ausgefliegen. Aber statt der erforderlichen 150 Tonnen Verpflegung kamen nur 42, und statt der 200 Tonnen Munition nur etwas über 20 täglich herein; an Betriebsstoffen wurden sogar nur 4,2 Prozent der ursprünglich zugestandenen Menge geliefert. Die Versorgungslage verschlechterte sich daher rapid.



## Aufgegeben

Trotz dieser bedenklichen Lage schöpften die Wehrmänner der eingeschlossenen Armee Anfang Dezember nochmals Hoffnung. General Schmidt hatte in einem zündenden Aufruf der Truppe klargemacht, warum man jetzt nicht ausbrechen konnte. Der Aufruf schloss mit den Worten, die bald im ganzen Kessel die Runde machten: «Drum haltet aus, der Führer haut uns raus.»

Wirklich lief am 12. Dezember die Entsatzoperation zugunsten der 6. Armee an. Generaloberst Hoth erhielt den Auftrag, mit einer neuen Angriffsgruppe, zu der auch die aus der Bretagne herangeführte 6. Panzerdivision gehörte, von Kotelnikovo aus zur 6. Armee durchzubrechen, während diese ihr mit einer gepanzerten Ausbruchsgruppe entgegenkommen sollte. Die Distanz bis zum Kesselrand betrug 130 Kilometer. Die Operation erhielt den Namen «Wintergewitter».

Aber Hoths Gruppe traf auf so heftigen Widerstand, dass sie am 21. Dezember nicht mehr weiter kam; sie stand noch 50 Kilometer vom Rand des Kessels entfernt. Die Ausbruchsgruppe der 6. Armee aber, die sehr schwach war, hatte nur Betriebsstoff für 30 Kilometer, und Hitler gab ihr die Einwilligung zum Ausbruch noch immer nicht.

Da trat ein Ereignis ein, das den letzten Funken Hoffnung für die 6. Armee auslöschte. Am 16. Dezember traten drei sowjetische Armeen zu einer Grossoffensive gegen die italienische 8. Armee an, die sofort zusammenbrach. Damit drohte ein russischer Durchbruch nach Rostow, der zu einem «Super-Stalingrad» und zur Einkesselung der ganzen Heeresgruppe B samt der im Kaukasus stehenden Heeresgruppe A geführt hätte. Aus diesem Grund wurden die für den Entsatz der 6. Armee herangerückten Divisionen abgezogen und auf den neuen Kampfplatz geworfen. Am Weihnachtstag wurde General Paulus, und bald auch seiner Truppe, klar, dass die 6. Armee aufgegeben worden war.

## Übriges Geschehen im Dezember 1942

- 1.12. Mussolini drängt Hitler, den Krieg gegen die UdSSR abzuschliessen.
- 2.12. Der amerikanische Kernphysiker Enrico Fermi setzt in Chicago den ersten Atomreaktor in Gang.
- 19.12. Hitler beschliesst, Nordafrika zu halten. Die Truppen in Tunesien werden laufend verstärkt.
- 24.12. Admiral Darlan wird durch einen gaullistischen Fanatiker in Algier ermordet.
- 28.12. Hitler beschliesst, die Heeresgruppe A aus dem Kaukasus zurückzuziehen.